Per. 52 m (3,3.4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36625249370014 S

<36625249370014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Freihafen.

Dritter Jahrgang.

Drittes Heft.

3, 3. 4
1840
66 5

Digitized by Google

Interessante Neuigkeit für Theologen.

So eben ist erschienen:

Predigten

über

den ersten Brief des Johannes

in seinem

innern Zusammenhange.

Von

J. C. G. Johannsen,

Doctor der Theologie und Philosophie, Hauptprediger an der deutschen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen, Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 3 Rl.

Die geistreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner **hochberühmten** Herrn Verfassers, haben auch in Deutschland die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die vorstehende Predigtsammlung wird um so mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des, mit seltenem Geiste ausgestatteten, Herrn Dr. Johannsen noch mehr in Deutschland zu verbreiten und zu befestigen, als dieses Werk den glänzendsten Beweis von den außerordentlichen Talenten desselben liefert, welches wir daher nicht dringend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

Digitized by Google

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Dritter Jahrgang.

Drittes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1840.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

I. Die neuern Entwürfe zu einer Regeneration der Gesellschaft. Von Dr. F. Schmidt. . . . . S. 1

II. Die Geschiedene. Novelle von Leopold Schweitzer. . . . . = 54

III. Der Grundriß der christlichen Weltanschauung. Von Friedr. Wilh. Carové. (Zweiter Artikel). . = 107

IV. Ueberlieferungen und Umrisse aus Napoleons Tagen. Von Helmine von Chezy. 1. Frau von Genlis und Napoleon. 2. Friedrich und Dorothea von Schlegel. . . . . = 124

V. Deutscher Volksgesang am Niederrheine. Von W. von Waldbrühl. = 178

VI. Oesterreichs Stellung zu dem allgemeinen europäischen Staaten-Systeme, dem deutschen Zollverein und den eigenen Völkerschaften. . . . . . = 204

VII. Die Universität Zürich. Von F. E. P. . . . . = 212

VIII. Die politische Journalistik und Publizistik der Schweiz im Jahr 1840. Vom Professor Dr. Troxler. = 239

IX. Russische Literaturwirren in Deutschland. Von Wolkoff. . . = 259

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

II.

Die neueren Entwürfe zu einer Regeneration der Gesellschaft.

„Ich ging über die Erde, wie wir alle, arme Wanderer eines einzigen Tages, über dieselbe gehen und hörte tiefes Seufzen; ich öffnete die Augen, und meine Augen sahen unerhörte Leiden, Schmerzen ohne Zahl. Bleich, krank, entstellt, mit einem blutbefleckten Trauergewande angethan, erhob sich die Menschheit vor mir, und ich fragte mich: ist das der Mensch? ist es so, daß ihn Gott geschaffen hat? Meine Seele wurde tief bewegt, und alle Kümmernisse des Zweifels erfüllten sie.

Aber ich begriff bald, daß diese Leiden, diese Schmerzen nicht von Gott kommen, der der Urquell alles Guten ist, und von dem nur Gutes ausgeht; ich begriff, daß sie nur das Werk des in Unwissenheit begrabenen und von Leidenschaften zerrissenen Menschen sind, und ich faßte wieder Hoffnung und Glauben an die Zukunft des Menschengeschlechts. Sein Geschick wird sich ändern, wenn der Mensch es wollen wird, und er wird es wollen, wenn sich zu dem

Uebel die genaue Kenntniß der Mittel gesellen wird, durch welche es geheilt werden kann.

Siehe zu, o Volk! ob es nicht Zeit ist den Schöpfer der Wesen zu rechtfertigen, indem du dir selbst ein Schicksal schaffst, welches seiner Gerechtigkeit und Güte angemessener ist. Du sprichst: mich friert! und man schnürt, um deine abgemagerten Glieder zu wärmen, dreifaches Eisen um sie. Du sprichst: mich hungert! und man antwortet dir: iß die zusammengekehrten Brosamen aus unseren festlichen Sälen. Du sprichst mich dürstet! und man antwortet dir: trinke deine Thränen.

Du erliegst unter der Arbeit, und deine Herren genießen ihre Frucht, und nennen deine Anstrengungen und deine Erschöpfung den nothwendigen Zügel der Arbeit.

Du beklagst dich, daß du deinen Geist nicht bilden, deine Kenntnisse nicht erweitern kannst, und deine Herren sagen: das ist recht! das Volk muß dumm sein, damit es beherrscht werden kann.

Am Anfange sprach Gott zu allen Menschen: Wachset und mehret euch, und erfüllet die Erde, und machet sie euch unterthan; und man sagt dir: Verzichte auf die Familie, auf die keuschen Freuden der Ehe, auf die Wonne der Vaterschaft; sei enthaltsam und lebe allein; was könntest du anders vermehren als deine Leiden?

Wahrlich! die Menschheit ist nicht das, was sie sein sollte, sie ist abgewichen von ihrem Pfade. Wie soll sie darauf zurückkehren?

Hört!

Ein Gesetz gab es vom Anfange an; dieses Gesetz wurde vergessen und verletzt.

Nach vierzig Jahrhunderten hat es Christus vollkommener und heiliger verkündet.

Und abermals hat man es vergessen und verletzt. Es liegt gegenwärtig begraben unter den Ruinen der Rechte und Pflichten, und deshalb irret ihr gebeugt, traurig und dem blinden Zufalle anheimgegeben in der Finsterniß.

In diesem göttlichen Gesetze, und in ihm allein, liegt euer Heil, die fruchtbare Saat des Guten, welches der Schöpfer für euch bestimmt hat.

Schaffet hinweg die Trümmer, die es bedecken, und vollständig wird sich an euch jene Hoffnung, jenes prophetische Wort des Alterthums erfüllen:

Das Volk, welches in Finsterniß schmachtete, hat ein großes Licht gesehen, und das Licht hat sich über die erhoben, die in dem Thale der Schatten des Todes lagerten!"

In diesen ergreifenden Worten spricht Lamennais seine Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft aus. Und wahrlich! blicken wir mit unbefangenem Auge um uns, so lassen sich große Uebel, welche auf der Gesellschaft lasten, nicht verkennen, die, eben so viele Räthsel, in und neben den größten Anstrengungen, die zur Verbesserung des Zustandes der menschlichen Gesellschaft, wie zum Hohn, sich erhebend, als dunkle Wolken Verderben drohend über unserer Zukunft hängen.

Immer mehr neigt sich die Zeit dem Materiellen zu, immer stärker treten überall die materiellen Interessen hervor, immer eifriger streben Regierungen und Völker die Mittel zu Erwerbung materieller Reichthümer ergiebiger zu machen

und zu vermehren. Aber mitten durch die Masse der sich immer mehr anhäufenden Reichthümer schreitet höhnend das Gespenst der Verarmung einher und wächst riesengroß zugleich mit den Reichthümern empor, die sich in wenigen Händen sammlen und Einzelne im Ueberflusse schwelgen lassen, während ihnen gegenüber die besitzlose Menge darbt, und Leiden und Entbehrungen aller Art unterworfen ist. Täglich werden neue Gesetze gegeben, neue Anstalten getroffen, um die Rechtssicherheit zu erhalten, täglich bauen sich neue Schulen auf um das Volk über seine Pflichten zu belehren, und dennoch steigen Entsittlichung, Laster und Verbrechen in fort und fort zunehmender Progression, fällt die Achtung gegen alles, was den Vätern ehrwürdig und heilig war, immer tiefer, verdunkelt sich die Aussicht in die Zukunft immer mehr und mehr. Täglich erweitert sich die Kluft zwischen dem Häuflein, welches im Besitze der Gewalt und des Reichthums ist, und der besitzlosen Menge, die ihm ohne Zwischenglied und Uebergang entgegenstehet.

So bedrohliche Anzeichen verdienen die ernsteste Erwägung, denn sie müssen endlich zu einem Kampfe auf Leben und Tod führen, dessen Ausgang kaum zweifelhaft sein kann. Sahen wir doch in den Staaten, in welchen jenes Mißverhältniß sich in größerem Maaßstabe entwickelt hat, bereits alle Vorzeichen dazu. Die Bemühungen der Chartisten in England, die krampfhaften Bewegungen in Frankreich, unter welcher Farbe sie auch zu Tage treten mögen, sind nichts anderes als die Anzeichen des bevorstehenden Kampfes der besitzlosen Menge gegen Macht und Besitz, um sich ihren Antheil daran zu erkämpfen. Wer möchte daran noch zweifeln, nachdem er die bedeutsame Inschrift der Fahnen

der Arbeiter von Lyon: **vivre en travaillant, ou mourir en combattant!** gelesen hat.

Daß es zu jenem endlichen Kampfe nicht komme, daß die verschiedenen Veranlassungen dazu wo möglich durch friedliche Gegenmittel beseitiget, daß alle jene Ungleichheiten, so weit es geht, ausgeglichen werden möchten — dieß ist gewiß der Wunsch jedes Menschenfreundes, wenn ihm auch die Verhältnisse nicht immer erlauben selbst dabei mit Hand anlegen zu können.

Kräftige und unbefangene Männer haben, was jetzt verwirklicht zu werden beginnt, schon lange vorausgesehen und erwogen; sie haben die Ursachen, welche dem Uebel zum Grunde liegen, nach ihrer Ansicht der Dinge zu erforschen gesucht, und daran Vorschläge zu seiner möglichen Beseitigung geknüpft.

Natürlich sind die Ansichten über die Grundursachen dieser Uebel verschieden, und eben so verschieden demzufolge natürlich auch die Vorschläge zu ihrer Heilung. Einige haben diese Grundursachen in natürlichen und unabänderlich sich entwickelnden Verhältnissen, andere in den gesellschaftlichen Einrichtungen, noch andere endlich in politischen Einrichtungen zu finden geglaubt, und ihre Heilungsvorschläge bewegen sich natürlich in den Richtungen, auf welche diese Ursachen hindeuten. Manche hat ihr edler Eifer auf offenbare Irrwege geführt und sie wohl auch über die Ausführbarkeit ihrer Maßregeln getäuscht. Kommt nun noch dazu, daß manche dieser Untersuchungen und Entwürfe theils einen indirekten Tadel der Lenker der menschlichen Gesellschaft enthalten, theils den Besitz zu gefährden scheinen, so darf es uns nicht befremdlich sein, wenn dergleichen

Entwürfe und Vorschläge anstatt der, selbst in ihren Irrthümern noch verdienten, Beachtung und Prüfung, von denen, die im Besitze der Macht und des Reichthums sind mit Mißgunst und Widerwillen aufgenommen, ohne nähere Prüfung als Hirngespinnste angesehen, als unausführbare Träume verworfen, und ihre Urheber sogar zuweilen lächerlich gemacht oder auch wegen ihrer Tendenzen verfolgt und verdächtiget werden, wodurch geschieht, daß solche Entwürfe oft nur in einzelnen Ländern bekannter werden, während sie den Gebildeten anderer Länder mehr oder weniger fremd bleiben, und höchstens den Fachgelehrten bekannt werden. Die neue Zeit ist dem gelehrten Pedantismus abhold; sie stellt, und gewiß mit Recht, die Forderung, daß die Gelehrsamkeit aus ihrer einsamen Zelle heraus und mit dem lebendigen Dasein in Verbindung trete, daß sie die Ergebnisse ihrer Forschungen mittheile zur Benutzung für alle diejenigen, welche nach der höheren allgemeinen Bildung, wie sie Zeit und Verhältnisse erheischen, streben; sie verlangt mit einem Worte, daß das Wissen gemeinnützig werde.

Darum glauben wir kein überflüssiges Werk zu verrichten, wenn wir einige der vorzüglicheren jener Versuche, die in Deutschland im allgemeinen fast alle noch mehr oder weniger unbekannt geblieben sind, den geneigten Lesern in ihren Grundzügen vorführen. Gewiß sind sie von allgemeinem Interesse; auch Deutschland ja nähert sich jetzt mit schnellen Schritten jener Epoche, deren Eintreten in Frankreich und England diese Erwartungen und Entwürfe hervorrief. Es mag sein, daß sie manches Irrthümliche, manches Verwerfliche, manches Unausführbare enthalten; aber gewiß enthalten sie, in der einen oder der anderen Hinsicht

auch manche große und wichtige Wahrheiten und manche Keime, die sorgsam gepflegt gewiß gute Früchte bringen. Endlich aber führen solche Erwartungen auch zu einer näheren Bekanntschaft mit Männern von edlen für Menschenwohl heiß erglühten Herzen, die, selbst bei allen ihren Irrthümern, schon um dieser einzigen Ursache willen, auf ein milderes Urtheil als dasjenige ist, welches wir so häufig über sie und ihre Entwürfe abgeben hören, die gerechtesten Ansprüche haben.

Condorcet.

Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis de Condorcet geboren am 17. Septbr. 1743 zu Ribemont, stammte aus einer der ältesten Familien der Dauphiné. Er zeigte frühzeitig schon ein feuriges Temperament bei einer ruhigen und gemessenen äußeren Haltung, weswegen ihn auch d'Alembert „un volcan couvert de neige" nannte. Durch Vermittelung seines Onkels, des Bischofs von Lisieux, erhielt er eine seinen großen Anlagen angemessene Erziehung und trat schon in seinem 21. Jahre mit einem Essai sur le calcul integral als Schriftsteller auf. Er gab viele Schriften heraus, unter denen eine Theorie der Kometen seinen Ruhm über ganz Europa ausbreitete.

Ueber den mathematischen und astronomischen Studien wendete er sich indessen auch zu Erforschung nationalwirthschaftlicher Verhältnisse, wurde bald ein entschiedener Anhänger des um das Jahr 1758 von Franz Quesnai gestifteten physiokratischen Systems, und gab in seinem Sinne, und im Sinne der damals herrschenden socialen Ansichten der ersten Köpfe Frankreichs, mehrere Schriften heraus.

Im Jahre 1791 wurde er deshalb von der Stadt Paris zum Abgeordneten in die gesetzgebende Versammlung ernannt, in welcher er seine Pläne und Ideen zu verwirklichen suchte und an einer Constitution im Sinne der gemäßigten Partei, der Girondisten, arbeitete. Seine Verbindungen mit ihnen verwickelten ihn aber auch, nachdem Robespierre und die Bergpartei durch die Revolution vom 31. Mai 1793 das Uebergewicht erlangt hatten, in den Sturz der Girondisten. Er entfloh und wurde geächtet.

Acht Monate lang verbarg er sich bei einer edlen Frau, als er durch die öffentlichen Blätter erfuhr, daß der Convent auch alle Diejenigen mit der Todesstrafe bedrohe, die einem Geächteten bei sich Zuflucht gäben. Von diesem Augenblicke an vermochte ihn nichts mehr, selbst nicht die Bitten der Frau Verney, seiner edlen Wirthin und Wohlthäterin, bei derselben zu erhalten. Er verließ den Ort, der ihm so lange Sicherheit gewährt hatte, und irrte verkleidet umher, bis ihn einst die Nothwendigkeit seinen Hunger zu stillen in das Wirthshaus von Clamar trieb. Dort wurde er als verdächtig angehalten und eingesperrt, um an das Revolutionstribunal abgeliefert zu werden. Am anderen Morgen (den 28. März 1794) fand man ihn todt, und vermuthete, daß er Gift genommen habe, um nicht in die Hände seiner erbitterten Feinde zu fallen.

Während jenes achtmonatlichen Exils bei Madame Verney, mitten unter dem schwer auf ihm lastenden Drucke der Verfolgungen seiner Feinde noch immer mit Plänen für Beförderung des Wohls seiner Brüder beschäftiget, schrieb er die kleine Schrift: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain und beschäftigte sich so, mit-

ten unter dem Toben eines immer mehr verwilderten und entsittlichten Geschlechts, das ihn auf den Tod verfolgte, noch mit Beweisen der Perfectibilität des Menschengeschlechts, mit Vorschlägen es immer glücklicher zu machen, und mit Besorgnissen für sein künftiges endliches Schicksal. Allerdings gibt er darin nur eine Skizze, nur kurze Andeutungen denen späterhin in einem größeren Werke eine weitere Entwickelung folgen sollte. Aber der Tod hinderte die Ausführung; uns ist nichts als jene flüchtige Skizze geblieben.

Condorcet geht von dem Grundsatze aus, daß alle Menschen gleich geschaffen, und in moralischer wie in physischer Beziehung einer unendlichen Vervollkommnung fähig sind, weshalb er auch glaubt die Lebensdauer derselben werde sich mit den Fortschritten der Moral, der Kenntnisse und des Wohlstandes nach und nach immer mehr verlängern. Aus diesen Prämissen folgert er: daß auch alle Menschen gleiche Ansprüche auf Glück und Wohlstand, und auf Theilnahme an allen Fortschritten der Gesellschaft haben, oder, wofern dies nicht vollständig möglich sei — und er selbst scheint daran zu zweifeln — wenigstens Ansprüche auf Sicherung gegen die Leiden und Entbehrungen, von denen er, in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, ganze Klassen betroffen sieht.

Die Ursache dieser Ungleichheiten und Leiden liegt ihm hauptsächlich in natürlichen Verhältnissen, und namentlich in der Zunahme der Bevölkerung. Nachdem er die verschiedenen civilisirten Staaten Europa's, ihre Cultur, ihre Bevölkerung und das Verhältniß derselben zu dem Raume und zu den Unterhaltsmitteln kürzlich verglichen hat, drückt er sich folgendermaßen hierüber aus:

Es ist ganz unmöglich, daß stets und unter allen Umständen das gleiche Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Lebensmitteln festgehalten werden kann. Früher oder später muß überall eine Zeit kommen, wo sich das anfängliche Verhältniß ändert, und wo es in der Gesellschaft eine Anzahl von Individuen gibt, welche kein anderes Mittel zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse haben, als ihre Industrie. Mit diesem Zustande der Dinge muß aber nothwendig auch die Veranlassung zu einer fortwährenden Ungleichheit und Abhängigkeit immer mehr nnd mehr zunehmen, und die Leiden vermehren, an denen wir viele Klassen der Gesellschaft schon jetzt langsam verkümmern sehen, und die ohne Unterlaß diese zahlreiche blos auf ihre Industrie angewiesene Klasse bedrohen. So wie sie entsteht ist ihr Unterhalt gefährdet, weil er außer ihrer Thätigkeit noch von einer Menge anderer Umstände und äußerer Verhältnisse abhängt, auf welche die jener Klasse Angehörigen keinen Einfluß üben können.

Zu Abwendung dieser Uebel thut er folgende Vorschläge:

1) die Bildung eines Fonds, in welchem Alle einen zu ersparenden Theil ihres Erwerbes einlegen und auch Zuschüsse des Staates gemacht werden sollen. Dieser Fonds soll von dem Staate verwaltet werden, und Condorcet glaubt, daß in Erwägung daß ein Theil der Theilhaber nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung stirbt, ehe er davon Gebrauch machen kann, ein anderer Theil aber in eine Lage kommt, welche ihn der Nothwendigkeit, den Unterstützungsfonds in Anspruch zu nehmen, enthebt, es möglich sein werde, nicht nur alte, kranke und gebrechliche Arbeiter und Weiber und Kinder, die ihre Ehegatten und Väter verloren haben, mit

einer vollkommen ausreichenden, sie gegen Mangel sichernden Unterstützung versehen, sondern auch diejenigen, die fähig sind, einen eigenen Hausstand zu begründen mit dem dazu etwa erforderlichen Kapitale ausrüsten zu können.

Weiter sollen 2) Anstalten getroffen werden, um den Credit, jenes zeitherige Monopol des größeren Reichthums, auch für die ärmeren Klassen zu schaffen, damit künftig Thätigkeit und Industrie weniger als zeither den großen Kapitalisten zinsbar und unterthan sein möchten.

Von diesen Anstalten verspricht er sich einen guten Erfolg, ohne jedoch deshalb wegen des endlichen Ausganges ganz unbesorgt zu sein. Denn, sagt er: bei diesen Fortschritten des Credits, der Industrie und des Wohlstandes muß allerdings jede Generation zu größeren Genüßen, folgerecht aber auch zu einer immer steigenden Bevölkerung gelangen. Aber, fragt er dann weiter, muß nicht dann endlich eine Periode eintreten, in welcher beide gleich nothwendige Gesetze einander entgegen wirken? in welcher die Zunahme der Bevölkerung ihre Unterhaltsmittel übersteigt, und eine stete Abnahme des Wohlstandes und der Bevölkerung, also eine rückgängige Bewegung oder wenigstens beständige Schwankungen zwischen Wohlbefinden und Leiden eintreten? Wird nicht, sobald dieser Moment in der Gesellschaft eintritt, diese Schwankung eine fortwährende Veranlassung von Leiden sein? Bezeichnet er nicht vielleicht die Marken, von denen an alle weiteren Fortschritte unmöglich werden, und die Grenzen, welche die Vervollkommnung, deren das menschliche Geschlecht im Laufe der Zeiten fähig ist, niemals überschreiten kann?

Doch, fügt er gleichsam zum Troste hinzu, jedermann sieht, daß eine solche Periode noch sehr entfernt von uns ist, und es läßt sich überhaupt gegenwärtig wohl mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen, ob wir überhaupt je zu jenem Ziele gelangen werden, welches, der Natur der Sache nach, erst zu einer Aera eintreten kann, in welcher das menschliche Geschlecht Fortschritte gemacht haben wird, von denen wir uns gegenwärtig noch gar keine Idee machen können. —

Er hofft also, daß seine Vorschläge zu Verbesserung der Lage der bedrohten Klassen hinreichen und daß sie dieselbe in einen Zustand versetzen werden: „wo Fortschritte in der Arzneikunde, der Gebrauch ausreichender, besserer und gesünderer Nahrungsmittel, eine Beschäftigung, welche die Kräfte des Körpers übt, ohne sie durch übermäßige Anstrengungen zu erschöpfen, die beiden großen Ursachen der Erniedrigung des Menschen, Mangel und zu großen Ueberfluß beseitigen, und Jedermann in den Stand setzen werden, seine körperlichen und geistigen Kräfte auf eine den Verhältnissen und den Ansprüchen auf Fortschritte und Vervollkommnung entsprechende Weise entwickeln zu können."

So weit Condorcet.

Auf ihn folgte, zwar nicht viel später geboren aber viel später gleichen Studien und Plänen zugewendet

Heinrich Graf Saint Simon,

der Begründer und das erste Haupt der St. Simonisten.

Er stammte aus der berühmten Familie der St. Simons, und wurde im Jahr 1760 geboren. Reich und begierig nach Ruhm widmete er sich frühzeitig dem Dienste

der französischen Marine, machte in derselben den nordamerikanischen Freiheitskrieg mit, und wurde in der großen Seeschlacht in welcher der englische Admiral Radney am 12. April 1782 auf der Höhe zwischen St. Domingo und den heiligen Inseln gegen die Franzosen unter dem Herrn de Graße einen entscheidenden Sieg gewann, auf dem Admiralschiffe des letztern gefangen.

In der französischen Revolution verlor er den größten Theil seines Vermögens und mußte sich industriellen Beschäftigungen zuwenden, die ihn endlich auf seine Ideen zu Regeneration der Gesellschaft führten. Er entwickelte sie theils in einem besonderen von ihm deshalb begründeten Journale: **L'organisateur**, theils in mehreren anderen Schriften.

Er fand viele Anhänger, die ihn als ihr Haupt erkannten und starb im Jahre 1825, nachdem er noch vor seinem Tode den **Père Enfantin** zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Seine Anhänger strebten immer mehr und mehr seine Lehre zu verwirklichen. Es wurde eine Gesellschaft errichtet, deren Grundsätze durch zwei Journale, den Organisateur und den Globe, verkündet wurden, und der Globe wurde sogar, zu weiterer Verbreitung der St. Simonistischen Lehre, unentgeltlich vertheilt. Es fanden sich mehrere reiche Jünglinge, die sich ihnen anschlossen und ihr Vermögen dransetzten, um diese Ideen auszuführen. Zu dem Ende wurde Frankreich in Missionen getheilt, es wurden in Paris zwei St. Simonistische Unterrichtsanstalten eröffnet, in denen Kinder aus allen Ständen Unterricht und eine gleichmäßige Erziehung erhalten sollten, und es traten Arbei-

ter in Associationen zusammen, die unter die Leitung St. Simonistischer Dirigenten traten.

Die St. Simonistischen Lehren zerfielen in drei Theile: 1) in eine Untersuchung des wahrhaften Zustandes der Gesellschaft, 2) in eine Untersuchung des Christenthums, und 3) in eine Darstellung und Entwickelung ihrer eigenen Ideen und Grundsätze.

Die Erfahrung hat gelehrt, sagten sie in Bezug auf den ersten Punkt, daß die gegenwärtige Organisation der Gesellschaft nicht geeignet ist, Ruhe und Glück für die Menschheit herbeizuführen. Es bedarf also dazu einer neuen Organisation derselben. Die Erfahrung hat weiter gelehrt, daß alle Privilegien der Geburt und des Reichthums gleich schädlich und ungerecht sind. Reichthum nach dem Rechte der Geburt ist eine versteckte Feudalität; es ist ein mißbräuchliches Privilegium, welches die Genüsse des Müßigen auf Kosten der Arbeiter heiliget. Es muß daher eben so gut beseitiget werden, wie man andere ähnliche Privilegien, z. B. die Erblichkeit gewisser Stellen, bereits beseitiget hat.

Das Repräsentativsystem hilft nichts; es ist die Organisation des Mißtrauens gegen die Regierungen. Aber das Mißtrauen handelt, es organisirt nicht; es hindert nur, und die Wahlen sind noch kein Beweis für die Fähigkeiten. Das Loos der Wahlen ist nicht viel weniger zufällig, als das der Geburt. Das Repräsentativsystem ist bereits verbraucht, und eben so unfähig das Glück der Völker zu begründen, als eine absolute Monarchie. Die Gesellschaft muß eine allgemeine Association der Kraft werden, die von einer Hierarchie der wirklichen Fähigkeit geleitet wird.

Das Christenthum ist nicht geeignet, dem menschlichen Geschlechte das Glück, auf welches dasselbe Anspruch hat, zu gewähren. Neue Bedürfnisse, die materiellen Genüsse, sind entstanden; es kann ihnen nicht genügen, weil es sie verdammt.

Auf diese Vordersätze gründen sie nachfolgende Ideen.

Das menschliche Geschlecht soll eine allgemeine Association nützlicher und mit irgend einer ihren Fähigkeiten entsprechender Arbeit beschäftigten Individuen bilden. Der Fähigste unter denselben wird mit der Gewalt bekleidet. Zwar wird es auch Wahlen geben, aber die Wahlen werden nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten gehen. Der oberste, schon von dem Gründer St. Simon ernannte, Chef wird sich daher seine Räthe wählen; diese helfen bei der Wahl der untergeordneten Beamteten, und so geht es fort bis zur Auswahl der Personen für die niedrigsten Beschäftigungen.

Die Herrschaft der Fähigkeit muß vollkommen sein. Die Frau, dem Manne in allem völlig gleichgestellt, wird die eheliche Gewalt haben, wenn sie die fähigere dazu ist. Die Ehen werden nach Vernunft und Neigung geschlossen und können durch wechselseitige Uebereinstimmung wieder aufgelöst werden. Die Kinder werden gemeinschaftlich erzogen, und man bestimmt sie für diejenigen Beschäftigungen, die ihren geistigen Fähigkeiten und körperlichen Kräften am angemessensten sind. Das Eigenthum wird nicht gleichmäßig vertheilt. Jedes Gut wird demjenigen anvertraut, der zu seinem Gedeihen und zu seiner Verwaltung der fähigste ist. Anstatt der Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute, wird es daher Beamtete des Ackerbaues, der Industrie

und des Handels geben. Alles wird Amt oder Function. Jeder Beamtete, oder Functionair, erhält einen seinen Leistungen entsprechenden Gehalt, und einen Ruhesold, wenn er genug gearbeitet hat. Alle Uebel der Concurrenz, jede Ueberfüllung der Märkte wird dadurch verhindert, daß die Directoren der Industrie stets mit dem Bedarfe bekannt sind, und daher anordnen können, welche Quantität von Gütern zu seiner Befriedigung erforderlich ist und hervorgebracht werden soll. Auf solche Weise werden die Früchte der Arbeit, der Fähigkeiten und der Kenntnisse, zum wahren Nutzen der Gesellschaft dienen. Jedermann wird im Verhältnisse zu seiner Theilnahme an der Gütererzeugung der Gesellschaft seinen Lohn empfangen.

Es wird daher mehr oder weniger reiche, aber keine arme Individuen mehr geben, und die Kinder der weniger reichen können ihrerseits reich werden, wenn sie die Fähigkeiten dazu besitzen. Der erbliche Reichthum, die erbliche Armuth hören auf.

Ihre religiösen Ideen beschränken sich auf folgende Sätze: Es existirt eine lebendige Natur voll Ordnung, Gesetz und Harmonie; der Mensch ist ein Theil derselben, und hat den Beruf, so lange er lebt, die Natur zu erforschen, sie zu bearbeiten und zu verschönern.

Ein neues göttliches Sittengebot ist offenbart: Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrem Wirken.

Sie gingen nicht von St. Simon selbst aus, sondern waren nur das Werk seiner Schüler. Die Regierung sollte aus einem Rathe der Apostel, der Industriellen und der Gelehrten bestehen.

Nach diesen Grundsätzen war die Gesellschaft organisirt und begann ihr Wirken, als im Jahre 1830 die neue Revolution über Frankreich hereinbrach. Noch während des Kampfes schlugen die St. Simonisten überall Bekanntmachungen an, in denen sie erklärten: das französische Volk könne nur dadurch sein Glück und seine Ruhe für die Dauer sichern, wenn es sich nach ihren Ideen organisire.

Wenn gleich dies nicht erfolgte, so setzten dennoch die St. Simonisten ihre Bemühungen noch eine Zeit hindurch mit gleichem Eifer fort. Indessen erschöpften sich auf der einen Seite nach und nach die materiellen Mittel, welche ihnen durch den Hinzutritt einiger reichen jungen Leute zu Gebote gestanden hatten, ohne daß sich neue Anhänger mit neuen Hilfsmitteln finden wollten; andererseits geriethen sie, theils weil ihre ökonomischen Hilfsquellen immer beschränkter wurden, theils weil man ihnen mancherlei andere Vorwürfe machte, mit den Gerichten in, zum Theil ärgerliche Collisionen. Ihre Verbindung wurde daher nach und nach immer lockerer, bis sie sich am Ende ganz auflöseten, und die Mitglieder derselben sich nach allen Weltgegenden hin zerstreuten.

Gleichzeitig mit St. Simon widmete ein anderer Franzose,

Karl Fourier,

geboren zu Besançon im Jahre 1777, der Regeneration der Gesellschaft, und der daraus hervorgehenden Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen seine Forschungen. Schon im Jahre 1808 gab er eine Theorie des quatre mouvemens et des destinées generales heraus, in wel-

cher er der menschlichen Seele, wie die Welt vier Elemente habe, so vier verschiedene Grundtriebe beilegt, aus denen sich alle andern Modificationen entwickeln. Weiter entwickelt sind die darin niedergelegten allgemeinen Ideen in dem 1822 erschienenen Traité de l'association domestique agricole, und vollständig dargestellt, und auf die industriellen Verhältnisse angewendet in seinem 1829 erschienenen Werke: Le nouveau monde industriel, ou procédé d'industrie attrayante, distribuée en séries passionées. Eine eigene Zeitschrift: La reforme industrielle ist der Entwickelung seiner Grundsätze gewidmet. Er findet die Ursachen der gesellschaftlichen Uebel hauptsächlich in den Einrichtungen derselben, nach welchen der Eine die Arbeit, der Andere den Gewinn davon hat, und glaubt, es müßten daraus für die arbeitenden Klassen theils directe, theils indirecte Nachtheile hervorgehen. Zu ersteren rechnet er einen unzulänglichen Antheil an den Erzeugnissen ihres Fleißes, zu große Abhängigkeit der Arbeit von den Kapitalisten und die kostspielige Einzelwirthschaft; zu den andern zählt er, daß das stete Einerlei der Arbeit dieselbe den Arbeitenden unangenehm, ja selbst zur Last machen müsse, während doch eine geregelte Thätigkeit zu den Annehmlichkeiten des Lebens zu rechnen sei, daß der Arbeiter sonach die Lust zur Arbeit verliere und daher faul und nachlässig werde. In dieser Beziehung stellt er als Grundsatz auf: Jede Arbeit werde zuletzt widrig, wenn sie 1) isolirt, oder nur in der kleinsten Vereinigung, betrieben werde, weil dabei jede Unterstützung, jede Fröhligkeit, jeder Wetteifer fehle; 2) ohne alle Abwechselung fort und fort dieselbe bleibe; 3) in sehr verschiedenen einem und demselben

Individuum obliegenden Verrichtungen bestehe, wonach der Einzelne es in keiner Art derselben zu einer besondern Vollkommenheit bringen könne; und wenn sie 4) ohne die Aussicht auf einen dem Antheile an der Production angemessenen, die Bedürfnisse vollkommen deckenden Lohn unternommen werden müsse. Dahingegen werde jede Arbeit angenehm, die zu entgegengesetzten Verhältnissen führe.

Um zu diesem Entzwecke zu gelangen, schlägt Fourier die Errichtung großer Erwerbsgesellschaften nach folgenden Grundsätzen vor.

1) In der Gesellschaft giebt es drei Elemente, die zu berücksichtigen sind: Stofferzeugung (Urproduction), Stoffveredlung (Industrie) und Güterverbrauch. Die ersten zwei wirken productiv, die letztere zerstörend. Auf diesen Elementen beruht die Gesellschaft; der Handel, der den inneren Werth der Güter in keinerlei Weise erhöht, dient nur, nach seiner Art, jedem der drei oben bezeichneten Elemente. 2) Die Gesellschaft muß zahlreich sein, damit große Arbeitskräfte zu ihrer Verfügung gestellt, und große Ersparungen erzielt werden können. 3) Es müssen Familien aus allen Ständen und von sehr verschiedenen Vermögensumständen zusammentreten, damit die verschiedenartigsten Arbeiten verrichtet, die verschiedenartigsten Erzeugnisse hervorgebracht, und die verschiedenartigsten Abwechselungen in der Arbeit vorgenommen werden können. 4) Die drei Erwerbsmittel der Mitglieder der Gesellschaft, Kapital, Arbeit und Talent müssen in Verbindung gesetzt, und für den gemeinschaftlichen Zweck benutzt werden. Zu dem Kapitale, welches gemeinschaftlich benutzt wird, gehören: Gebäude, Geräthe, zur Stoffgewinnung, Geräthe zur Vervollkommnung der

Stoffe, Hausgeräthe, Grundstücke, Vieh, Waaren und Geld. 5) Das damit erworbene Einkommen wird nach den drei Haupttiteln, Kapital, Arbeit, Talent unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, und es müssen dabei die Interessen derjenigen Klassen, welche einander nach der gegenwärtigen Organisation der Gesellschaft feindlich gegenüber stehen, möglichst versöhnt und ausgeglichen werden.

Zu Realisirung dieser Ideen wird die Gesellschaft in Gemeinden getheilt, deren jede aus 15—1800 Köpfen besteht, und etwa eine Quadratlieue Land besitzt. Anstatt der 300—400 schlechten Häuser, in denen eine solche Gemeinde jetzt wohnt, wird ein großes luftiges und gesundes Haus gebaut, welches weniger kosten wird, und Phalansterium (Sitz einer Phalanx oder einer Gemeinde) heißt. Es besteht aus zwei Zeilen von Hauptgebäuden, die durch Flügel in Verbindung gesetzt werden. In den Hauptgebäuden befinden sich die Kirche, die Sternwarte, die Bibliothek, die Studien, die Säle zu Rathsversammlungen, der Ordnungsthurm, die Speisesäle und eine Menge verschiedener Wohnungen. Das Erdgeschoß ist zu den verschiedenen Werkstätten und Arbeitssälen bestimmt, wo die verschiedenen Abtheilungen der Arbeiter, Serien genannt, arbeiten. In den Flügeln sind ebenfalls Wohnungen. Um das ganze Gebäude läuft ein bedeckter, im Winter geheizter Gang, der auf dem kürzesten Wege die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen herstellt.

Auf solche Weise werden große Ersparnisse am Haushalte ermöglicht; statt 400 Köchen und Köchinnen wird es nur einer großen Vorrichtung und 8—10 Köchinnen bedürfen. Es wird an Menschenhänden und Brennholz

gespart; die Einkäufe, im Ganzen gemacht, werden gleichfalls große Ersparnisse gewähren. Alle anderen Verrichtungen des Haushalts werden, so weit es thunlich ist, mit gleichen Vortheilen im Großen betrieben werden können. Das Feld wird als Gemeingut behandelt und bestellt, und die zeitherigen Eigenthümer desselben werden durch zinstragende Actien entschädigt. Dadurch wird man den Boden zweckmäßiger bestellen, einen großen Theil des Raumes für Wege, alle Raine, Abgrenzungsmauern u. s. w. ersparen, und jeder Streitigkeit in Bezug auf Nachbargrundstücke überhoben sein. Man wird alle Vortheile des großen und kleinen Güterbesitzes benutzen, alle damit verbundenen Nachtheile vermeiden, und somit dem Boden den höchstmöglichsten Ertrag abgewinnen können. Einige große, abgesondert von dem Phalansterium liegende Oekonomiegebäude werden die Menge der früheren einzelnen Scheunen, Ställe und Vorrathshäuser ersparen, und zweckmäßiger und vortheilhafter eingerichtet seien, als sie.

Um die Gewerbsarbeit angenehm zu machen, werden die einzelnen Arbeiter in so viele Gruppen vereinigt, als es einzelne Arbeiten giebt, und die einzelnen Gruppen werden wieder zu Reihen von Gruppen vereinigt, je nachdem sie zur völligen Vollendung der gewerblichen Erzeugnisse erforderlich sind. Unter Gruppen sind Menschen von einerlei Neigung zu verstehen, die also in Bezug auf die ihnen entsprechenden Beschäftigungen so zu sagen sympathisiren. Eine Reihe von Gruppen ist eine Vereinigung mehrerer sympathisirender und in Bezug auf ihre Beschäftigung mit einander harmonirender Gruppen; sie heißt eine Serie, oder Reihe.

Eine Gruppe besteht wenigstens aus 7 Personen, denn sie zerfällt in drei Unterabtheilungen, von denen die mittelste, um den beiden äußern das Gleichgewicht zu halten, aus 3 Personen bestehen muß. Die Reihe der Gruppen ist nach demselben Grundsatze organisirt.

Eine Gruppenreihe beschäftigt sich mit einem ganzen Zweige der Stoffvervollkommnung. Damit die Arbeit abwechselnd und angenehm werde, muß sie daher 1) gleichartige Verrichtungen, 2) entgegengesetzte Verrichtungen vollziehen, und es müssen 3) die verschiedenen Arbeiten, welche bei einer Reihe von Gruppen vorkommen, unter den in dieselbe aufgenommenen einzelnen Mitgliedern abwechseln, damit Veränderung in die Einförmigkeit gebracht werde.

Die Stellen der Dirigenten des Ganzen, und der Leiter der Arbeiten für jede Abtheilung, werden durch die Wahl aus den am meisten dazu Befähigten besetzt.

Damit die Armuth entfernt bleibe, hat die Gesellschaft ein gewisses Minimum Jedem ihrer Mitglieder zu gewähren, welches gleich sein muß seinem sorgenfreien, standesmäßigen Unterhalte. Jeder Arbeiter, er sei Mann, Weib oder Kind, hat seine laufende Rechnung, in welcher Alles verzeichnet wird, was er empfängt. Am Schlusse des Jahres wird der sich ergebende Reinertrag ermittelt, nach Abzug der Steuern an die Einzelnen nach Reihen und Gruppen vertheilt, und mit ihnen Abrechnung gehalten. Der Maßstab der Eintheilung ist so, daß auf Kapital drei Theile, auf Arbeit vier Theile und auf Talent zwei Theile gerechnet werden. Doch so, daß ein Einzelner sowohl aus zwei, als aus allen drei Titeln bei der Vertheilung bedacht

wird, je nachdem er neben der Arbeit auch Kapital eingeworfen, oder Talent bewährt hat, oder neben der Arbeitskraft auch im Besitze der beiden anderen Titel auf Betheilung sich befindet. Jede Abtheilung empfängt ihre Dividende aus dem allgemeinen Einkommen, nicht aus dem Ertrage ihrer eigenen Leistungen. Die Arbeit selbst wird zu diesem Behufe in drei Classen abgetheilt, je nachdem sie der Gesellschaft entweder 1) nothwendig, oder 2) nützlich, oder endlich 3) angenehm ist. Die Größe der auf die einzelnen Abtheilungen kommenden Dividende wird bestimmt: 1) nach dem Grade der Mitwirkung zu den Banden der Einheit, und zu dem Gange des gesellschaftlichen Mechanismus; 2) nach den überwundenen Schwierigkeiten; 3) nach dem umgekehrten Verhältnisse des einer jeden Gewerbsarbeit zukommenden Maßes von Anziehung.

Nach diesem Maßstabe sollen die Reihen nach der Nothwendigkeit, Nützlichkeit oder Annehmlichkeit ihrer Leistungen in Klassen getheilt werden, und ihre Dividende empfangen. Die Dividenden werden öffentlich unter die Reihen und Gruppen vertheilt, und jede Reihe und Gruppe besorgt dann hinwiederum die Vertheilung an ihre einzelnen Mitglieder.

Das sind die Grundzüge der von Fourier aufgestellten Lehre, wie sie auch einer seiner Schüler Eduard Ordinaire anderwärts*) mitgetheilt hat. Seit seinem ersten Auftreten im Jahre 1808 verfolgte Fourier mit großer Beharrlichkeit den Vorsatz, den er sich zum Zweck seines Lebens gemacht hatte: den von ihm

*) In Rau's Archiv Jahrg. 1835. 2ten Bds. 2tes Heft. S. 203. u. f.

aufgestellten socialen Grundsätzen Anerkennung und Geltung zu verschaffen, ohne irgend ein persönliches oder sächliches Opfer zu scheuen — ein Betragen, welches wenigstens die Aufrichtigkeit und Gediegenheit seiner Gesinnung verbürgt. Indessen waren seine Bemühungen lange vergeblich; er konnte sie zwar in den Zeitschriften und in eigens dazu bestimmten Werken entwickeln, aber er vermochte es nicht, ihnen auch nur den Eingang in das wirkliche Leben zu verschaffen, was den St. Simonisten mit ihren Doctrinen viel schneller gelungen war.

Als aber die St. Simonisten sich auflösten, und sich mehrere derselben, wie Jules Lechevalier und Andere, den Doctrinen Fouriers zugesellten, da fingen die Dinge nach und nach an, eine andere und für Fouriers Wünsche günstigere Wendung zu nehmen. Die früher kaum den Gelehrten bekannte, von den Staatsmännern aber ganz unbeachtet gebliebene Lehre Fouriers fand nicht nur bei diesen Letztern, sondern bei dem Publikum überhaupt, immer mehr Anklang und Eingang, und die Zahl ihrer Anhänger vermehrte sich sichtlich unter allen Klassen der Gesellschaft.

Gegenwärtig hat man sogar in Paris einen Versuch zu ihrer theilweisen Ausführung im Practischen durch eine Association gemacht, deren Mitglieder sich Fourieristen nennen, die freilich Fouriers Ideen nur theilweise, und nur mit manchen Modificationen auszuführen sich bestrebt. Wer Mitglied werden will, hat ein Zeugniß über sein moralisches Wohlverhalten beizubringen, läßt sich dann mit Ueberreichung desselben bei dem Comité einschreiben und giebt an, welche Arbeiten er verrichten könne und wolle. Er wird hierauf eingeschrieben, erhält ein Verzeichniß der

sämmtlichen Mitglieder der Gesellschaft, und ihrer Geschäfte und Verrichtungen, und ein Folio in dem Hauptbuche der Gesellschaft, mit einem Credite von 500—1000 Fr., die ihm in einem Papiergelde der Gesellschaft eingehändigt werden. Handelt es sich nun um Befriedigung eines Bedürfnisses, so zieht er sein Verzeichniß der Gesellschaftsmitglieder zu Rathe, um zu sehen, bei welchem Gesellschaftsmitgliede er das Gewünschte erhalten kann. Hat er es gefunden, so begiebt er sich dahin, handelt um den Preis, und leistet die Zahlung in dem Papiergelde der Gesellschaft, wogegen er seinerseits wiederum gewärtig sein muß, daß seine Dienste von andern Gesellschaftsmitgliedern, unter gleichen Bedingungen in Anspruch genommen werden. Ob und wie lange sich die Gesellschaft erhalten wird, die freilich fast nur in der Idee der Association Fouriers Grundsätze befolgt, ob sie sich weiter verbreiten, oder wieder eingehen wird, muß die Zukunft entscheiden; nur so viel steht fest, daß gegenwärtig das Fourier'sche Gesellschaftssystem in Frankreich zahlreiche Bewunderer und Anhänger zählt.

Andere Vorschläge hat in neuester Zeit der bekannte Lamennais eröffnet*), dessen Ansichten über die gegenwärtigen socialen Zustände wir bereits am Eingange der gegenwärtigen Uebersicht gegeben haben. Seine Ansichten über die Ursachen derselben spricht er so aus:

„Die Menschen, von Einem Vater abstammend, hätten nur eine große durch die süßen Bande der Bruderliebe vereinigte Familie bilden sollen. Dann würde die Menschheit

*) Le livre du peuple.

in ihrem Wachsthume einem Baume geglichen haben, aus dessen Stamme zahlreiche Aeste und aus diesem wieder zahlreiche Zweige hervorgehen, die alle von dem nämlichen Safte genährt, von der nämlichen Quelle belebt werden.

In einer Familie haben Alle den Vortheil Aller vor Augen, weil Alle sich lieben, und Alle an dem, was dem Ganzen Gutes widerfährt, theilnehmen. Jedes Glied trägt dazu auf verschiedene Weise bei, wie es seine Kräfte, seine Kenntnisse und seine Fähigkeiten erlauben. Einer schafft dieses, der Andere jenes; aber die Handlung des Einzelnen kommt Allen, die Handlungen Aller kommen jedem Einzelnen zu Gute. Mag man wenig oder viel haben, Alles wird auf brüderliche Weise getheilt; an dem häuslichen Heerde wird kein Unterschied gemacht. Nirgends herrscht an der Seite des Ueberflusses der Hunger. Die Schaale, die Gott mit seinen Gaben gefüllt hat, wandert von Hand zu Hand; der Greis, der nicht mehr arbeiten, das Kind, welches noch keine Anstrengungen ertragen kann, und der, der mit schweißbedeckter Stirn vom Felde zurückkommt, Alle letzen gleichmäßig ihre Lippen daran; ihre Freuden, wie ihre Leiden sind gemeinschaftlich. Wenn der eine schwach und hinfällig wird, wenn das Alter ihn zur Arbeit unfähig macht, so pflegen und nähren ihn die Andern; er ist niemals verlassen.

Wenn Alle gleiche Interessen haben, so giebt es keine Eifersucht, keine Streitigkeiten. Nur das unersättliche Verlangen immer mehr und mehr zu besitzen, so lange man nur für sich allein besitzt, ist es, welches Haß, Neid und Strei-

tigkeiten erregt. Dieser Einzelnbesitz regt unaufhörlich die Begehrlichkeit auf, ohne ihr je eine Gnüge zu thun. Man genießt nur der getheilten Güter.

Aber giebt es wohl süßere und heiligere Namen, als Vater, Mutter, Kinder, Brüder, Schwestern? Warum giebt es noch andere Namen auf der Erde?

Hätten sich diese Bande so, wie sie von Anbeginn an waren, erhalten, so würde der größte Theil der Uebel, die auf der Menschheit lasten, unbekannt geblieben, und die unvermeidlichen würden erleichtert worden sein.

Woher kommt es also, daß unser Schicksal so lastend, und unser Leben so voll Leiden ist? Deshalb haben wir Niemanden als uns selbst anzuklagen. Wir haben die Gesetze der Natur verkannt, und sind von ihrem Pfade abgewichen. Derjenige, welcher sich von den Seinigen entfernt, um ohne ihre Hilfe den Felsen hinanzuklimmen, darf sich nicht wundern, wenn er einen rauhen Pfad betritt.

Sehet die Vögel unter dem Himmel; sie säen nicht, sie ernten nicht, und dennoch ernähret sie der himmlische Vater. Solltet ihr nicht in seinen Augen von höherem Werthe sein?

Noch ist Platz für Alle auf der Erde, und Gott hat sie fruchtbar gemacht, daß sie überflüssig für die Bedürfnisse Aller sorgt. Wenn es daher Vielen an dem Nothwendigen gebricht, so geschieht dies, weil der Mensch die Ordnung Gottes gestört, weil er die ursprüngliche Einheit der Familie aufgehoben hat, weil die Glieder dieser Familie zuerst einander fremd, sodann einander feindselig geworden sind. Es haben sich abgesonderte Gesellschaften, Stämme,

Nationen gebildet, die anstatt zu wechselseitiger Hülfe sich die Hand zu reichen, nur darauf bedacht gewesen sind, einander gegenseitig zu schaden.

Schlechte Leidenschaften und Selbstsucht, die ihre Mutter ist, haben Brüder gegen Brüder bewaffnet; Jeder hat seinen Vortheil auf den Schaden des Andern gebaut. Der Raub hat die Sicherheit von der Erde vertrieben, der Krieg sie verwüstet. Mit Wuth hat man sich die blutigen Reste des gemeinschaftlichen Erbes streitig gemacht. Aber wenn die Kraft, die der Hervorbringung bestimmt ist, zur Zerstörung verwendet wird, wenn Brand, Plünderung, und Mord die Spuren des Zuges der Menschen über die Erde bezeichnen, wenn Hindernisse ohne Zahl die Verbindungen zwischen den Ländern, und den freien Austausch ihrer Erzeugnisse hemmen — darf man sich dann wundern, wenn so große Störungen der natürlichen Ordnung der Dinge die Veranlassung zu eben so großen Leiden sind? Nicht die Ordnung der Natur, nur die Selbstsucht und Sorglosigkeit der Menschen ist die Ursache der socialen Uebelstände.

Dürft ihr euch noch wundern, daß ihr so wenig die Früchte eurer Anstrengungen erntet? Ihr habt nur geübt, was zerstört, und habt nicht im Herzen gehabt, was gründet! Ihr habt oft der Gerechtigkeit ermangelt, immer der Nächstenliebe.

Ihr hattet euer Recht zu vertheidigen, und man hat in eurem Namen das Recht Anderer angegriffen. Ihr solltet das Reich Gottes, das Reich der Liebe auf Erden begründen, und ihr habt nichts als das eigene Interesse im Auge behalten. Haß und Neid haben Alle aufgeregt. Durch-

forscht euer Inneres und ihr werdet überall auf den geheimen Gedanken treffen: Ich arbeite und leide, der ist müßig und schwimmt in Genüssen; warum er und nicht ich? — und auf den geheimen Wunsch an seiner Stelle zu sein und zu handeln, wie er.

Aber dann würde das Uebel nicht endigen, sondern fort und fort gehen. Das Uebel liegt in der Ungerechtigkeit selbst, nicht darin, daß dieser es eher ist, als ein Anderer, welcher davon Nutzen zieht.

Wollt ihr wirklich euren Zweck erreichen, so thut das Gute mit den guten Mitteln, und verwechselt nicht die durch Gerechtigkeit und Bruderliebe geleitete Kraft mit der wilden und rohen Grausamkeit. Wollt ihr euren Zweck erreichen, so denkt an eure Brüder eben so gut, als an euch; laßt ihre Sache eure Sache, ihr Wohl euer Wohl, ihr Leiden euer Leiden sein; seht und fühlt euch selbst nur in ihnen. Eure Gleichgiltigkeit verwandle sich in Mitgefühl, eure Selbstsucht in Hingebung. Dann werdet ihr eins sein, und wenn ihr eins seid, werdet ihr Alles sein, und Niemand wird wagen, sich zwischen euch und euren Zweck zu stellen.

Nicht indem ihr euch einzeln ein besseres Loos schafft, könnt ihr die Hülfe finden; die Masse würde dann leiden nach wie vor, Wohl und Wehe würden gleichmäßig sein, und es würden nur andere Individuen davon betroffen werden.

Eure Aufgabe ist größer. Ihr habt die allgemeine Familie zu gründen, die Stadt Gottes zu erbauen, und seine Absichten mit der Menschheit durch fortdauerndes Wirken zu begründen.

Wenn ihr euch alle wie Brüder lieben werdet, werdet ihr euch wechselseitig auch so behandeln; wenn Jeder sein Wohl nur in dem Wohle Aller findet, wird sein Leben in dem Leben Aller, sein Interesse im Interesse Aller aufgehen, wird er ohne Aufhören eben so bereit sein, sich für die Interessen aller Glieder der gemeinschaftlichen Familie zu opfern, wie diese für ihn das Nämliche zu thun bereit sein werden.

Dann wird der größte Theil der Leiden, unter denen die Menschheit seufzt, verschwinden, wie die Dünste, die den Horizont umziehen, bei dem Aufgange der Sonne sich zerstreuen, und es wird erfüllt werden der Wille Gottes, der da ist, daß die Liebe die einander fremd gewordenen Menschen immer mehr und mehr verbinde, daß sie zuletzt eins werden, wie er selbst das Ein und All ist.

Dazu führt die genaue Kenntniß eurer Rechte und Pflichten. Denn Recht und Pflicht sind wie zwei Palmbäume, die nur Früchte tragen, wenn sie zugleich nebeneinander aufwachsen. Euer Recht ist eure Persönlichkeit, euer Leben eure Freiheit.

Aber ist es genug, zu leben und frei zu sein? Nichts besteht isolirt im Weltall, lehnt sich nur auf sich selbst, nährt sich nur von sich selbst. Man giebt, um zu empfangen, und empfängt um zu geben; das ist es, was die vernünftigen Geschöpfe vereint, die Grundlage der Gesellschaft, und die unerläßliche Bedingung der gemeinschaftlichen Existenz.

Das Recht beschränkt sich auf den Einzelnen; es hat die Erhaltung des Individuums zum Gegenstande, und ist daher seinem Wesen nach individuell; und das Volk ist in

dieser Beziehung ein collectives Individuum. Ein Recht geltend machen ist etwas für sich fordern. Das Recht ohne Pflicht wäre die reine Selbstsucht, also die höchste Ungerechtigkeit.

Die Pflicht dagegen geht nach außen, denn sie hat die Erhaltung des Wohls Aller zum Zwecke. Eine Pflicht erfüllen heißt, irgend etwas Nützliches für Andere thun. Die reine Pflicht ist die reine Hingebung, oder die höchste Gerechtigkeit, die höchste Liebe.

Das Recht ist heilig, weil es das erhaltende Prinzip des Individuums, also des primitiven Elements und der nothwendigen Grundlage der Gesellschaft ist.

Die Pflicht ist heilig, weil sie das erhaltende Prinzip der Gesellschaft selbst ist, außerhalb welcher kein Individuum bestehen, noch sich entwickeln kann.

O, wie glücklich würde die Erde sein, welche Fortschritte würde das Menschengeschlecht auf dem Wege machen, den es niemals verlassen soll, wenn das Recht immer geachtet, die Pflicht immer erfüllt würde. —

Aus diesen Ansichten entwickelt Lamennais die Rechts- und Pflichtenlehre der neuen Gesellschaft, die in einer freien auf die Gesetze der Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Gleichheit, und Brüderlichkeit gegründeten allgemeinen Association bestehen soll, deren erster und letzter Gesetzgeber Christus ist; in welcher das gegenwärtige Princip der Herrschaft einer Herrschaft der allgemeinen Vernunft Platz machen wird, und alle Eroberungskriege, alle Successionskriege und alle die Leiden aufhören werden, die mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unzertrennlich verbunden sind.

Aber, ruft er dem Volke noch am Schlusse warnend zu: Hüte dich deine erhabenen Hoffnungen in den Staub zu ziehen. Während dieser kurzen Wanderungen bist du von Phantomen und leeren Schatten umringt; das Wesen bleibt dir unsichtbar, das fleischliche Auge kann es nicht fassen. Aber Gott hat Menschen das unbesiegliche Verlangen danach eingepflanzt, und hat die untrügliche Ahnung desselben an sein Herz gelegt.

Hebe den Blick aufwärts! Hier ist Arbeit dein Loos, oben winkt dir die Ruhe, die wahre Freude und Belohnung einer vollkommen erfüllten Pflicht.

Wenn nach den Beschwerden des Tages der Abend herniedersinkt, kehrt der Arbeitsmann zu seiner Hütte zurück und denkt an die Ernte, die noch der Boden bedeckt, die die lauen Wellen der Wolken benetzen werden, die die Sonne reifen wird; denn er weiß, daß die Nacht keine ewige ist."

Haben wir nun bis hieher eine Darstellung der verschiedenen Systeme zur Regeneration der Gesellschaft, welche in neuer Zeit in Frankreich aufgetaucht sind, zu geben gestrebt, so bleibt noch übrig, der hauptsächlichsten Versuche zu gedenken, welche England ihren Ursprung verdanken.

Zuerst behandelte

Godwin

im 8ten Buche seines Werks: „Von der politischen Gerechtigkeit," diesen Gegenstand, doch wie schon das Citat an die Hand giebt, nur als einen etwas untergeordneten Theil des Ganzen. Sein politisches Bekenntniß über die gegen-

wärtigen Zustände der Gesellschaft und über ihre Ursachen spricht er etwa so aus.

Die eigentliche, wahre und ohne Aufhören fließende Quelle der Leiden und Laster, welche in der menschlichen Gesellschaft zu Tage treten, die Veranlassung zu allen Verbrechen, welche die Menschheit erniedrigen, ist in der Constitution des Eigenthums und in der politischen Einrichtung der Gesellschaft gelegen. Der Geist der Unterdrückung, der Geist der Knechtschaft und der Geist des Betrugs sind die unmittelbaren Früchte der Constitution des Eigenthums. Sie sind der geistigen Entwickelung gleichmäßig nachtheilig. Neid, Bosheit und Rache sind ihre unzertrennlichen Begleiter. Wenn Jedermann in der Gesellschaft mitten im Ueberflusse lebte, wenn Alle gleichen Antheil an den Geschenken der Natur hätten, könnten alle diese Gesinnungen gar nicht entstehen. Das kleinliche Princip der Selbstsucht würde verschwinden. Niemand würde genöthigt sein, seinen kleinen Vorrath zu bewachen, und unter Kummer und Angst für seine fortlaufenden Bedürfnisse zu sorgen; die Existenz des Individuums würde in dem Gedanken an das Gemeinwohl untergehen. Niemand würde der Feind seines Nachbars sein, denn aller Anlaß zum Streite wäre beseitigt; die Vernunft und die Menschenliebe würden die Zügel ergreifen. Der von der beständigen Sorge für den Unterhalt befreite Geist würde sich frei in den ihm verwandten Gefilden des Gedankens ergehen. Jeder würde die Bemühungen Aller unterstützen.

Die Ehe würde nicht länger monopolistisch sein, denn die Liebe zur Veränderung ist nur ein fehlerhafter, verdorbener und unnatürlicher Schößling jenes Zwanges, der mit diesem

von selbst absterben würde. Jeder Mann würde sich frei eine Genossin wählen, und so lange als die freie Wahl beider fortdauerte, mit ihr zusammenleben, und es würde keinen Unterschied machen, ob er viel oder wenig Kinder zeuge, da die gemeinschaftlichen Vorräthe für Alle offen ständen. Vernunft und Ueberzeugung würden dann immer mehr die Oberhand erhalten. Anstatt der Selbstsucht würde das Wohlwollen das bewegende Prinzip der Gesellschaft werden, und überall würden sich Paläste des Wohlbefindens und des Glücks und Tempel der Treue und der Tugend erheben.

In der wachsenden Bevölkerung sieht er, so wenig wie Condorcet, mit dessen oben angegebener Schrift die seinige der Zeit nach ziemlich zusammenfällt, ein Hinderniß. Denn, sagt er, die auf der Hand liegende Antwort auf diesen Einwurf besteht darin, daß er noch viel zu weit entfernt ist, um Berücksichtigung zu verdienen. Drei Viertheile der bewohnbaren Erde sind noch unbebaut, und die bereits angebauten Theile sind unermeßlicher Verbesserungen fähig. Myriaden von Jahrhunderten können vorübergehen, und die Erde wird noch immer hinreichen, der sich fort und fort vermehrenden Bevölkerung die erforderlichen Unterhaltsmittel zu gewähren.

Die Vorwürfe, welche Godwin der Gesellschaft macht, veranlaßten einen anderen Engländer,

T. R. Malthus,

Professor am ostindischen Collegium zu Hertford, ähnliche Untersuchungen anzustellen, die er in seinem berühmten, im Jahre 1798 zum ersten Male erschienenen Werke: Ein Versuch über den Grundsatz der Bevölkerung, oder eine

Uebersicht ihres früheren und gegenwärtigen Einflusses auf das Wohl des Menschengeschlechts, mit einer Untersuchung der Aussichten auf die künftige Beseitigung oder Milderung der Uebel, welche sie veranlaßt, veröffentlichte.

Er theilt sonach sein Werk in zwei Theile: 1) in eine Untersuchung der Ursachen, welche zeither die Fortschritte des menschlichen Geschlechts zur Glückseligkeit gehindert haben, und 2) in eine Erörterung der Mittel, die Wirkungen dieser Ursachen für die Zukunft ganz oder theilweise zu beseitigen.

Zwar läßt Malthus mehrere Ursachen der socialen Uebelstände, und unter diesen auch politische fehlerhafte Einrichtungen gelten, allein er legt ihnen nur eine sehr beschränkte, untergeordnete und secundäre Wirkung bei. Die Haupturſache derselben findet er vielmehr: in der steten Neigung des menschlichen Geschlechts, sich über die Grenzen der existirenden Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren.

Er begründet dieses Axiom durch folgende Sätze.

Jede Pflanze, jedes Geschöpf hat die Kraft, sich bis ins Unendliche zu vermehren, und wird nur durch den Raum und den Widerstand anderer Gewächse und Geschöpfe daran verhindert. Gäbe es keine anderen Pflanzen, so würde nach und nach die ganze Oberfläche der Erde mit einer einzigen Grasart überzogen werden; gäbe es keine anderen Völker, so würden nach und nach die Engländer die ganze Erde erfüllen.

Diese Wahrheit tritt überall zu Tage, denn überall finden wir alle Keime des Lebens mit überreicher Hand ausgestreut, während der Raum und die erforderlichen Mittel

zu ihrer Ernährung und Entwickelung spärlicher zugemessen sind. Könnten sich alle die auf der Erde befindlichen Keime des Lebens vollständig entwickeln, so würden sie in wenigen Jahrtausenden eine Million von Welten erfüllen. Aber ein altes durchdringendes Naturgesetz, die Nothwendigkeit, beschränkt sie auf gewisse Grenzen. Die Geschlechter der Pflanzen und Thiere schwinden unter diesem Gesetze zusammen, und der Mensch selbst kann sich, trotz aller Anstrengungen des Geistes, demselben nicht entziehen.

In Bezug auf Pflanzen und Thiere ist die Sache ganz einfach. Ein unwiderstehlicher Trieb drängt sie, ihr Geschlecht zu vermehren, und dieser Trieb wird gewiß nicht durch die Rücksicht auf die Erhaltung ihrer Nachkommenschaft geschwächt. Sie folgen dem Triebe nach Vermehrung, wo sie können, und die übergroßen Wirkungen desselben werden dann durch Mangel an Raum und Nahrung wieder ausgeglichen.

Verwickelter werden die Sachen, wenn man diese Grundsätze auf die Menschen anwendet. Zwar auch sie werden von dem nämlichen heftigen Triebe zur Vermehrung ihres Geschlechts angespornt, aber die Vernunft unterbricht ihr Begehren durch die Frage: ob sie nicht Wesen das Dasein geben werden, für welche sie die Mittel zu ihrer Erhaltung nicht herbeizuschaffen vermögen? Wenn sie dieser Frage Gewicht einräumen, so ist das Laster nur zu oft die Folge davon. Thun sie es nicht, so entsteht daraus ein steter Versuch, das menschliche Geschlecht über die Grenzen der Nahrungsmittel hinaus zu vermehren. Die Nahrung ist jedoch unentbehrlich zu der Existenz des Menschen, und es ist daher völlig unmöglich, daß sich die

Bevölkerung über die Menge der zu der unumgänglichen Existenz der Menschen erforderlichen Nahrungsmittel hinaus vermehren könne. Die Schwierigkeit, die erforderlichen Nahrungsmittel zu verschaffen, muß daher als ein fortwährendes Hinderniß der Bevölkerung wirksam sein, wenn sie auch nach den verschiedenen Verhältnissen dem Einen mehr, dem Andern weniger fühlbar sind.

Eine nähere Uebersicht der verschiedenen bekannteren Staaten wird sehr klar beweisen, daß die Bevölkerung stets strebt, sich über die Grenzen der Nahrungsmittel hinaus zu vermehren, und daß sie stets durch jene Hindernisse auf den ihr natürlichen Standpunkt zurückgeführt wird. Aber es wird sich auch schon im Voraus zeigen lassen, welches das natürliche Verhältniß der Volksvermehrung sein würde, wenn ihr kein Hinderniß entgegenstände, und in welchem Maaße die Erzeugnisse der Erde, unter den glücklichsten Verhältnissen vermehrt werden können.

So viel ist wohl ausgemacht, daß bis jetzt kein Land bekannt ist, in welchem die Sitten so einfach und rein, und die Mittel des Unterhaltes in solchem Ueberflusse vorhanden sind, daß die Schwierigkeit für den Unterhalt einer Familie zu sorgen gar kein Hinderniß gegen frühzeitige Ehen wäre, und daß fehlerhafte Gewohnheiten, große Städte, ungesunde Beschäftigungen und übermäßige Anstrengungen gar keine Verwüstungen unter dem menschlichen Geschlechte veranlaßt hätten. Daraus folgt zugleich, daß der Trieb zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts noch in keinem Staate völlig freien Spielraum gehabt hat. Wenn alle diese Hindernisse nicht vorhanden, wenn keine Ursachen der Wiederabnahme der Bevölkerung in Wirksamkeit wären,

so würde die Vermehrung der Bevölkerung offenbar viel größer sein, als wir sie irgend kennen.

In Nordamerika, wo die Unterhaltsmittel größer, die Sitten des Volkes reiner, und die der Verehelichung entgegenstehenden Hindernisse geringer waren, als in irgend einem Staate des neueren Europa, hat sich seit etwa 100 Jahren die Bevölkerung in noch nicht 25 Jahren verdoppelt, und doch gab es während dieser Zeit Städte, in denen die Todesfälle die Geburten übertrafen; ein sicherer Beweis, daß in den Gegenden, welche diesen Ausfall übertrugen, die Vermehrung viel stärker sein mußte, als der Durchschnitt ergab.

In den entfernteren Ansiedelungen, wo der Ackerbau die einzige Beschäftigung ist, und Ausschweifungen und ungesunde Beschäftigungen kaum bekannt sind, hat sich die Bevölkerung sogar binnen funfzehn Jahren verdoppelt; und doch ist wahrscheinlich auch dieses Verhältniß noch nicht der äußerste Grad der möglichen Vermehrung der Volksmenge. Die Klärung des Waldes erfordert harte Anstrengungen, die Lage der Gegenden ist nicht durchaus gesund, und die Bewohner sind häufigen Ueberfällen der Indianer ausgesetzt, die immer Einigen das Leben kosten, und einen Theil der Früchte der Arbeit wieder zerstören.

Nach Eulers Tafeln ist bei einem Sterbeverhältnisse wie 1 : 36, wenn die Geburten zu den Sterbefällen sich verhalten, wie 3 : 1 die Bevölkerung in einem Zeitraume von 12 Jahren und 4 bis 5 Monaten verdoppelt. Und diese Periode ist nicht eine leere Voraussetzung, sondern der Fall hat sich noch kürzlich in mehr als einer Gegend zuge-

tragen. Andere nehmen sogar an, daß binnen 10 Jahren eine Verdoppelung erfolgen könne.

Doch um völlig gewiß zu sein, daß wir noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben, soll das Niedrigste dieser Vermehrungsverhältnisse unserer Berechnung zum Grunde gelegt werden, welche wiederholentlich lediglich als eine von der Fortpflanzung herrührende Vermehrung der Bevölkerung nachgewiesen worden ist. Wir nehmen danach an, daß die Bevölkerung, wenn keinerlei Hinderniß entgegen steht, sich innerhalb 25 Jahren verdoppelt, also in einem geometrischen Verhältnisse sich vermehrt.

Schwerer möchte es werden, das Verhältniß ausfindig zu machen, nach welchem die Erzeugnisse der Erde zunehmen. Aber wenigstens so viel ist gewiß, daß das Verhältniß ihrer Zunahme auf einem beschränkten Bezirke ein ganz anderes sein muß, als das der Zunahme der Bevölkerung. Bei dieser können sich, wenn keine Hindernisse vorwalten, 1000 Millionen eben so leicht in 25 Jahren verdoppeln, wie 1000. Aber der Unterhalt für die Vermehrung jener wird auf keine Weise so leicht zu erzielen sein, wie der für die Vermehrung dieser. Der Mensch ist nothwendiger Weise auf den Raum beschränkt. Wenn Acker zu Acker kommt und endlich alles fruchtbare Land angebaut ist, so hängt die Vermehrung der Unterhaltsmittel allein noch von den Verbesserungen des schon angebauten Grund und Bodens ab. Diese Quelle der Vermehrung muß, nach der Natur jedes Bodens anstatt zuzunehmen, fort und fort vermindert fließen, während die Bevölkerung, wenn es nicht an Lebensmitteln fehlt, fort und fort gleichmäßig sich vermehrt, und in der Vermehrung während der einen Periode wieder

neue Kräfte zu größerer Vermehrung in der künftigen Periode findet.

Allerdings giebt es noch viele ganz unangebaute Gegenden auf der Erde. Aber das Recht, die dünne Bevölkerung derselben zu vernichten oder in irgend einen Winkel, wo sie aussterben muß, zu vertreiben, unterliegt in moralischer Hinsicht noch großen Zweifeln. Die Verbesserung ihrer Sitten und Gebräuche, ihre Gewöhnung zu regelmäßiger Arbeit und Industrie geht natürlich nur äußerst langsam von Statten, und während dieser ganzen Zeit kann, da die Bevölkerung mit der Vermehrung der Lebensmittel Schritt hält, nicht viel Arbeit und Industrie auf dem weichen, noch nicht im Eigenthume befindlichen Boden verwendet werden. Selbst da aber, wo dies, wie in manchen neuen Colonien, stattfindet, ergiebt sich aus dem geometrischen Verhältnisse eine so reißende Zunahme der Bevölkerung, daß der anfängliche Vortheil bald verloren geht. Wenn die Bevölkerung Nordamerika's in dem nämlichen Grade, wie bisher, zunimmt, welches gewiß geschehen wird, so werden die Indianer immer weiter und weiter zurückgetrieben und zuletzt ausgerottet werden, und dann ist das Land einer weitern Ausdehnung nicht fähig.

Diese Betrachtungen sind in einem gewissen Grade auf alle Theile der Erde anwendbar, wo der Boden noch nicht vollkommen angebaut ist. Es ist eine ganz unzulässige Idee, die Bewohner des größten Theils von Asien und Afrika auszurotten. Ihre Civilisation und Gewöhnung an Industrie ist die Sache eines höchst schwankenden und ungewissen Erfolges, und würde einen sehr langen Zeitraum erfordern. Europa selbst ist bei weitem noch nicht

vollständig bevölkert, und Alles ist schon an eine gewisse regelmäßige Thätigkeit gewöhnt. Der Ackerbau steht in England und Schottland auf einer hohen Stufe, und es giebt dennoch manche unbebaute Landstrecken. Demnach wird es alles Mögliche sein, wenn wir annehmen, daß, unter den glücklichsten Umständen, das durchschnittliche Erzeugniß der Insel innerhalb der ersten fünf und zwanzig Jahre verdoppelt werden könnte.

Unmöglich aber kann man erwarten, daß innerhalb der nächsten 25 Jahre das Erzeugniß sich gegen den Ausgangspunkt gerechnet vervierfachen werde. Es ist dies allen landwirthschaftlichen Erfahrungen entgegen. Die Bebauung wüster Strecken erfordert Zeit und Arbeit, und es kann bei denen, die mit der Landwirthschaft bekannt sind, nicht der leichteste Zweifel darüber entstehen, daß die jährliche Vermehrung der Producte, in dem Maaße, in welchen der Anbau wieder ausgedehnt wird, abnimmt.

Wir wollen aber einmal annehmen, was gewiß das Höchste ist, daß das Durchschnittserzeugniß und seine Vermehrung, anstatt abzunehmen, dasselbe bleibe, und daß sich dasselbe je in 25 Jahren um die Quantität, die gegenwärtig hervorgebracht wird, vermehre, so müßte im Laufe weniger Jahrhunderte die Insel zu einem Garten werden. Wendet man dies auf die ganze Erde an, so ist dies gewiß ein Vermehrungsverhältniß, welches jede Wahrscheinlichkeit, ja jede Möglichkeit übersteigt. Unter allen diesen Verhältnissen kann man annehmen, daß günstigsten Falles die Vermehrung der Unterhaltsmittel sich in einer arithmetischen Proportion bewegt.

Die nothwendigen Folgen dieſer verſchiedenen Bewegung beider Verhältniſſe, wenn ſie ſich gegen einander reiben, liegen am Tage. Nehmen wir die Bevölkerung der Inſel (1798) zu 11 Millionen an, für welche das Erzeugniß der Inſel eben hinreiche. In dieſem Falle würde ſich die Bevölkerung in den erſten 25 Jahren auf 22 Millionen und die Production des Unterhaltes eben auch entſprechend erheben. Nach Ablauf der nächſten 25 Jahre würde die Bevölkerung auf 44 Millionen ſteigen, während die Unterhaltsmittel nur ſo weit, daß ſie für 33 Millionen hinreichend wären, vermehrt werden könnten. In der nächſten Periode würde die Bevölkerung 88 Millionen erreichen, während das Erzeugniß nur für die Hälfte ausreichte, und am Ende des erſten Jahrhunderts würde die Bevölkerung 176 Millionen betragen, von denen das Land nur 55 Millionen zu ernähren vermöchte, während es den übrigen 121 Millionen keinen Unterhalt gewähren könnte.

Wenn man dies auf die ganze Erde anwendet, ſo ergeben ſich folgende Zahlenverhältniſſe. Die Bevölkerung vermehrt ſich wie 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256.
Der Unterhalt wie 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Nach zwei Jahrhunderten würde demnach die Bevölkerung gleich 256, der Unterhalt gleich 9, nach drei Jahrhunderten die Bevölkerung gleich 4096, der Unterhalt gleich 13 ſein.

Aus dieſen Prämiſſen folgert Malthus, daß, da ſich die Bevölkerung in ſchon angebauten Ländern thatſächlich nicht alſo vermehre, ein Hinderniß ihr entgegen trete, welches in letzter Inſtanz kein anderes als der Mangel an Lebensmitteln ſei.

Doch wirkt dieser, außer in Fällen allgemeiner Hungersnoth, weniger unmittelbar, als mittelbar ein. Unmittelbar wirken alle die Sitten, Gewohnheiten und Uebelstände ein, welche aus einer Knappheit der Unterhaltsmittel entstehen. Diese Hindernisse, die in jeder Gesellschaft mehr oder weniger in Thätigkeit sind, und die Bevölkerung mit den Unterhaltungsmitteln auf gleicher Stufe erhalten, zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, in präventive und positive Hindernisse.

Die präventiven Hindernisse beruhen auf dem Willen des Menschen. Je schwieriger der Lebensunterhalt wird, je mehr Anstrengungen es erfordert, eine Familie zu erhalten und zu erziehen, um desto mehr Menschen entschließen sich freiwillig entweder 1) ganz auf die Verehelichung zu verzichten, oder 2) sie auf spätere Zeiten hinaus, wenn sie sich erst etwas gesammelt haben, zu verschieben, oder endlich 3) in der Ehe selbst enthaltsam zu leben.

Dadurch wird natürlich der freie Fortschritt der Bevölkerung aufgehoben, obwohl leicht andere Uebel und Laster daraus hervorgehen können, die jedoch auch ihrerseits zu Verminderung des Fortpflanzungstriebes dienen.

Die positiven Hindernisse begreifen Alles das unter sich, was in Folge von Fehlern und Leiden dazu beiträgt, die menschliche Lebensdauer zu verkürzen. Dahin gehören alle ungesunden Beschäftigungen, übermäßige Anstrengungen, Armuth, schlechte Nahrung, Pflege und Wartung der Kinder, große Städte, Ausschweifungen, allgemeine Unfälle, Krieg, Pest, Hungersnoth u. s. w.

In jedem Lande sind einige dieser Hindernisse mit größerer oder geringerer Kraft in Wirksamkeit; dennoch ist

auch überall das Bestreben der Bevölkerung, sich über die Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren, unverkennbar. Dieses Streben ist es, welches die unteren Classen der Gesellschaft fortwährenden Entbehrungen unterwirft, und jede dauernde Verbesserung ihrer Lage verhindert.

Sobald die vorhandenen Unterhaltsmittel für die Bevölkerung ausreichen, übt jenes Streben seine Kraft, die Bevölkerung überschreitet die Grenze, und die Nahrungsmittel, die z. B. für 11 Millionen Menschen zureichten, sollen bald unter $11\frac{1}{2}$ Millionen vertheilt werden. Natürlich müssen die ärmeren Klassen von diesem Augenblicke an mit einem geringeren Antheile zufrieden sein. Die Lebensmittel steigen im Preise, die Arbeiter müssen sich für ihren Unterhalt größeren Anstrengungen unterwerfen, und ihre Familien leiden. Dadurch werden die Unverheiratheten von der Verheirathung abgeschreckt, und das präventive Hinderniß tritt in Wirksamkeit. Zu gleicher Zeit aber reizen die gestiegenen Preise der Lebensmittel die Landbauer zu Verbesserungen und Neubrüchen, die Lebensmittel werden wieder reichlicher und billiger, die Bevölkerung vermehrt sich nun wieder, und das alte Spiel beginnt von Neuem.

Diese Grundsätze sucht Malthus durch eine genauere Betrachtung der europäischen und außereuropäischen Bevölkerungsverhältnisse, welche einen großen Theil seines Werks ausfüllt, nachzuweisen, und kommt dann auf die Mittel, den hieraus für die Gesellschaft entstehenden Uebelständen abzuhelfen, die freilich, als gegen die übermächtige Natur gerichtet, nur schwach sein können, und sich übrigens großen Theils auf englische Verhältnisse beschränken.

Er zählt nur 1) die Uebung der moralischen Enthaltsamkeit und Vorsicht bei Eingehung der Ehen, 2) Ordnungsliebe und Sparsamkeit, 3) bis zu einem gewissen Grade die Auswanderung, und 4) eine gänzliche Umänderung der Armengesetze, auf, und zieht schließlich gegen Godwin die Folgerung: daß die Haupt- und fortwirkende Ursache der Verarmung mit der Regierungsform, und der Constitution des Eigenthums, und der ungleichen Vertheilung des Eigenthums in geringer oder in gar keiner direkten Verbindung steht, und daß der Arme nur in sich selbst, in seiner Enthaltsamkeit, in seiner Sparsamkeit und in seiner Vorsicht die wahren Mittel, seine Lage dauernd zu verbessern, finden könne.

Er verlangt, daß zu dem Ende die ärmeren Klassen über diese Wahrheiten belehrt, die öffentlichen Unterstützungen aber beschränkt werden möchten, und sagt schließlich: Wenn dies geschieht, und wenn diese Wahrheiten den ärmeren Klassen gehörig erklärt werden, so werden sie friedlicher und ordentlicher werden, sie werden sich gegen Aufreizungen bewahren, wenn sie erkennen, daß der Preis der Arbeit und die Mittel für den Unterhalt nicht von einer Revolution abhängig sind, und dadurch wird es möglich sein, daß man mit größerer Ruhe diejenigen Reformen eintreten lassen kann, welche zur Verbesserung der Lage der unteren Klassen nöthig sind, und dazu dienen werden, den Frieden, das Glück und die Freiheit, deren sie früher genossen haben, ihnen auch für die Zukunft auf die Dauer zu sichern.

Gleichzeitig mit den theoretischen Forschungen und Entwürfen, deren wir oben gedacht haben, legte ein anderer Engländer,

Robert Owen,

geboren im Jahre 1772 zu Newtown, auf praktiſche Weiſe Hand an das Werk. Er war Baumwollenſpinner und erkaufte im Jahre 1800 die große, aber in Verfall gekommene Spinnerei zu New Lanark. Er gab ihr eine neue, verbeſſerte und auf moraliſche Bildung der Arbeiter berechnete Einrichtung. Die meiſten Bewohner New Lanarks arbeiten in den nach und nach erweiterten Fabriken, andere in den Gärten und Feldern, und noch andere beſorgen die Hauswirthſchaft. Alles, was zu den Fabriken erforderlich iſt, wird in beſonderen dazu gehörigen Werkſtätten von den Coloniſten verfertigt. Die Kinder erhalten in beſonderen Schulen Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen, in der Geometrie, Geſchichte, Naturgeſchichte und Geographie im Singen, Tanzen und Turnen.

Täglich wird eine allgemeine Morgenandacht gehalten, der alle Mitglieder der Colonie beiwohnen müſſen. Was Jeder verdient, wird berechnet und zu ſeiner Verfügung geſtellt. Die Religion macht keinen Unterſchied bei der Aufnahme, jeder kann die Colonie zu jeder Zeit verlaſſen; ausſchweifende und unmoraliſche Aufführung führt die Ausſchließung herbei.

Dieſe Einrichtung verſtieß jedoch in mehreren Punkten gegen die ſtrengen Grundſätze der anglikaniſchen Kirche, und verwickelte Owen frühzeitig in Streitigkeiten mit den eifrigſten Anhängern derſelben.

Nichts deſto weniger fuhr Owen in ſeinen Bemühungen kräftigſt fort und ſuchte, da der Erfolg ſeine Bemühungen in New Lanark krönte, auch über die Anſtalt hinaus zu wirken, und auf eine Regeneration der Geſellſchaft

hinzuarbeiten. Er veröffentlichte seine Ideen zuerst in einem besondern Schriftchen unter dem Titel: A new vieuw of society, legte sie im Jahre 1818 dem Congresse zu Aachen sowohl, als auch mehreren Staatsregierungen vor, und suchte zu Durchführung seiner Entwürfe zu wiederholten Malen eine Parlamentsakte für England zu erwirken, was jedoch, aller seiner Bemühungen ungeachtet, eben so erfolglos war, als seine Mittheilungen an den Congreß zu Aachen.

Er will dabei den Weg zu einem allmähligen und ruhigen Uebergange aus dem Zustande der jetzigen Gesellschaft in den von ihm vorgeschlagenen Zustand, in welchem alle Arbeit und alles Vermögen gemeinschaftlich sein soll, bahnen, und stellt daher folgende Grundsätze auf: 1) Alle Arbeit, wenn nach einem gemeinsamen Plane und unter besonderer Leitung unternommen, giebt mehr Ertrag und ist produktiver, als wenn sie vereinzelt, ohne allgemeinen Plan zersplittert wird. Dasselbe Resultat wird, unter der ersten Voraussetzung, in viel kürzerer Zeit, mit viel geringerer Anstrengung erreicht, als wenn der zweite Fall eintritt. 2) Dieselben Resultate giebt auch das planmäßige Zusammenwirken des zu produktiven Arbeiten zusammengeschossenen Vermögens vieler Einzelnen. 3) Eine gemeinsame Association der Arbeitskräfte und des Vermögens der Einzelnen muß also zur Folge haben, daß entweder a) der Einzelne sich mit ungleich geringerer körperlicher Anstrengung, als früher dazu erfordert wurde, seinen Unterhalt erwirbt, oder b) daß er mit derselben Anstrengung einen viel reichlicheren Unterhalt erwirbt. — 4) Die erste Bedingung eines verbesserten Zustandes der Gesellschaft ist daher

die Vereinigung in neu zu organisirende Gemeinden von etwa 1200 Individuen, in denen alle Arbeit, alles Vermögen, aller Erwerb gemeinschaftlich ist, und in welchen jedes Mitglied aus dem gemeinschaftlichen reinen Einkommen so viel erhält, daß es für sich und seine Familie gesunde Wohnung, Kleidung und reichliche und gute Nahrungsmittel anzuschaffen im Stande ist. 5) Alle Lasten und zur Unterhaltung der Gemeinde, der Kirche und der Schulen erforderliche Kosten werden aus dem gemeinschaftlichen Fonds übertragen. 6) Um diese Einrichtung nach und nach zu ermöglichen, treten reiche Associationen zusammen und kaufen Ländereien. 7) Auf diesen Ländereien werden Colonien errichtet, und darin zunächst arme und arbeitslose Arbeiter angesiedelt. 8) Mit Anlegung dieser Colonien wird fortgefahren, so lange es noch arme und arbeitslose Arbeiter giebt.

Es ist, wie man sieht, ungefähr das im Großen, was er im Einzelnen in New Lanark selbst geleistet hatte, und was ihm dort, nach der Aussage von Augenzeugen, so vollständig gelungen ist, daß Alt und Jung mit großer Liebe an ihm hängt, Mitglieder aller Religionsparteien sich dort angesiedelt haben, friedlich neben einander wohnen, und sogar die allgemeinen Andachtsübungen, ohne Unterschied des Bekenntnisses, gemeinschaftlich besuchen.

So wenig Anklang diese Ideen bei den Regierungen und bei dem Parlamente fanden, so sehr befreundete sich das Volk in England selbst damit.

Es bildete sich nach und nach eine unter einem Centralcomite stehende Vereinigung, welche sich „die Gesellschaft rationalistischer Gottesverehrer" nennt, während ihre

Gegner sie Socialisten nennen. Diese Gesellschaft sucht Owens Grundsätze immer mehr und mehr zu verbreiten, und die Sachen sind soweit gekommen, daß im Januar d. J. 4000 Einwohner von Manchester eine Bittschrift an das Parlament unterzeichneten, welche gegen die Socialisten und die Verbreitung ihrer Grundsätze gerichtet war. Der Bischof von Exeter übergab sie am 26ten Januar d. J. und es erklärten dabei sowohl der Bischof als ein Minister diese Lehre für gefährlich und Owen für einen gefährlichen Mann.

Im Auslande huldigt man hie und da seinen Ideen durch Wort und That, wie denn die durch den General van den Busche seit 1818 in Holland begründeten Armencolonien so ziemlich nach diesem Systeme eingerichtet sind.

Neben den Socialisten existiren in England auch noch die Chartisten. Zwar wollen auch diese in letzter Instanz wohl eine Regeneration der Gesellschaft, aber ihre nächsten Zwecke sind politische Reformen, mittelst deren sie erst zu jener Regeneration, über die sie überdies nur dunkle und unklare Ideen haben, gelangen wollen. Sie unterscheiden sich also dadurch, daß sie gerade den entgegengesetzten Weg wählen wollen, um zu dem Zwecke zu gelangen, welchen die gegenwärtig in einem kurzen Abrisse dargestellten Entwürfe direkt zu erreichen streben. Darum bleiben jene von dieser Darstellung ausgeschieden, und wir schließen dieselbe mit der Darstellung des Owenschen Systems.

Eine Kritik dieser Entwürfe zu liefern, würde Plan und Zweck dieses Aufsatzes überschreiten, den wir daher nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen beschließen.

Zweierlei Bemerkungen lassen sich bei der Betrachtung der eben dargestellten Pläne nicht unterdrücken: es finden sich darin viele einseitige und viele überspannte Richtungen. Dürfen wir uns daher nicht wundern, daß diejenigen, die im Besitze der Macht und des Reichthums sind, sie kurzweg als unausführbar, ja als gefährlich darstellen und verwerfen, so darf es uns doch schon darum nicht reuen, eine nähere Bekanntschaft mit ihnen gemacht zu haben, weil sie jenes unbedingte und allgemeine harte Urtheil nothwendig mildern muß, und weil sie uns Männer, deren Absichten größtentheils hohe Anerkennung verdient, in einem günstigeren Lichte zeigt, als das ist, in welchem sie so oft dargestellt werden.

Aber auch die nähere Betrachtung, ja ein tieferes Studium dieser Entwürfe wird von mannigfachem Nutzen sein. Wären auch alle Behauptungen, alle Richtungen einseitig, so gewährt ja doch selbst die consequente Durchführung einer einseitigen Idee, wofern sie nur mit Ernst und Eifer geschieht, ihren Nutzen. Aber darum handelt es sich hier gar nicht allein, es handelt sich um viel Höheres.

Sehen wir zuvörderst auf die einzelnen Entwürfe, so läßt sich wohl nicht ableugnen, daß wir oft genug, mitten unter vielleicht einseitigen oder unausführbaren Ideen, auch viel herrliche große und tiefe Wahrheiten ausgesprochen finden, die selbst einzeln aus dem Systeme herausgezogen, und unter allen Umständen mit segensreichem Erfolge benutzt werden können.

Wir treffen aber auch auf Ideen, die allen diesen Systemen gemein sind, und eben dadurch eine Art von Bestätigung erhalten, und wir können eben so aus ihnen,

wenn wir sonst nur aufmerken wollen, große und wichtige Lehren ziehen.

Unterwerfen wir dieselben einer genaueren Betrachtung, so zieht sich durch alle diese Systeme die Idee der anerkennenden und ausgleichenden Gerechtigkeit. Ueberall wird es anerkannt, daß ursprünglich alle Menschen auf Glück und Wohlbefinden gleichen Anspruch haben, und jedem seinen gebührenden Antheil nach seinen Verhältnissen und besser zu sichern als jetzt, ist eben die Aufgabe, die jedes System nach seiner Weise zu lösen versucht hat.

Wir finden weiter, daß sich, wenn auch ebenfalls auf verschiedene Weise, durch alle diese Systeme die Idee der Association zieht, als diejenige, welche einzig geeignet sein möchte, jene Ausgleichung zwischen Anspruch und Gewährung zu verwirklichen. Diese Idee spricht sich indirect bei Godwin durch die postulirte Gütergemeinschaft, bei Condorcet durch den gemeinschaftlich zu bildenden Unterstützungsfonds direct bei Lamennais durch Vereinigung zu einer großen Familie, und bei St. Simon, Fourier und Owen durch die Bildung großer Erwerbsgemeinschaften aus.

Auch unter Männern von großem Gewichte, die sich zu keiner Secte bekennen, hat sie Anklang gefunden. Babbage in England hat den Vorschlag gethan zu Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen: durch Association Anstalten zu bilden; bei denen 1) ein beträchtlicher Theil des Lohns eines jeden Angestellten von dem Gewinne der Arbeit abhängen soll, und 2) alle mit derselben in Verbindung stehenden Leute von jeder, ihrer Anstalt zugewendeten, neuen Verbesserung größere Vortheile ziehen müssen, als dies auf irgend einem anderen Wege möglich wäre.

Simonde Sismondi schlägt vor: daß die größeren Grundbesitzer mit ihren Tagelöhnern und die Fabrikunternehmer mit ihren Arbeitern in solche Verbindungen treten möchten, daß das Schicksal ihrer Tagelöhner und Arbeiter fester an das der Lohnherren geknüpft, und gegen alle Unfälle sicher gestellt werde.

Mohl ist der Ansicht: daß zu Verbesserung der Lage der Fabrikarbeiter ihnen die Möglichkeit eröffnet werden müßte, dereinst ein Geschäft auf eigne Hand treiben zu können, und daß zu diesem Entzwecke Associationen errichtet werden müßten, in denen den Arbeitern eine Theilnahme an dem Gewinne der Fabrikanstalten gesichert würde.

Bülau sieht ebenfalls nur in Associationen ein Mittel, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern.

Sollte nicht das Zusammentreffen aller dieser Meinungen in dem Associationssysteme Zeugniß für dasselbe ablegen? sollte es nicht beweisen, daß alle jene Männer, indem sie, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen, zu denselben Begriffen kamen, eine große Wahrheit entdeckt und der Welt bekannt gemacht haben?

Immerhin mag es sein, daß, wie man ihnen sagt, ihre Ideen nicht ausführbar sein würden; ja immer mögen sie es vielleicht auf die Art und in dem Umfange, wie sie es wünschen, wirklich nicht sein; so schließt doch dieses, sobald nur die Idee an sich richtig ist, nicht aus, daß sie nicht unter gewissen Modificationen dennoch mit Vortheil ausgeführt werden könnte.

Daß dies aber wohl möglich sei, dafür spricht denn doch selbst die Erfahrung. Wir sehen außer New Lanark auch die Colonien der Herrnhuter, und die von Rapp diri-

girte Colonie in Nordamerika, die ebenfalls auf ein, wenn auch modificirtes System der Association gegründet sind, besser wachsen, blühen und gedeihen, als jede nach dem gegenwärtigen gewöhnlichen Zustande der Gesellschaft organisirte Gemeinde. Sollte nicht damit auch zugleich der praktische Beweis für die Ausführbarkeit der Idee gegeben sein?

Wir können aber auch aus jenen Bestrebungen, aus der Art, wie sie motivirt werden, und aus dem großen Anklange, den sie unter vielen und zahlreichen Klassen gefunden haben, noch zwei große Lehren ziehen, zwei für uns hochwichtige und wohlzubeherzigende Wahrheiten schöpfen: Die Gewißheit der Existenz von Uebelständen in der Gesellschaft, welche die Grundlagen derselben nach und nach zu untergraben drohen; und die Nothwendigkeit, so lange es noch Zeit ist, zu solchen Reformen aus freier Bewegung zu schreiten, welche geeignet sind, eine derartige Regeneration, die unter Umständen leicht alles Ziel und Maß überschreiten könnte, dadurch zu verhüten, daß man sie unnöthig macht.

III.

Die Geschiedene.

Novelle

von

Leopold Schweitzer.

I.

Die Mittagsstunde eines heiteren Märztages hatte auf der Promenade der Residenz ein bewegtes, reges Treiben zu Wege gebracht. Der im völligen Verschwinden begriffene Winter machte sich noch durch ein trocknes Frösteln bemerklich; an dem klaren Himmel kämpften die matten Strahlen der Frühlingssonne mit einer Schneeluft, welche in grauen Wölkchen von einem leichten, schneidenden Windhauche über die Spitzen der Thürme getrieben wurde. Das Thauwetter der letzten Tage hatte den Boden von Schnee und Eis befreit, aber er klang noch unter den Schritten der Spaziergänger mit dem Nachhalle des seltsamen Knisterns, bei welchem wir uns selten eines leisen winterlichen Zusammenschauerns erwehren können. Die Aeste und Zweige der in den Alleen stehenden Bäume hingen kahl und dürr nieder; man konnte sogar ein Glizern da und dort aus einem versteckten Winkel derselben einem Schneereste zuschreiben, der bis jetzt der allgemeinen Zerstörung entronnen

war; trotz dem lag über sie bereits jener duftige Hauch ausgegossen, unter welchem unser freilich mehr geistiges als körperliches Auge ahnungsvoll das Grün der Blätter, die Farben der Blüthen zu erblicken meint. Dieser Uebergang vom Winter zum Frühling war in dem Aeußern der Hin- und Hereilenden sichtbar. Denn mit wenigen Ausnahmen promenirte hier die elegante Welt der Stadt. Man trug zwar noch die schweren behaglichen Winterstoffe, aber die Damen ließen die Mäntel und Krespinen frei flattern, statt sie sorglich zusammenzuziehen; die Boa war nicht mehr ängstlich um den Hals geschlungen, sondern gab, lose niederfallend, einen Theil der zarten Weiße desselben der kühlen, anröthenden Luft Preis; der schwere Muff war verschwunden und nur hin und wieder huschten die feinen Hände auf Minuten, fast verstohlen, unter die wärmenden Hüllen. Ueber die jugendlichen Gesichter — denn diese benutzten natürlich vorzugsweise den ersten schönen Tag, um das Freie für die dumpfen Räume der Stube einzutauschen — zitterte zwar öfters ein kleiner frostiger Schauer; aber man bemühte sich ihn schnell durch erneutes Lachen, Plaudern und Umhersehen zu bemeistern. Mitten unter den Spaziergängern schritt, durch Eleganz des Anzuges und das ganze Aeußere überhaupt ausgezeichnet, ein junges Paar, Arm in Arm, wie es schien, den Stoff ihrer Unterhaltung weniger, was alle Andere thaten, aus der Umgebung, welche sich an ihnen vorüberdrängte, als aus ihrem eigenen Innern schöpfend. Die Züge der Dame, so weit sie unter dem grünen Sammethütchen sichtbar waren, verriethen ein reges geistiges Leben, eine Energie des Denkens und der Betrachtung, welche selbst jedes Lächeln, jeden fröhlichen Anflug

mit einer stolzen, kalten Ueberlegung durchschimmerte. Sie stand nicht mehr in der ersten rosigen Jugendblüthe, vielmehr war man sogar versucht, besonders wenn sie dann und wann ihr Haupt aufrichtete und ihr dunkles, in einer leisen Melancholie schwimmendes Auge ruhig und sicher über die Menge schweifen ließ, zu meinen, daß sie älter als der Mann sei, auf dessen Arm sich der ihre stützte. Eine schwarze, mit blassen Goldstreifen durchwirkte Krespine schmiegte sich um ihre hohe, schlanke Gestalt, welche leicht, elastisch und fest einherging. An einem der schmalen Finger, die aus den durchbrochnen seidnen Handschuhen leuchteten, trug sie zwei goldene Reifen übereinander. Ihr Begleiter stand ihr an Eleganz des Aeußern nicht nach. Man erkannte den Lebemann an jeder Bewegung, an der Art und Weise, wie er die Dame führte, selbst wie er die Falten seines Palletots in Ordnung zu bringen wußte, wenn sie durch eine unsanfte Berührung des Gedränges gestreift worden waren, mehr noch aus dem fein zugeschnittenen aristokratischen Antlitz und dem von einer matten Blässe überhauchten Feuer der Augen. Er vermied es, wie sonst wohl ein junger Mann zu thun pflegt, wenn er mit einer gleich reizenden Frau am Arme an einem öffentlichen belebten Orte gehen kann, fleißig umherzuschauen, um gleichfalls Jeden zum Anblick seines Glücks aufzufordern und ein doppeltes Glück darin zu finden, daß ihm jeder Blick neidische Wünsche verkündigt. Im Gegentheil, er sah fast scheu und gedrückt vor sich hin; der ernsthafte Schatten aber, welcher seine sonst offenen hellen Züge umzog, hatte etwas so unstät Seltsames, daß man auf die Vermuthung kommen mußte, er befinde sich nicht gerade mit dem besten Behagen an seiner Stelle,

und werde durch den Anblick des Gewühles nur zu peinlichen Reflexionen gestimmt. Beide hatten viele Grüße an Vorübergehende zu richten und zu erwiedern. Man blickte sie von allen Seiten mit einer Art verstohlner Neugier an; daß sie der Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit waren, wurde daraus noch bemerklicher, weil sich Viele, auch nachdem sie vorbeigeschritten waren, nochmals nach ihnen umsahen und sich dabei mancherlei in das Ohr zischelten. Unter andern ging auch eine junge Dame an der Seite eines ältern Mannes, von mehreren Officieren umgeben in einer Nebenallee an ihnen vorüber. Der junge Mann begrüßte dieselbe; seine Begleiterin fühlte dabei seinen Arm leise zucken. Sie waren gerade an eine stille Park-Anlage gekommen, durch welche der Weg in eine Nebenpartie der Promenade führte. Die Dame wandte sich mit einer unmerklichen Bewegung hier ein und sagte zu ihrem Begleiter.

„Emil, du kennst das Mädchen, welches wir eben trafen? Wer ist sie? Sie scheint schön und jung, wenn ich gleich ihr Gesicht unter dem halb niederfallenden Schleier nicht recht erkennen konnte. Warum hast Du mir niemals von ihr gesagt?"

Der Angeredete erwiederte:

„Liebe Antonie, sollte ich Dir alle Damen aufzählen, deren Bekanntschaft ich in meinem Leben gemacht habe? Du weißt, ich bewegte mich viel in Gesellschaften. Man lernt so viele Personen leicht hin kennen, die man später vielleicht jährlich einmal wiederfindet."

„Aber ihr Name, Emil, ihr Name?" frug Antonie weiter.

„Es ist Fräulein von Werden," antwortete Emil zögernd, indem er Antoniens Blick mit einem verlegenen Lächeln aufsuchte, wie um sich des Eindrucks zu versichern, welchen dieser Name auf sie machen würde, „die Tochter eines Gutsbesitzers in einiger Entfernung von der Stadt."

„Ah, flüsterte Antonie, Emilie von Werden! Ja sie ist gewiß schön; die Landluft blüht üppig auf ihren Wangen, sie ist das Idol der jungen Männerwelt der Stadt. Man umringt sie mit Huldigungen, wenn sie einmal hier erscheint. Nicht wahr, es ist dieselbe, welche Dich früher vor allen Andern auszeichnete? Man sprach sogar, wenn ich nicht irre, von Eurer bald bevorstehenden Verlobung!"

Während sie diese Worte hastig und mit einer kleinen Bitterkeit sprach, drückte sich ihr Arm fest in den Emils, welcher nach einer kurzen Pause begütigend und in einer erzwungenen Scherzhaftigkeit versetzte:

„Liebes Kind, freilich, freilich, ich war mit Fräulein Emilien recht intim bekannt. Aber Alles, ehe ich das Glück hatte, Dich, meine Antonie, zur erringen. O auf mein Wort, mein Ehrenwort, ich versichere es Dich. Sie tanzt süperb, plaudert wie ein kleiner Professor und kann Einen durch ihre reizende Koketterie zum Rasendwerden bringen, auf Parole. Die Leute sind gleich mit einer Verlobung fertig, wenn man mit einer Dame dreimal den Cotillon getanzt und sie einmal zur Tafel geführt hat. Aber sie war mir nicht abgeneigt; ich mußte ihr, so oft sie nach der Stadt kam, im Theater jedesmal den Shawl halten, und am Schlusse wieder umhängen, und auf einem Balle hat sie mich dreimal zur Extratour geholt, wahrhaftig. Doch später lernte ich Dich kennen. Neben

Dir weiß ich gar nicht mehr, daß überhaupt noch Frauen auf der Welt existiren; ich komme nicht von Deiner Seite weg und muß ich doch einmal an eine alte Bekannte einen Höflichkeitsgruß richten, habe ich gleich tausend Fragen Deiner Eifersucht zu beantworten. Gestehe es nur, Du bist eifersüchtig, nicht wahr, ungeheuer eifersüchtig? O daran erkenne ich Deine Liebe, aber Du solltest doch ein wenig den Eclat vermeiden. Was werden nicht wieder unsere Bekannten zu reden haben, daß wir, statt fortzupromeniren, in dieses stille Buschwerk eingebogen sind! Die Herren von Werther und Rothstein sind längst hinter uns hergegangen; ich sah es wohl. Sie haben gewiß etwas gemerkt und werden es sicherlich in allen Cirkeln umhertragen, wahrhaftig. Möchten wir nicht zurückgehen? Es ist noch zeitig am Tage. Alle Welt strömt jetzt erst zusammen. Was werden wir auch zu Haus machen?"

Antonie wandte sich ohne weitere Antwort nach der Hauptallee zurück. Dort traten zwei elegante junge Männer an sie heran, welche Emil mit den beiden obengenannten Namen anredete. Herr v. Werther, welcher sofort mit einer geschickten Bewegung Antoniens Seite zu gewinnen wußte, sagte: „Meine Gnädige, ein guter Genius hat Sie hieher zurückgeführt. Sie schienen plötzlich verschwunden zu sein, obgleich es hier so hübsch und bunt-lebendig ist. Ein herrlicher Tag, etwas kühl, etwas frostig; darf ich fragen, ob Ihre Schönheit heut Abend die Assemblee verherrlichen wird?"

„Ja, fügte Herr von Rothstein von der andern Seite zu, es wäre entsetzlich, meine gnädige Frau, wenn uns dort die Sterne Ihrer Augen fehlen sollten! Wir sind Ihren

Spuren von der Ecke an gefolgt; Fräulein von Werden kam uns dazwischen; Sie verschwanden plötzlich in diese Seitenpartie, während wir Emilien begrüßten und nur den Zufall müssen wir segnen, daß wir Sie noch wiederfanden!"

„Sie kennen Fräulein von Werden?" frug Antonie.

„Ob wir sie kennen! erwiederten Beide gleichzeitig, und Herr von Werther, welcher eine etwas durchdringende Stimme hatte, fuhr allein fort, da Rothstein mit diesem Umstande bekannt, ihm das Wort mit einer etwas verdrießlichen Miene überließ.

„Die himmlische Werden! Aber sie ist tugendhaft, entsetzlich tugendhaft. Da ist nicht von der kleinsten liebenswürdigen Liaison die Rede. Sie hat Grundsätze, daß einer in die Erde sinken möchte!"

Der Redner machte hier eine Art Verzweiflungs-Pause; diese benutzte Herr v. Rothstein gewandt, indem er ihm das Wort vom Munde wegschnitt und mit erhobner Stimme fortfuhr:

„Auf dem Lande geht sie mit dem Herrn Pastor und mit der Frau Pastorin um. Da finden sich diese horriblen sittsamen Grundsätze, wie man es nennt. Sie läßt sich kaum die Hand küssen. O, Emil Du erinnerst Dich wohl noch; damals die verlorne Wette — es kam Dich etwas theuer zu stehen. — Sie wissen ja, meine Gnädige, daß Ihr Herr Gemahl allein so glücklich war, mit der Werden ein einziges Avantürchen einzufädeln, aber er verlor doch dabei eine Wette — ich sage eine Wette ...."

„Ha, ha, fiel Werther ein, eine deliciöse Wette, Fräulein Emilie hat sich so göttlich aus der Affaire gezogen..."

Emil war roth geworden, seit das Gespräch auf Fräulein von Werden kam. Er suchte eben so oft das Antlitz Werthers und Rothsteins mit einer stummen, aber verständlichen Bitte um Einhalt und Schweigen, als verstohlen und besorglich das Antoniens, dessen Ernst nach und nach in ein offenes Zürnen überzugehen begann. Sie maß die beiden Herren mit dem Blicke jenes Stolzes, welcher, zurückgehalten, durch eine Beleidigung zusammengerafft in seiner ganzen Stärke erwacht. Ihre Lippen zitterten unmerklich, als sie sagte:

„Lieber Mann, ich habe hier unsere Verwandten bemerkt. Wir müssen sie eilig aufsuchen. Die Herren werden verzeihen."

Diese blieben auch mitten aus ihrer Unterhaltung gerissen, so kalt und überlegt verabschiedet, verblüfft, sich gegenseitig messend stehen, während Antonie und Emil in einer Biegung der Baumreihen verschwanden. Werther zupfte an seinem Schnurrbarte und versuchte seine Ueberraschung hinter einem Lachen zu verbergen; dies glückte ihm jedoch eben so wenig, als Rothstein, welcher das gleiche Manöver unternahm. Endlich frug er, den Entflohenen einen halb tückischen, halb dupirten Blick nachsendend:

„Nun Rothstein, was meinst Du? Das ist ja zum Teufelholen. Wollte sie uns wirklich abfertigen? Auf Ehre, das ist stark."

„Ich bedaure nur Emil, fügte Rothstein bei. Der Arme! Auf Ehre, er ist ein Pantoffelknecht comme il faut geworden. Er wagt es kaum den Mund aufzumachen. Sie will, und er gehorcht. Aber auf Ehre, es ist

stark, uns hier stehen zu lassen, wo wir eben im Begriff sind, jene famöse Wette fein und geistreich zu schildern. . ...

Beide gingen langsam weiter, und Werther sprach, indem er seinen Arm in den Rothsteins legte:

„Es fängt mich eigentlich an doch bedeutend zu grollen. Was will denn die stolze hohe Dame? War ihr unsere Unterhaltung zu leichtsinnig? Sollten wir etwa nicht über Tugendhaftigkeit Witze machen? O, wenn man von einem Manne geschieden worden ist, und darauf den Courmacher geheirathet hat, kann man doch wohl so etwas anhören."

„Was macht sie für Prätensionen? Wissen wir nicht, daß allerlei Geschichten vorgefallen sein müssen, weshalb ihr früherer Mann so bereitwillig in die Scheidung willigte, und nichts dagegen hatte, daß sie Emil heirathete, Emil, welcher sie ihm doch abspenstig gemacht hatte. Und jetzt will sie die Spröde und Prüde spielen!"

„Weißt Du noch, Werther, wie Emil damals bei dem Dinée, etwas vom Champagner angespitzt, parirte, daß ihn Antonie, welche damals noch Frau von Ende hieß, binnen Jahr und Tag erhören müsse? Es war eine kühne, verwegene Wette! Sie galt als die solideste, ehrbarste und achtbarste Frau der Residenz, und hatte dabei so eine Art philosophischen und poetischen Geist, der einen auf der Stelle verblüffen konnte. Das Parée galt; Emil ging ans Werk; auf Ehre, er spielte vortrefflich; leise, leise, zuerst von Fern, dann näher, er kam in ihr Haus; uns, die wir das Parée angenommen hatten, wurde bange, jetzt zog sich die Sache etwas in's Dunkle, Keiner wußte, wie sie stünde, endlich hören wir plötzlich — es war zum Schlagtreffen — daß Frau von Ende das — Haus ihres Man-

nes verläßt, von ihm geschieden, und auch bald Frau von Walden wird. Es ist jetzt bald ein halbes Jahr. Wie Emil dazu gekommen ist, sie zu heirathen, statt eine gemüthliche Liaison fortzuspinnen, das weiß kein Mensch."

„Und seitdem, fuhr Werther fort, entweder um in der vollständigen Erzählung aller dieser Umstände seinen Groll verfliegen zu lassen, oder ihm umgekehrt bessere Nahrung verschaffen zu wollen — leben sie still und eingezogen. Emil kommt nicht von ihrer Seite weg, sie machen kein Haus, gehen nicht in Gesellschaften, und wollen in der Mitte dieses Jahres auf immer die Stadt verlassen, und ihr Gut beziehen. Der arme Emil! Er sieht düster aus; fort ist alle seine Keckheit, sein Muth, sein Leichtsinn, ich glaube, er muß jetzt mit ihr, statt höchstens hin und wieder den amüsanten Paul de Kock zu lesen, irgend so ein schwerfälliges, gelehrtes Buch, den Herrn von Goethe etwa, oder einen andern Herrn Classiker, der einem den Appetit verleidet, durchmachen. Aber auf Ehre, es kränkt mich. Uns stehen zu lassen! Wenn sie nur nicht so sehr hübsch wäre. Meinst Du nicht, Rothstein, daß sie nicht gar zu glücklich aussieht? Ich glaubte, einen melancholischen Zug an ihr bemerkt zu haben!"

„Gewiß, bestätigte der Gefragte, es fehlt ihr irgend etwas. Uns stehen zu lassen! Nun, wir wollen es abwarten. Noch giebt es einige Soireen und Assembleen. Ich glaube, wir thun Emil einen Gefallen, wenn wir uns ein wenig an sie herandrängen, damit er selbst freie Luft schöpfen kann. Meinst Du nicht? Ja, gewiß, wir streuen aus Revanche einige kleine leise Bemerkungen unter die Leute; o, wer braucht lange darnach zu suchen, wenn man

eine Geschichte, wie von Ende oder von Walden, durchgemacht hat."

Unter diesem Entschlusse, welchem Werther kopfnickend beitrat, verloren sich Beide unter den Spaziergängern.

II.

Antonie setzte sich, nachdem sie mit Emil in das Zimmer getreten war, schweigend an das Fenster und sah gedankenvoll auf die belebte Straße hinab. Emil hatte ihr sowohl den Hut, als die Krespine selbst abgenommen und dem Bedienten, welcher ihnen nachgekommen war, übergeben. Er setzte sich darauf ihr gegenüber. Das Zimmer, in welchem sie sich befanden, schien Antoniens Wohnstube zu sein. Wenigstens erinnerte die helle, glatte, elegante Sauberkeit desselben an die Herrschaft eines weiblichen Geistes. Die lichten, nur mit feinen blauen Streifen durchzogenen Farben der Tapeten, die silbergrauen Ueberzüge des Divans und der Fauteuils stimmten harmonisch mit der zarten Weiße der seidendurchwirkten Gardinen überein. An der einen Wand stand ein aufgeschlagenes Fortepiano; über ihm war eine fein gearbeitete Marmor-Büste Goethes auf einem Postamente von demselben Stoffe in die Wand eingefügt. An der entgegengesetzten Wand hing ein Repositorium an Seidenschnüren mit vielleicht funfzig prachtvoll eingebundenen Bänden; in seiner Nähe unweit des Fensters befand sich ein zierliches Bureau, versehen mit allen jenen kleinen Dingen des Luxus und der Bequemlichkeit, welche eine Frau bei dem Schreiben so gern zur Hand hat, ein aus getriebenem Silber gearbeitetes Schreibzeug, Spie-

gel, bunt gemalte Federn, goldgeränderes Papier und dergleichen. Die Ecke nächst dem am Divan aufgestellten Chaise longue war von einem mit hundert Kleinigkeiten besetzten Nippetischchen eingenommen, über welches sich das üppige Grün von Epheuranken emporzog. Sein Untersatz bildete eine Art Vertiefung mit einer Stickerei überzogen, in welchem ein gelbes Wachtelhündchen schlief. Emil hatte bereits mehrmals verstohlen gegähnt, und fing endlich, Antoniens Hand, welche auf ihrem Schooße ruhte, ergreifend:

„Liebes Kind, wenn ich nur wüßte, was Dich heute wieder so still und verdrießlich macht! Das laute Treiben amüsirt Dich nicht; wir sind zurückgegangen; Du siehst mißmüthig durch die Scheiben und sprichst nicht. Was verstimmt Dich? Warum hast Du Werther und Rothstein so streng abgefertigt? Sie plauderten Dir doch ganz hübsche Dinge vor."

„Ganz hübsche Dinge? rief Antonie mit einer schmerzlichen Betonung. Emil, fühlst Du nicht, wie sehr, wie im Innersten meiner Seele mich dieses frivole, schwatzhafte, nichtsnutzige Reden von Tugendhaftigkeit und Sittsamkeit verletzen mußte? O, diesen Herren ist es ein Vergnügen, mit solchen Interessen Fangball zu spielen. Mögen sie es, ich kann es nicht ändern; wenigstens aber sollen sie mich mit dieser kecken frechen Unterhaltung verschonen!"

Emil, durch diese heftigen Worte ganz verdutzt, erwiederte:

„Ach, wie kann man so streng sein. Sieh, es sind mir beide liebe, alte Bekannte und Freunde. Du hast sie ein wenig beleidigt, wahrhaftig. Du gehst über das

gewöhnliche Leben hinaus, und denkst immer an Deine idealischen, ja ich möchte sagen, phantastischen Bücher. Die Menschen, die Welt ist einmal anders, wie sie die Schriftsteller schildern. Du bist eine kleine Schwärmerin. Aber ich will nicht mehr davon reden. Soll ich Dir etwas vorlesen, willst Du ein wenig musiciren, singen? Sprich, mein liebes Kind? Es ist noch so lange bis zum Mittag hin. Werden wir heut Abend die Assemblée besuchen? Nicht wahr, wir thun es? Es ist dringend nothwendig. Wir waren bereits zweimal bei dem General eingeladen, wir haben es zweimal ausgeschlagen. Es geht wahrhaftig nicht zum drittenmal, besonders da man uns heut auf der Promenade gesehen hat, ohne Gefahr, überall in Mißcredit zu kommen!"

„Du willst mich so gern zerstreuen, mein lieber Freund, erwiederte Antonie, und doch kenne ich nur eine Zerstreuung, mit Dir allein all den Lärm, das Treiben und Schwatzen zu fliehen. Du nennst mich eine Schwärmerin. Ja, ich bin es, aber nur darin, daß ich Dich liebe, und nichts als Liebe!"

Ihr Antlitz war bei diesen wenigen Worten von einem entzückenden Ausdruck überflogen; die stille schmerzliche Betrachtung, welche bis jetzt dasselbe beschattet hatte, ging in ein weiches Feuer über. Sie strich mit der Hand leise in einer unbewußten Bewegung das dunkle Haar, welches glatt gescheitelt die glänzende Stirn umschloß, wie um ihr Haupt vor dem drohenden Feuer der Gedanken zu schützen, die sie in seinem Innern so mächtig pochen und schwellen fühlte. In ihrer sanften Stimme bebte die Steigerung jener Gewalt, welche alle Ueberlegung und jedes Bewußt-

sein von sich schleudernd sich nur einem Gefühle überlassen will, um in ihm Schutz und Rettung für eine schwankende verstörte Einsicht zu suchen.

Emil mochte diese Aufwallungen ihres Herzens nicht ungewohnt sein, denn wenn er auch seinen Blick mit einer gewissen stolzen Freude auf ihrer Schönheit ruhen ließ, machte sich doch darin gerade kein besonderes Ergriffensein kund. Er beschränkte seine Theilnahme darauf, ihre Hand anmuthig an seinen Mund zu führen, die feinen Spitzen derselben zu küssen und zu sagen, „meine theure Antonie!" Man konnte ihm sogar eine kleine Verlegenheit ansehen, welche die Fortsetzung eines Gespräches solcher Art scheute. Er nahm auch, jedoch nicht ohne ein merkliches Seufzen, ein aufgeschlagenes Buch zur Hand, welches auf dem Kissen vor ihm lag, frug, ob er weiter vorlesen solle und begann, als ihm Antonie, wiederum in ihre träumerische melancholische Ruhe versinkend, zugenickt hatte zu lesen. Es waren die Wahlverwandtschaften. Ohne ungerecht zu sein, muß man gestehen, daß er ziemlich schlecht las. Seine sonst volle, glänzende Stimme glitt theilnahmlos und gleichgültig über die Schönheiten des Buches weg, welche ihn in der gegenwärtigen Situation, einer Frau wie Antonie gegenüber, in doppelter Macht hätten entzünden sollen. Er sah hin und wieder verstohlen über das Buch weg nach der Straße hinab, besonders so oft ein Wagen vorüberrasselte oder der und jener lautere Ausruf das dumpfe Summen, die eintönig heraufklingenden Schritte unterbrach. Oft auch warf er eine Art Sehnsuchtsblick nach der Thür des Zimmers hin, als müsse ihm von dort eine Erlösung aus der Lage kommen, welche ihm — es war deutlich — eine nur aus

Scheu vor Antonien noch weniger zurückgehaltene Langweile machte. Diese erwartete Erlösung trat in der Person des Bedienten ein, der das neue Zeitungsblatt brachte. Emil vertauschte damit auch ohne Weiteres die Wahlverwandtschaften, bemerkte jedoch darin ein Billet. Er bemächtigte sich desselben mit einer geschickten Volte, ohne daß es Antonie bemerkt hätte, steckte es in die Seitentasche, und begann mit einer muthigeren Stimme, als Goethes Werk, die Zeitung von oben an zu lesen. Antonie hörte, ohne ihre Miene zu ändern, die Beförderungen und Ordensverleihungen des letzten Datums, als Emil mitten in diesen ihm offenbar höchst interessanten Angelegenheiten plötzlich stockte, nur stammelte „Herr" und das darauf Folgende in ein unverständliches Murmeln verfließen ließ. Antonie frug ihn mit Besorgniß, was er habe? und drang entschieden auf eine Auskunft, da Emil dieselbe verlegen verweigerte.

„Nun, wenn Du es einmal wissen willst, erwiederte er nunmehr, Herr von Ende, dein früherer Mann, ist avancirt und in eine andere Provinz versetzt worden."

„Und das macht Dich verlegen, rief Antonie überrascht und befremdet, aus ihrer Lethargie erwachend, Du zögerst diesen Namen auszusprechen, weil ich ihn einst trug, weil jener Mann einst mein Herr und Gatte war? Was hast Du, was habe ich mit ihm fürder zu schaffen? Zolle ihm die Achtung, welche seiner Würde, seiner Vortrefflichkeit, seiner ganzen Persönlichkeit gebührt, aber weiche nicht vor ihm, wie vor einer dunkeln, finstern Macht zurück! Welches Band existirt noch zwischen uns? Es ist nicht nur zerrissen, nein, so in ein Nichts aufgelöst, als wenn es nimmer existirt hätte. Wir gingen einst einen gemeinsamen

Weg, jetzt Jeder den eignen. Ich wünsche ihm Glück und Segen, o Gott, er ist wahrhaft des Besten und Schönsten werth! Aber ich verstehe nicht, Emil, weshalb er Deine Gleichgültigkeit vor mir, vor irgend Jemand, vor der ganzen Welt zu stören vermag!"

„Aber, liebe Frau, sagte Emil nicht ohne ungeduldige Aufregung, was bist Du heftig und ohne allen Grund. Gestehe nur, da spielen Dir wieder Deine philosophischen Tendenzen einen Streich. Auf Ehre, ich meinte, es müsse Dir unangenehm sein, durch mich an Herrn v. Ende erinnert zu werden. Es hat doch immer sein Eignes und Sonderbares, wenn der zweite Mann einer Frau von dem ersten erzählen soll. Ich weiß, Du erinnerst Dich selbst fortwährend jeden Augenblick an ihn. Trägst Du nicht seinen Trauring mit dem meinen zugleich. He, da habe ich Dich, mein Kind, wahrhaftig. Aber so seid ihr, die ihr in Theorien lebt, die Praxis macht Euch immerzu Striche durch die Rechnung."

Er rieb sich bei diesem so ganz folgelos angehängten Schlußsatze ganz freudig die Hände; seine Augen strahlten jene freudig triumphirende Erwartung, welche eines errungenen Sieges im Voraus bewußt, und überzeugt, anstatt der Antwort sich an dem Aufsteigen einer Beschämungsröthe weiden will. Diese Erwartung wurde jedoch bedeutend herabgestimmt, denn Antonie maß ihn mit einem schnellen durchbohrenden Blicke und rief:

„Emil, Du verwickelst ein Mißverständniß auf eine grausame Weise! Will ich nicht eben, daß Du meines früheren Gatten, wie ich, gedenken sollst, gleichgültig und ruhig? Muß ich nicht meinen, daß er wie das Bewußtsein einer Schuld vor Deine Seele tritt, wenn Du Dich

scheuest, ihn vor mir zu nennen? Trage ich eine solche Schuld gegen ihn in meinem Innern, da Du zögerst, seine Erinnerung in mir anzuregen? O, Herr von Ende war mir der edelste, beste, innigste Freund; ich schmiegte mich an ihn, wie ein Kind voll Achtung, Ehrerbietung und Ergebung, — mit welcher höhern Macht soll ich rechten, daß ich erst durch Dich die Liebe kennen lernte, die Liebe, in die meine Empfindung, meine Besinnung, mein ganzes Sein zusammenschmolz! Als Du Dich mir näherteſt, als mir jedes Deiner Worte, jeder Deiner Blicke verrieth, daß Dich nur die zwischen uns aufgestellten bürgerlichen Schranken verhinderten, mir als eigen anzugehören, erzitterte die bewußtlose Harmlosigkeit, welche mich bis dahin siegreich durch die Welt geführt hatte. O, vielleicht ist das meine Schuld, daß ich Dich nicht weit, weit floh, daß ich entsetzt und doch begierig dem Tone Deines Mundes lauschte und in mein innerstes Herz einsog, ohne mir zugestehen zu wollen, daß mein Frieden davor nicht Stand halten könne! Ich liebte Dich, meine Seele erwiederte die Liebe, ehe Du sie mir selbst ganz und offen zu gestehen wagtest. Und selbst Deine Worte, dieses Geständniß — Alles, Alles hörte ich nur in einem geistigen Taumel, denn vor dem Gefühle der Liebe und somit vor Dir schwand mir Erkenntniß und Bewußtsein! Ich handelte rasch und entschieden. Nur eine Erwiederung hatte ich auf das Geständniß Deiner Liebe, daß Du bereit sein solltest, mich in der kürzesten Zeit zum Altare zu führen. Wenn ich mich der Schwelgerei jenes Gedankens erinnere, da ich Dir eine Vereinigung auf Lebenslang verkünden durfte, wo Du, der Mann, vor mir noch über die Fesseln klagtest, welche sie hindern zu müssen schienen! Die Liebe macht

zwar trunken, aber muthig und kühn. Ich eröffnete Herrn von Ende, daß ich ihm nicht mehr angehören könne, ich flehte ihn an, mich von einer Verbindung zu befreien, welche bis jetzt für mich eine Täuschung gewesen sei, deren Fortsetzung mir den Tod bringen müsse. Ich hörte keinen Vorwurf, er gab mir stumm und schweigsam die Freiheit, um welche ich seinen Edelmuth knieend bat. Wenn ich eins aus meinem Leben vergessen möchte, so ist es der Ton seiner Stimme, mit dem er die kurzen Worte: „Es sei, möge es Ihnen wohlergehen," an mich richtete! Soll ich mich seines Bildes, seines Andenkens von so viel Herrlichkeit, Milde und Sanftmuth gänzlich entschlagen? Laß diesen Ring mir in jeder Minute zurufen, daß ich auch für sein Glück zu beten habe, daß ich nur so das Schicksal versöhnen kann, welches Dich hieß und zwang, Dich mir zu nähern und mir ein unbekanntes Gefühl einzuhauchen!"

„Du hast Recht, wie immer, meine theure Antonie, erwiederte Emil galant, aber ich denke, wir brechen davon ab. Du denkst doch nicht etwa, daß ich eifersüchtig werde, wenn Du so lobpreisend von Herrn von Ende sprichst? Gott bewahre, auf Ehre. Ich weiß ja, wie innig Du mich allein liebst. Wahrhaftig, er hat sich bei der ganzen Sache so hübsch und nobel benommen, daß man sich verwundern muß, wie schnell er eine solche Perle, als Du bist, frei lassen konnte. Es bleibt also dabei, wir gehen heut Abend zu dem General in die Assemblée. Möchtest Du nicht vielleicht nach dem Mittagsessen sehen? Der Spaziergang hat mir Appetit gemacht."

Er sagte diese letzten Worte verlegen und zögernd, denn er war sich dabei eines bösen Gewissens bewußt.

Während der feurigen Rede Antoniens nämlich hatte er sich bald an seinem Barte, bald an dem Halstuche, bald an dem Rocke etwas zu schaffen gemacht, um kleine Anwandlungen eines Gähnens zu unterdrücken. Dabei war er auch an die Seitentasche gerathen, was ihn erinnerte, daß er noch das dort befindliche Billet zu lesen habe. Es kam ihm nunmehr darauf an, Antonien, welche, was er wußte, sei es aus Neugier oder Eifersucht nicht unterlassen hätte, die Mittheilung seines Inhaltes zu verlangen, wenigstens auf einige Minuten aus dem Zimmer zu entfernen. Dieser ungeduldige Wunsch fand kein anderes Mittel, als das ausgeführte, freilich sehr unbeholfene. Es glückte jedoch. Antonie verließ das Zimmer, indem sich ihr Antlitz in eine erneute bittere Schmerzhaftigkeit zusammenzog. Er las hierauf in dem eilfertig erbrochenen Briefchen:

Lieber Bruder.

Ich bin erst seit gestern zurück und konnte Dich darum nicht sehen. Wie bekömmt Dir die Ehe? Ich bin ungeheuer neugierig, Deine Frau kennen zu lernen. Aber denk' Dir, die kleine himmlische Adaline befindet sich auf einer Gastreise begriffen hier auf einige Stunden bis zum Abend. Und warum dieser Aufenthalt? Um uns oder Dich vielmehr, Du Glücklicher, wiederzusehen! Als ich ihr sagte, Du seist verheirathet mit einer Wittwe — Du wirst es recht finden, daß ich diese Charakter-Verwandlung vornahm, denn sie wäre ja mit Fragen nicht fertig geworden, wenn ich ihr sofort die Wahrheit entdeckt hätte — wollte sie zuerst etwas in Ohnmacht fallen, nachher aber lachte sie wie ein Kobold. Du mußt sie wiedersehen! Sie ist reizender wie jemals. Nach einer Stunde kommen wir, eine kleine alte

Bekanntengesellschaft, bei ihr zusammen. Wir werden uns bis zum Abend göttlich amüsiren. Du wirst doch Theil nehmen? Sie erwartet Dich auf das Bestimmteste. Ich habe Deinem Bedienten, da Du weggegangen warst, aufgetragen, Dir dies Billet, wenn es möglich ist, ein wenig heimlich zuzustellen. Einer bereits verheirathet gewesenen Frau kann man in solchen Dingen nicht leicht etwas aufbinden, wenn sie's merkt. Du reißt Dich also jedenfalls los. Im Hôtel de Bavière. Adieu.

Dein

v. Loeben.

Emil stampfte, nachdem er diese Zeilen, die Thür bewachend, überflogen hatte, unwirsch auf den Boden und murmelte:

„Auf Ehre, das ist nicht übel. Adaline, die so himmlisch singt und noch himmlischer liebt, wieder hier! Aber wie soll ich zu ihr gelangen, jetzt gleich, da sie ja nur die paar Stunden hier bleibt? Wenn Antonie etwas ahnete, — ich bekäme die Hölle auf den Hals. Und ich muß hin! Warum mache ich denn Umstände? Ich werde sagen, daß ich ein dringendes Geschäft abzumachen habe. Aber das glaubt sie nicht. — Alle Teufel, ich habe es satt, immer und stets zu Hause wie auf der Galeere angeschmiedet zu sitzen, Herrn von Goethe vorzulesen, und mich von Antonien belehren zu lassen, daß ich Unrecht habe, so oft ich etwas sage! Ich fühle mich seit unserer Verheirathung ganz katzenjämmerlich und öde. Immerfort ihre Liebe, sie ruinirt mich völlig dadurch; es ist ganz hübsch, aber man muß es nicht so weit treiben; es wäre mir ganz recht, wenn

sie mich nicht so unglaublich und poetisch liebte. O, wenn ich das gewußt hätte, als ich ihr als Frau von Ende die Cour machte, eine charmante stille Liaison mit ihr auszuführen gedachte und mich am Ende mit der Heirath überrumpeln ließ, ohne zu wissen, wie ich dazu kam! — Auf Ehre, ich möchte aus Verdruß und Langeweile weinen. Mein jetziges Glück ist, wenn ich es bei Licht betrachte, ein Unglück und ich weiß nicht, wie ich's ändern soll. Adaline muß ich sehen! Ich schäme mich nur, als Ehemann vor sie zu treten, und wenn sie erst gar im Laufe der Champagner-Unterhaltung erfahren wird, daß meine Frau eine Geschiedene ist, — auf Ehre, es bringt mich zur Verzweiflung. Wie aber loskommen! Ich glaube, ich muß eine kleine Scene spielen, das ist auch die beste Gelegenheit, Antonien einmal ein Stückchen Wahrheit zu sagen. Bis jetzt habe ich immer zarte Rücksichten beobachtet. Ich werde ihr befehlen, ohne mich in die Assemblée zu gehen und mich dort zu erwarten. Wenn Adaline in den Wagen steigt, fliege ich Antonien nach; die Versöhnung wird wenigstens eine kleine Unterhaltung geben. So geht es. Aber Antonie allein, ohne mich in der Gesellschaft; alle diese Elegants sind dort, man wird ihr die Cour machen; der Teufel traue einer Frau, die sich bereits einem Manne hat abspenstig machen lassen! Pah, ich richte es schon ein, daß ich fast mit ihr zugleich anlange. Ah sie kommt."

Als geschickter Schauspieler setzte er sich eilig an's Fenster und sah schwermüthig und finster durch die Scheiben desselben. Antonie trat ein, ging an ihn heran und sagte leise, daß das Diner bald bereit sein werde. Er antwortete nicht und schien in den Anblick einer jungen Dame,

welche über die Straße vorüberschritt ganz versunken. Sie folgte seinem Blicke und sagte sanft:

„Ah Du Böser, ist Dir jene Dame so werth, daß Du ganz meine Nähe vergißt? Kennst Du sie?“

„Mein liebes Kind, erwiederte der neugeschaffene Tragöde, froh über die schickliche Gelegenheit, mit einem Tone der Aufregung und Unzufriedenheit, dessen Natürlichkeit zu bewundern war, das ist doch arg, wenn ich nicht einmal zum Fenster hinaussehen darf, ohne daß Du mir Vorwürfe machst. Soll ich mich noch tiefer in das Innerste der Stube vergraben, alle Rouleaux niederlassen, um Dir und Deiner Eifersucht Beruhigung zu verschaffen? Auf Ehre, es verdrießt mich!“

„Aber Emil, mein Freund, flüsterte Antonie! . . .“

Dieser fühlte, daß er allen seinen Muth zu einem entschiedenen Coup zusammenraffen müsse, wenn er sowohl vor der unendlichen Wehmuth und zugleich Schärfe dieses kurzen Ausrufs Antoniens unerschüttert Stand halten, als die Scene zu dem vorgenommenen Ende führen wolle. Deshalb unterbrach er sie und sagte, indem er sich selbst mehr und mehr in eine am Ende bis zum wahren Ausdruck seines Seelenzustandes gesteigerte Heftigkeit hineinredete:

„Auf Ehre, Antonie, es verdrießt mich. Ich lasse mich gern von Dir lenken und leiten; ich unterwerfe mich willig allen Deinen Wünschen und — ich muß es sagen — Launen; aber wir können doch nicht vergessen, daß wir mitten in der Welt leben. Seit wir verheirathet sind, bin ich kaum fünf Minuten von Deiner Seite weggekommen. Das sieht am Ende, nimm's mir nicht übel, etwas ridicul

aus. Ich liebe Dich, wie Einer, Du weißt es. Aber wir haben doch Beide schon so viel Leben durchgemacht, daß wir uns nicht wie die Kinder immerfort am Kleide festhalten müssen, damit Keiner den Andern verliere. Ich will nur bemerken, daß ich den heutigen Mittag nicht mit Dir zubringen werde. Geschäfte zwingen mich bis zum Abend hin. An diesem finde ich Dich in der Assemblée wieder. Du wirst dorthin fahren, ich bitte Dich darum, ich erwarte es bestimmt. Der Wagen wird bereit stehen. Auf Ehre, die Leute müssen sehen, daß man sich ungeheuer lieben kann, ohne fortwährend Arm in Arm zu gehen. Mache mir nur keine Bemerkungen und lebe wohl!"

Der Blick, welchen Antonie während dieser harten, rohen Worte auf ihn richtete, hatte etwas so Durchdringendes und Entsetzliches, daß er fast versucht war, seinen Vorsatz aufzugeben und dafür sofort eine Versöhnung einzuleiten. Jedoch dünkte ihm die Aussicht auf die Freuden des Nachmittags in der Gesellschaft der schönen bekannten Sängerin so verlockend, zugleich fand er doch eine solche Beruhigung darin, einmal frei ausgesprochen zu haben, was ihn längst drückte und peinigte, ohne daß er es bis heute gewagt hatte, es sich zu gestehen, daß er, die wankende Entschlossenheit emporrichtend, aufsprang, den Hut ergriff und mit schnellem Schritte davonging. Antonie blieb wie versteinert stehen, nachdem sie nur das Haupt langsam gedreht hatte, um seinem Schritte zu folgen und sich zu überzeugen, daß Emil sie wirklich verlassen könne. Die zarte Farbe ihres Antlitzes ging in eine dumpfe Bläſſe über; sie wollte die Hände wie zum Gebete schließen, aber ihr Arm sank matt nieder. Sie erhob ihr Auge und starrte nach der

Stelle hin, wo Emil gesessen hatte. Dabei spannte sich ihre weiße Stirn krampfhaft an; ein unheimliches Lächeln überlief ihre Züge; ihre Lippen, aus denen das helle Roth verschwand, zitterten und öffneten sich unmerklich, so daß die Zähne sichtbar wurden, welche sie fest zusammenpreßte. Nach einer Weile erwachte sie auf's Neue lebendig und blickte scheu in dem Zimmer umher, um nochmals zu prüfen, daß Emil verschwunden sei. Allmählig machte diese Aufregung einer stolzen Erhabenheit Platz. Ihre Züge lichteten sich wieder; sie flüsterte:

„Konnte es anders kommen? Mußte ich nicht längst diese Entscheidung erwarten? Er liebt mich, aber nicht so, wie ich ihn. O, diese Schuld, welche wir Beide tragen, rächt sich furchtbar! Wie ging mir schon heut früh ein Stich durch's Herz, als mir diese Herren so keck und unachtungsvoll entgegentraten! Wer von ihnen hätte es früher gewagt, früher, wo man sich fürchtete, meine so sichere Kälte durch das kleinste, zweideutige Wort zu beleidigen! Aber diese Scene war zu unerwartet, zu gewaltsam von ihm herbeigeführt, als daß sie natürlich entstanden sein könnte! Es muß einen besondern Grund haben. Ah, Fräulein von Werden! Sie ist hier . . . darf ich mich denn der Eifersucht entäußern? Er, dem es gelang, über mich zu triumphiren, mich einem heiligen Bande zu entreißen, die ich Jahrelang sorglos und siegreich durch so viele Anfechtungen des Lebens gegangen war, mich, die ich mich im Bewußtsein, so unendlich hoch über alle diese schwachen, wankenden Frauen zu stehen, für unangreifbar und unverwundbar wähnte, welches andere Weib könnte ihm widerstehen, da ich es nicht vermochte? O Emil, Emil, warum

thust du mir das? Warum warfst Du mich in dieses Meer der Ungewißheit, des Zweifels, des Unglücks!"

Thränen rollten über ihre Wangen. Sie ließ sich auf dem Divan nieder und drückte ihr Haupt in seine Kissen. Der Bediente trat ein und sagte:

„Gnädige Frau, Herr von Walden hat mir befohlen, nochmals zu melden, daß der Wagen um 8 Uhr bereit stehen werde."

„Warum bist Du so verlegen, Henri," frug Antonie, von einer sonderbaren Ahnung ergriffen.

Der Angeredete stotterte: „Ich, ach, gnädige Frau.."

„Sprich, sprich, was giebt es?"

„Ach, gnädige Frau sind gewiß böse, daß ich das Billet, welches mir Herr v. Loeben auf die Seele band, in die Zeitungen gelegt habe.

„Das Billet? Herr von Loeben?"

„Ja, gnädige Frau, Herr v. Loeben meinte, ich müßte es dem gnädigen Herrn unter allen Umständen noch vor dem Mittagsbrod, wenn es möglich wäre, allein einhändigen. Da meinte ich denn, wenn ich es in die Zeitung legte...."

„Geh, Henri, es ist gut. Sei um 8 Uhr bereit!"

Als der Bediente über die Schwelle gegangen war, richtete sich Antonie ganz auf und lächelte vor sich hin. Aber es war das Lächeln des durchdringenden Schmerzes. Sie schritt rasch durch das Zimmer mehrmals hin und her und prüfte aufmerksam jeden Stuhl, jeden Winkel, überall, als müsse ihr irgendwo durch die Entdeckung jenes Billets Gewißheit werden. Sie fand jedoch nichts, so oft sie die

Nachforschung erneute, so oft sie auch jeden einzelnen Ort auf's Neue durchspähte.

III.

In dem reichen Salon des Generals, von dessen heutiger Assemblée bereits die Rede war, wogte eine geschäftige, elegante Gesellschaft, theils um das Sopha in einem Halbkreise geschaart, von welchem aus die Herrin des Hauses die Unterhaltung des um sie versammelten Kreises belebte, theils in einzelnen Gruppen zerstreut in der und jener Ecke des tageshellen Zimmers. Aus den weitgeöffneten Flügelthüren des anstoßenden Saales quoll blendender Lichterglanz und fortwährend flogen an ihnen Paare in den raschen Takten des Länders, dessen Musik häufig das Gespräch überrauschte, vorüber. In jenem Damen-Halbkreise und seiner Vervollständigung durch die hinter den Stühlen stehenden Herren sprach man, wie natürlich, vom heutigen Wetter und dem kleinen Ausfluge, welchen die Mehrzahl in der Mittagsstunde auf der Promenade gemacht hatte. Hier war ein reicher Stoff für die Unterhaltung vorhanden. Die Versicherungen vielfacher Freude und Entzückens sich gegenseitig dort gesehen zu haben, leichte Andeutungen über die erschienenen Toiletten, Wetter-Hoffnungen und Prophezeihungen an den schönen Tag geknüpft, Bemerkungen über ähnliche Punkte flatterten bunt und munter gleich luftigen Schmetterlingen von den Lippen. Dabei ließ sich plötzlich der Name „Walden" vernehmen. Herr v. Werther ganz echauffirt vor lauter Bemühung, eine junge Dame zu unter-

halten, welche sich, vor ihm sitzend, mit einem verhaltenen boshaften Lächeln Bemerkungen über Bemerkungen zuflüstern ließ, sprach ihn anscheinend unabsichtlich, aber mit einer besondern malitiösen Betonung aus. Der Name übte einen gewissen Zauber aus. Ein minutenlanges Schweigen lief von Mund zu Mund. Dafür sah man sich bedeutsam an, als erwarte Jeder von dem Andern, daß er beginnen solle, hierüber etwas zu sagen. Diese Kühnheit, wenn man es so nennen will — hatte Herr v. Werther. Wiederum wie unabsichtlich und mehr jener Dame als dem großen Kreise zugewendet, sagte er halblaut — bei der eingetretenen Stille war dies hinreichend —:

„Ach, mein gnädiges Fräulein wollen nicht gefunden haben, daß Frau von Walden von einem misanthropischen Kummer angehaucht war? Auf Ehre, ich fand es sehr, obgleich ich nicht begreife, wie man ein so trübseliges Gesicht machen kann, wenn man einen Mann, wie unsern Walden, hat und dem Glücke im Schooße sitzt. Aber Frau v. Walden ist, man weiß es ja, ein wenig phantastisch; sie schwebt immer in höhern Regionen und möchte sich am liebsten das Leben und die Welt aus Wolken und Träumen zurecht schneiden."

Der Redner athmete nach dieser geistreichen Bemerkung — es ist zuzufügen, daß sie eigentlich einem von ihm unlängst durchgelesenen Journal-Artikel angehörig das Resultat des Nachmittagsstudiums war — hoch auf und sah sich, die Spitzen des Schnurbarts kräuselnd mit einer Triumphatormiene im Kreise umher, um aus jedem Gesichte den Zoll der ihm gebührenden Bewunderung einzuholen. Noch aber wagte man nicht recht, im Ganzen mit dem herauszurücken,

was man auf dem Herzen hatte. Herr v. Werther ſtieß daher ungeſehen Herrn v. Rothſtein an, welcher neben ihm ſtand, ein zwiſchen Beiden beſprochenes Signal, ſich gegenſeitig über den vorliegenden Punkt nach der Abrede vom Morgen her zu Hülfe kommen zu wollen. Dieſer ſäumte auch nicht fortzufahren:

„Frau v. Walden lebt nach Grundſätzen. Sie ſpricht nichts, thut nichts, was nicht ihren Theorien angehörte, und dazu auf's Haar paßte. Und wie hat ſie unſern Walden zu bekehren gewußt! Er iſt ein Einſiedler geworden, und ſieht kaum mehr das Tageslicht. Ja, die Grundſätze, die Theorien, ſie ſind ganz hübſch, aber . . . auf Ehre . . .“

Es iſt zu bedauern, daß Herr v. Rothſtein von Natur kein beſſeres Gedächtniß hatte. Denn dieſem Fehler allein iſt es zuzuſchreiben, daß er nicht mit demjenigen recht zu Stande kam, was er eigentlich ſagen wollte, und nicht wie Herr v. Werther mit einer einſtudirten gewiß eindringlichen Redeblume ſchließen konnte. Hinter dieſen abgebrochenen verlegen ausgeſprochenen Worten: „Grundſätze, Theorien,“ aber ſuchte und fand Jeder bewundernd einen Schatz von Geiſt und zarter Rückſicht, welche ſich nur ſcheute, vor der jungen anweſenden Damenwelt offner gefahrvolle Ausführungen zu machen. Eine ältere Dame nickte ihm beifällig zu und ſagte:

„Warum nur Frau v. Walden ſo ſehr allen Geſellſchaften ausweicht! In der letzten Winterſaiſon kam ſie doch da und dorthin, in der gegenwärtigen hat ſie ſich, wie eine Kartheuſerin, in das Innerſte ihrer Zimmer zurückgezogen. Warum flieht ſie die Welt? Mein Gott, wenn

ihr auch ihre jetzige neue Ehe vielleicht mehr Befriedigung und Seligkeit verschafft, als die frühere, so ist das doch kein Grund, das Glück der Ehe darin zu suchen, unausgesetzt mit dem Gemahle zusammenzusitzen und ihn mit sich allen Bekannten und Freunden zu entziehen! Ich meine, wie Herr v. Rothstein, daß solche phantastische Theorien ihr Gutes, aber auch ihre schlimme, böse Seite haben!

„Der arme Walden, klagte eine andere Dame, die Stubenluft bekommt ihm so wenig! Er sieht angegriffen und melancholisch aus!"

„Er wagt kaum, bemerkte eine dritte, recht aufzusehen, als schäme er sich seinerseits, alle die ihm früher lieben Kreise vernachlässigen zu müssen."

Die Betonung des letzten Wortes war so scharf, daß Viele die Augen betroffen niederschlugen. Herr v. Werther benutzte wieder die kleine Pause, um als geschickter Krieger seine beste Mine springen zu lassen. Er rief: „Herrn v. Ende verlieren wir nun auch. Er ist versetzt worden. Ich glaube, es wird ihm damit ein Herzenswunsch erfüllt. Seine näheren Bekannte sprechen besorgt von seiner Kränklichkeit. Die Luftveränderung wird ihm heilsam sein."

Die Wirthin des Hauses hatte zwar bis jetzt nicht gerade mißfällig das Thema des Gesprächs passiren lassen. Die jetzige Wendung dünkte jedoch ihrer Erfahrung zu gefährlich, um nicht einen kleinen Einspruch zu thun. Sie sagte daher:

„Ich erwarte Herrn von Walden mit seiner Gemahlin in jeder Minute. Sie haben nicht absagen lassen wie bereits zweimal. Ich bin darüber so sehr erfreut."

Zufällig trat gerade in diesem Momente die Vielbesprochene über die Schwelle, allein in einer Haltung, welche

sich noch fester und stolzer als gewöhnlich durch das Bewußtsein aufrichtete, daß ihr unerwartetes alleiniges Erscheinen vorweg hundert geheime Fragen der Ueberraschung, des Erstaunens und der Neugier aufregen müsse. Sie war Herrin der Stürme geworden, welche ihr tiefstes Herzblut am heutigen Tage so ungestüm aufgewühlt hatten. Der bestandene errungene Kampf durchzitterte noch ihr Auge in einer feuchten stillen Resignation. Die Zweifelsqualen ihrer Seele hatten auf ihrem Antlitze keine Spuren zurückgelassen, als einen hohen und erhabenen Ausdruck. Ihre geistige Energie leuchtete siegreich, aber müde und abgespannt aus ihren Blicken. Sie war schön und schöner als jemals, auch dadurch, weil sie in jenem Instinkt, welcher vorzugsweise stets einen weiblichen Geist leitet, ihre Kleidung dem Ausdrucke ihrer Züge auf das Vortrefflichste angepaßt hatte. Das weiße mit Blumen durchzogene Atlaskleid, die Perlenschnur um ihren Hals, von welchem ein kleines Kreuz niederhing, die von dem feinsten Blaßroth fast nur überhauchte spitzenbesetzte Mantille, gab ihrer Erscheinung eine Art Verklärung, die unwiderstehlich war. Sie fühlte und wußte, daß die Glorie der Schönheit über sie ausgebreitet war, und dieses Wissen machte ihr Auftreten entzückend und majestätisch. Als sie sich neben der Generalin niedergelassen und mit einem schnellen Blicke ihre Umgebung überflogen hatte, sagte ihr eine geheime Stimme, daß ihr Name im Munde der Anwesenden geschwebt haben müsse, denn eine feierliche Stille, doppelt hervorstechend durch die lauten Töne der Musik im Nebensaale, hatte ihre Schritte begleitet. Dadurch fühlte sie ihren Muth noch erhoben; Verachtung, welche immer der mächtigste Hebel der Kraft ist, gegen alles

dieses Treiben, quoll so lebhaft in ihrem Geiste auf, daß sich jener Muth zuerst zu einer ironischen Ueberlegenheit, dann fast bis zu einer Heiterkeit steigerte. So begrüßte sie alle Bekannte; so begann sie sich mitten in das Gespräch zu tauchen — eine gewandte, über die Gesellschaft triumphirende Frau von Ton! — nachdem sie leichthin bemerkt hatte, wie Herr von Walden augenblicklich verhindert worden sei, sie zu begleiten, und ihr leider nur eine schwache Hoffnung des Nachkommens gegeben habe. Es wäre schwer den Zustand der Anwesenden zu schildern. Mitten aus jener böswilligen Unterhaltung gerissen, stiegen bei den Damen Groll und Mißmuth bei dieser reizenden Erscheinung auf, welcher sie gezwungen waren, die Palme der glänzenden Schönheit zuzuerkennen; die Herren wußten sich aus der Unbehaglichkeit nicht gleich zurecht zu finden, welche sie bei der Erinnerung, wie sie die Bemerkungen über Antonien ausgesprochen oder angehört hatten, fühlten. Nach kurzer Zeit kamen jedoch alle diese widerstreitenden Empfindungen wieder in das ruhige Gleis, und durch eine konsequente Wirkung des Vorhergegangenen auf die Gegenwart drängte sich nunmehr gerade um Antonien das ganze Leben einer zuvorkommenden Unterhaltung zusammen. Herr von Werther hatte sich fast den halben Schnurbart abgezupft, ehe er auf die Weise kam, sich ihr zu nähern. Sie antwortete freundlich; das machte seine Verwirrung nur größer. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als sie mit einer plötzlichen Verzweiflungs-Entschlossenheit zum Tanze aufzufordern, obgleich überzeugt, eine abschlägliche Antwort zu erhalten. Sie zögerte nicht, sagte zu, stand auf und ging an seiner Hand in den Tanzsalon.

Als sie hier getanzt hatte und mit klopfendem Herzen den glänzenden, in Jugend und Eleganz strahlenden Cirkel, da und dorthin einen lächelnden Gruß sendend, überblickte, frug sie ihren glücklichen Tänzer leichthin nach der und jener ihr noch unbekannten oder aus dem Gedächtniß entschwundenen Person. Herr von Werther, durch ihre anmuthige Unbefangenheit wieder ganz in seinen flotten Kavaliermuth versetzt, wußte die geläufigste Auskunft auch über das Kleinste zu geben. Personen und Verhältnisse waren ihm auf das Beste bekannt; er mußte unter Andern bei dieser Revue auch Fräulein von Werden nennen, die gegenwärtig war. Darüber eilte er geschickt, des Morgens gedenkend, hinweg, ohne im Eifer der Entfaltung seines Geistreichthums zu bemerken, mit welcher unsäglichen Spannung Antonie gerade diesen Namen hörte. Am Morgen hatte sie die Züge des Fräuleins im Vorübergehen nicht so deutlich auffassen können, um sie wieder zu erkennen. Da sie jetzt ihre Gegenwart erfuhr, preßte sich ihr Herz nur noch ängstlicher und peinigender zusammen. Sie hatte die Muthmaßung nicht abweisen können und darin eine gewisse Befriedigung gefunden, daß Emils Entfernung mit F. v. Werden's Anwesenheit in der Stadt zusammenhänge. Jetzt aber, wohin sollte sich dieselbe richten? Was kann es sein, das ihn vermocht hat, so plötzlich einen Riß durch das bisher geführte Leben zu machen, eine Veranlassung so künstlich aufzusuchen, um sich von ihr auf den ganzen Nachmittag zu trennen, und nicht einmal in dieser Gesellschaft mit ihr zugleich zu erscheinen? Und immer kam er noch nicht! Sie beschwichtigte das folternde Fliegen und Drängen ihrer Gedanken. Sie erinnerte sich des Namens v. Loeben. Es galt ihr, die Be-

redsamkeit des Herrn v. Werther auf diesen Punkt zu führen, in dem nunmehr ihr ganzes Interesse zusammenlief. Sie sagte in dieser Absicht:

„Ach ich fühle recht, Herr v. Werther, wie fremd ich der Welt geworden bin, seit ich mich so lange Zeit ganz in mein Haus zurückgezogen habe. Ueberall neue Gestalten und Gesichter. Es ist hart, wie schnell sich die Physiognomie einer Gesellschaft, in der man sich einst heimisch fühlte, verwandelt. Wer ist zum Beispiel jener junge Mann, welcher uns gegenüber am Trumeau den stillen Beobachter zu spielen scheint?“ —

Herr v. Werther war entzückt, ein neues Feld für seine Unterhaltung eröffnet zu sehen. Er legte Antonien's Freundlichkeit, so verschieden von der Kälte und Ruhe, welche sie sowohl in ihrer früheren als jetzigen Ehe und erst am heutigen Morgen fast verletzend — dahin mäßigte er bereits seinen Unwillen — gezeigt hatte, als echter Kavalier aus, indem er damit das so unerwartete Ausbleiben Emil's combinirte. Er sagte zu sich selbst: „Emil, der nie von ihrer Seite weggekommen, ist nicht hier; sie kam allein; es hat einen Auftritt gegeben. Sie wird ihm kurz und gut herausgesagt haben, daß sie es müde sei, sich durch seine Eifersucht von aller Gesellschaft ausgeschlossen zu sehen; er trotzte; wie immer resolut führte sie gleich ihren Entschluß in der That aus und kam allein. Sie ist entzückend artig gegen mich. Sie brennt darnach ihr heutiges Unrecht gut zu machen. O, wir haben sie nur verkannt. Ist es nicht mit Händen zu greifen, daß sie nicht abgeneigt ist, wieder eine zarte niedliche Liaison anzuknüpfen? Was Emil gelang, warum sollte es einem Andern

nicht glücken? Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Auf Ehre, sie ist ein Engel; der arme Emil!"

Nach diesen schnellen Betrachtungen erwiederte er laut:

„Meine gnädige Frau, ich bin in Verzweiflung, Ihnen nur sagen zu können, daß jener junge schwärmerische Mann ein Fremder ist, dessen nähere Bekanntschaft ich noch nicht gemacht habe. Aber ich werde eilen Ihre Neugier zu befriedigen. Wenn ich nicht irre, hat ihn der Baron Salm eingeführt, oder Herr v. Loeben, nein, nein, der Erstere. Denn ich vermisse Loeben, es ist mir unbegreiflich, wo er steckt."

„Ich glaube, Herr v. Loeben ist ein Bekannter meines Mannes," versetzte Antonie, unfähig ein leises Zittern, welches sie durchbebte, zu unterdrücken, da sie sich so unvermuthet schnell ihrem Ziele nahe sah, welches zu erreichen der einzige Zweck ihres Besuchs dieser Gesellschaft gewesen war.

„Freilich, meine Gnädige, sagte Herr v. Werther. O, Loeben lebte früher viel mit Emil zusammen; sie haben gemeinsam manche kleine Avanture durchgemacht. Erst seit gestern ist er von einer längeren Reise zurückgekehrt. Aber wahrhaftig, meine Gnädigste, Ihre unverhoffte Erscheinung hier hat mich ganz consternirt, denn jetzt erst fällt mir ein, schon vorhin gehört zu haben, daß Demoiselle Adaline, früher Sängerin am hiesigen Theater, auf einige Stunden bei einer Durchreise hier verweilen soll. Erinnere ich mich recht, so war Loeben mit ihr intim bekannt. Wahrhaftig, deshalb konnte er ja nicht hieher kommen!

Wo hatte ich nur meinen Kopf daran nicht augenblicklich zu denken?"

Bei diesen Worten, welche Antoniens Seele mit einem grausamen Lichtstrahle durchzuckten, ließ sie ihr Haupt betäubt sinken. Sie wollte sich zwingen, es für unmöglich zu halten, daß Emil dieser Frau wegen alle ihre bisherigen Träume von Glück und Zufriedenheit zerstört haben könne, und doch flüsterte ihr eine innere Stimme tückisch das Gegentheil zu. Obgleich sie nur gehört hatte, daß Herr v. Loeben allein Adalinen bereits früher gekannt habe, stand es klar vor ihrer Seele wie mit einer teuflischen Divination, daß auch Emils Abwesenheit mit der Genannten in Zusammenhang stehe. Der Kampf aller dieser Empfindungen, die Ahnung, von welcher sie sich keine Rechenschaft geben konnte, das Bewußtsein, woran sie zu zweifeln strebte, der Schmerz über Emil's That und zugleich der Stoïz, der in ihr erhaben aufwallte, indem sie derjenigen gedachte, der ihre Liebe als Opfer gefallen sein sollte, siedete in ihrem Haupte. Der Lichterglanz schwamm wie ein Feuermeer vor ihren Blicken, die Musik, rings umher laute und leise Worte, das Rascheln der Schritte umschwirrte sie gespensterhaft. Die Umrisse der nahen und fernen Personen streckten sich in ihrem Auge gleich nebligen Schatten riesig zur Decke empor, sie ergriff Herrn v. Werther's Hand und drückte sie krampfhaft, weil sie fühlte, daß sie umsinken werde. Aber in demselben Augenblicke zerrissen auch wieder alle Schleier, welche sie zu ersticken drohten, es wurde klar und licht um sie her, denn sie erblickte Emil, ihr gegenüber, eben über die Schwelle tretend, und die

Lorgnette zum Auge führend, um sich in dem Wogen der Tanzenden zu orientiren.

Als Herr v. Werther jenen krampfhaften Druck der Hand Antoniens fühlte, dachte er, kaum im Stande, einen Ausruf der Wonne und des Entzückens zurückzuhalten: „ich habe gewonnen. Ich verstehe diesen Geständniß-Druck einer Frauenhand! Sie ist mein!"

Emils Hoffnungen auf die Freuden des heutigen Nachmittags waren nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt worden. Er hatte Antoniens Bild, den Ton ihrer Worte, ihre Blicke selbst da nicht vergessen können, als er sich mitten in dem Jubel mehrerer Freunde, an der Seite der reizenden Sängerin befand. Der Ausdruck der seligen Erinnerung an früher verlebte Tage, mit welchem ihn Adaline empfing, durchfröstelte ihn, weil er im selben Momente dachte: was wird jetzt Antonie thun?" Man wollte ihn in die Fröhlichkeit auf alle Weise hineinzwingen, als man ihn, früher den Keckſten, Lautesten und Amüsantesten von Allen, sich nur auf Augenblicke gewaltsam aus Träumereien reißen sah. Adaline, durch seine Kälte beleidigt, warf leichte, graziöse Bezügnisse auf Ehe und Eheleben hin; der Champagner lockerte die Zungen der Uebrigen, sich in gleichen Anspielungen zu versuchen. Mußte man nicht der so lange entfernt Gewesenen alle Ereignisse aus der Gesellschaft seit ihrer Abreise erzählen? Sie hatte nach so vielen Personen zu fragen; früher immer von demselben lichten Kreise umgeben, waren ihr durch die vertraulichen Mittheilungen desselben eine Menge von Verhältnissen und geheimen Familien-Geschichten bekannt geworden. Das Alles wurde ihr in flüchtigen Umrissen wie in einem Panorama

vorgeführt, und es geschah auf eine lockere, frivole Weise, welche ihre Gegenwart nicht zügelte, sondern durch ein eingeworfenes Wort, ein Verständniß-Lächeln, eine Frage sogar bestärkte. Für Emil war diese rücksichtslose Art der Unterhaltung fremd geworden. Antoniens Ernst, der geistige, edle, man kann sagen, ehrenfeste Hauch, welchen sie selbst über den munterſten Gegenstand des Gesprächs auszubreiten verstand, war ihm zwar sogar oft langweilig erschienen, aber er mußte sich doch jetzt unwillkührlich zugestehen, wie unendlich hoch er über diese auch ihm früher behagliche flotte, leichtsinnige Entäußerung aller Zurückhaltung stand, welche nur durch die Bosheit, die Verläumdung, die Verdächtigung pikant war. Nach und nach wurde ihm Adaline, welche nicht anstand, den Schaum des Champagners fleißig einzuschlürfen, fast widerwärtig; unter ihrer Schönheit tauchte für sein Auge allmählich der Kobold einer nur künstlich aufgeschraubten und aufgeputzten Gemeinheit auf; er verglich mit ihr Antoniens melancholische, sanfte Züge, welche, je länger er sich in sie vertiefte, desto süßer, friedlicher und beglückender in sein innerstes Herz strahlten. Wenn auch seine Ernsthaftigkeit nicht den mehr und mehr erwachenden Taumel zurückhielt, so wagte es doch Keiner, selbst Adaline nicht, so innig-boshafte Lust sie dazu fühlte, sein eigenes Eheverhältniß in den Kreis der Entweihung zu ziehen. Dies hielt ihn allein an seiner Stelle; eben so sehr die Scham, vor Antonien gleich einem Reuigen und Bußfälligen eher zu erscheinen, als er bei dem Scheiden vorausgesagt hatte. Er wußte nicht recht, ob er sich Vorwürfe machen sollte, der Verlockung nachgegeben zu haben — oder ob er noch, wie vorhin, dadurch befriedigt sein

dürfte, daß er einmal gewagt habe, sich den Zustand, in welchem er sich seit seiner Verheirathung befand, klar, deutlich und entschieden gedacht, und vor Antonien ausgesprochen zu haben. Was wird sie jetzt thun? Mit welchen Gedanken mich erwarten? Diese Fragen brannten in seinem Kopfe bunt, in einer Fülle von Kombinationen durcheinander. Als endlich Adaline in den Wagen gestiegen, als das Rasseln der Räder in der Ferne verklungen war, athmete er hoch auf und kehrte schnell nach Hause zurück. Es kam ihm vor, als müsse er Antonien dort finden. Die Nachricht, sie sei Punkt 8 Uhr in die Assemblee gefahren, machte ihn bestürzt, ohne daß er sich wieder eines Grundes bewußt war, weshalb er sie lieber nach seiner so dringenden Bitte, in die Gesellschaft zu gehen, zu Hause gefunden hätte. Mit einer gereizten Verdrießlichkeit eilte er an jenen Ort.

In dieser Stimmung erschreckte es ihn, Antonie neben Herrn v. Werther mitten im Kreise der zum Tanz Angestellten zu sehen; seine dunkelnden Augen meinten sogar sie von Heiterkeit und Fröhlichkeit überflogen zu erblicken. Wie so häufig bei Leuten, welche, wie Emil unstät, ohne die Leitung eines durchdringenden Verstandes zwischen Gefühlen, Einsichten und Urtheilen umherirren, schlug sein Gewissen bei diesem Anblick geradezu in den Gegensatz um. Er war auf einmal überzeugt, daß sich Antonie gegen ihn vergehe, daß ihr Verfahren, welches sich, statt einsam und thränenreich seine Zurückkunft im Innern der Stube oder, wenn einmal hier, doch wenigstens entfernt von allem heitern Treiben zu erwarten, lächelnd dem Tanz hingab, seinen heißesten Zorn verdiene. Er trat an sie heran und sagte nach einer trockenen Begrüßung:

„Ah, meine liebe Freundin, Du amüsirst Dich außerordentlich. Ich bin darüber entzückt. Aber ich denke, das viele Tanzen kann Dir nicht gut sein, auf Ehre, ich meine die Gallopade . . .“

„Warum, Emil? erwiederte Antonie, es macht mir Freude, nach so langer Zeit gerade mit der Gallopade die Tanzsaison zu eröffnen. Ich liebe allerwärts einen tüchtigen, vollen, energischen Anfang. Du bist so lang geblieben. Fast verzweifelte ich, daß Dir Deine Geschäfte noch ein Stück vom Abend frei lassen möchten.“

Die Tour war eben an sie gekommen. Emil sah sie am Arme des Herrn von Werther leicht dahin schweben. Ihre Unbefangenheit, die Harmlosigkeit, mit welcher sie ihn wiedersah, zerschmetterte ihn völlig, während sie sich dadurch bemühte, in Gegenwart des Dritten jede Muthmaßung, als könne Emils späte Ankunft einen auf sie Beide bezüglichen Grund haben, zu vernichten. Im Augenblick war er versucht, sie mitten aus dem Saale zu reißen und mit sich davon zu führen. Dieser tolle Gedanke seines Grolls verschwand natürlich so schnell, als er in ihm aufstieg. Aber er blieb wie angewurzelt an seiner Stelle, und sah dem Paare verwirrt nach, selbst da noch, als Herr v. Werther, da die Gallopade zu Ende war, Antonien graziös und von den stolzesten Hoffnungen aufgeschwellt, in den Salon zurückführte. Darauf kam er zurück, faßte Emils Hand mit einem mitleidigen Lächeln und rief:

„Auf Ehre, Walden, Deine Frau ist ein Engel und tanzt deliciös. Nein, wenn ich gedacht hätte, noch heute mit ihr in einer Gallopade dahinzufliegen —! Aber komm; mich hat dieser reizende Tanz echauffirt und Du bist jeden-

falls vom Zusehen müde geworden. Drinnen haben sich die Damen in ein Gespräch vertieft. Fliehen wir dorthin."

Emil folgte ihm wie ein Willenloser. Bald saßen sie in einem kleinen Nebenkabinet, auf den Kissen eines weichen Divans, vor sich eine Weinflasche, welche Werther, wohl bekannt mit den Localitäten und Arrangements des Hauses, schnell hatte herbeiholen lassen. Er bemerkte, wie unruhig, verwirrt und bekümmert Emil war. Sollte er Verdacht geschöpft haben? Warum nicht? Indem er sich diese Frage beantwortete und bedächtig trank, war er nur darüber zweifelhaft, ob er verpflichtet sei, im Allgemeinen an den Freund leise Warnungen zu richten, seine Frau, welche man ganz irrthümlich als unempfänglich, abstoßend und unnahbar gehalten habe, wohl zu hüten, oder ob sich Emil kurzweg das Recht der Wiedervergeltung gefallen lassen müsse. Seinem Kavalier-Herzen war jedoch eine gewisse Gutmüthigkeit nicht ganz entschwunden. Von dieser verleitet, entschloß er sich, mit möglichster Feinheit Emil anzudeuten, daß er die Frauen überhaupt als intriguante Wesen kennen gelernt habe, die man stets im Auge halten müsse. Der Ausweg schien ihm so vortrefflich, daß er ein halblautes beifälliges „Ja" ausrief und sodann sagte:

Ich versichere Dir nochmals, Walden, Deine Frau ist ein Engel. O, und wie weiß sie sich zu unterhalten, — man möchte sechs paar Ohren haben, um mehrfach zuhören zu können! Heut früh schien sie etwas verstimmt, aber die Frauen, die Frauen . . .! Wer lernt sie ganz aus? Wenn man sie nicht immer scharf und tüchtig beobachtet, werden sie Einem unter der Hand in jeder Minute anders."

„Gewiß, rief Emil bitter lachend, ihre größte Geschicklichkeit besteht darin, sich hinter verschlungenen Schleiern zu verbergen, damit man sie niemals in ihrer rechten Gestalt sieht. Tanzte meine Frau schon vor der Gallopade?"

„Nein, erwiederte Werther mit stolzem Ausdruck, ich war der Erste, dessen Bitten sie nachgab, freilich ziemlich schnell, ohne vieles Zögern ....."

Diese wahre und doch zweideutige Antwort trieb Emils Blut heiß auf. Er war nicht eifersüchtig, aber der Gedanke erschreckte ihn, daß Antonie das Band auch der jetzigen Ehe für nicht heilig genug achten könne, um nicht daneben die Huldigungen eines Mannes, wie Werther, zu empfangen. In anderer und kälterer Stimmung würde er vielleicht nicht aus Einsicht, doch aus Instinkt, die Frevelhaftigkeit dieser Muthmaßung von sich abgewiesen haben. Jetzt aber fand sein dumpf umherirrendes Denken, sein unbestimmter Unmuth, der Groll, welchem nicht klar war, ob er sich gegen sein eignes Herz, gegen Antonien, Adalinen oder die ganze Welt richten oder damit rechten solle, einen Punkt, um sich darin zu fixiren. Es wirkte auf ihn mit einer gewissen Befriedigung, Vorwurfs-Pfeile auf Antonien und zugleich auf Werther, in welchem er bereits einen siegsbewußten und deshalb anzugreifenden Nebenbuhler zu erblicken sich bemühte, zu schleudern; er sprang auf und rief:

„Warum sprichst Du stets und immerzu von Antonien? Willst Du mich erinnern, daß ich meine Freiheit einer Frau geopfert habe, deren Standhaftigkeit nicht blos einmal erschüttert werden könnte? Auf Ehre, Du willst mich beleidigen! Aber ich verachte diese Bestrebungen, welche

mich in überlegter Feigheit hieher führten, um meine Wachsamkeit unter der Maske eines freundlichen Entgegenkommens einzuschläfern."

Statt jeder Antwort erhob sich Herr v. Werther, durch die Beleidigung in eine ganz andere Region der Gedanken versetzt, kaltblütig, sagte ruhig:

„Ich werde die Ehre haben, Herrn v. Walden die gebührende Antwort auf diese Worte zukommen zu lassen! und verließ mit gemessenem Schritte das Kabinet.

Antonie saß während dieser Scene mit pochendem Herzen mitten im Kreise der Damen. Sie frug sich unausgesetzt, warum Emil von ihr fern bleibe, während sie gleichzeitig wünschte, daß sie ihn erst in dem Frieden und der Stille ihres Hauses wiedersehen möchte. In demselben Augenblicke, wo Emil auch ihren Namen beschimpfend Herrn v. Werther mit einer harten Beleidigung für alles Geschehene verantwortlich machte, fühlte sie durch einen seltsamen Zufall, sei es also genannt, einen heftigen stechenden Schmerz durch ihr Herz gehen, welcher ihr die Besinnung, so lang schon qualvoll erschüttert und gefoltert, raubte. Sie sank in die Kissen des Divans zurück. Man leistete ihr erschreckt Hülfe, und Emil, welcher eben über die Schwelle trat, kam gerade zur rechten Zeit, sie aus den Händen der rings Versammelten zu empfangen, und da sie aus der Ohnmacht erwachte, nach Hause zu geleiten.

IV.

Zwei Tage waren für Antonie und Emil gleich trübe vergangen. Der Frieden, in welchen sie sich so künstlich

hineingearbeitet hatten, dünkte Jedem von Beiden durch den Andern zerrissen und zerstört, ohne daß sie gewagt hätten, diese Schuld klar zu denken, und sich Jeder selbst von einem Antheil davon loszusprechen. Emils Beleidigung gegen Herrn von Werther zog ihre natürliche Folge nach sich. Eine Herausforderung fand still und geräuschlos statt. Sie waren zu lange die besten Freunde gewesen, als daß nicht Werther aus Scheu vor einer marktschreierischen Oeffentlichkeit, die in diesem Falle einen zu zweideutigen Stoff für eine gewaltsame Ausbeutung gefunden haben würde, jede Verlautbarung sorglich vermieden hätte. Dazu kam die Rücksicht auf den Ort und die Art der Beleidigung, die Herrn von Werther einfach aus einer gereizten Eifersucht hervorgegangen zu sein schien. Er sah ein, daß er auch durch die kleinste Mittheilung sowohl Emil als Antonien entschieden compromittiren müsse. Diese Rücksicht bestimmte ihn, obgleich er nicht kleine Lust fühlte, vor der Welt als berechtigter Ritter Antoniens zu erscheinen. Der Zweikampf war auf den dritten heutigen Tag festgesetzt worden.

An diesem Tage saß Antonie in der Morgenstunde an ihrem Lieblingsplatze, dem Fenster. Hier meinte sie am besten einer schwermüthigen, träumerischen Selbstversenkung entrinnen zu können, wenn sie ihre Aufmerksamkeit durch das Geräusch der Straße und den und jenen Vorübergehenden in Anspruch nehmen ließ. Aber ungeachtet dieser Absicht vermochte sie nicht, ihren Blick zu erheben, und jene Zerstreuung aufzusuchen. Sie vertiefte sich vielmehr mit einer grausamen Lust in die Ereignisse und Bilder, welche, wie ein Wintersturm, ihrer Seele fast alle frohen Blüthen und Blätter geraubt hatten. Seit der Assemblee kämpfte

ihr armes Herz unaufhörlich und qualvoll mit Muthmaßungen und furchtsamen Entschlüssen. Emil hatte vermieden, auch die kleinste Berührung auf jenen Tag und seine Vorfälle zu machen. Er war nur selten zu Haus geblieben und hatte sich dann angeblich in den dringendsten Geschäften von ihr zurückgezogen. Schon dies allein quälte sie äußerlich, weil sie seit ihrer Verheirathung entfernt von jeder Gesellschaft in stetem Zusammensein mit ihm gelebt hatte. Sollte sie darin Reue über seine harte Verletzung erkennen, eine Reue, welche nur noch nicht zu der Entschlossenheit gekommen war, das begangene Unrecht zu bekennen, und ihre Verzeihung zu erbitten? Oder wollte er in seinem trotzigen Ungestüm beharren, und ihr zeigen, welche neue Lebensordnung sie von ihm zu erwarten habe. Eines und das Andere zerriß ihre Seele mit Martern. In dieser Ungewißheit ließen sie alle Kalcüle ihres Verstandes und Urtheils im Stich. Sie sah sich in ein räthselhaftes Gewebe verstrickt, dessen Ausgang zu finden, ihre Intelligenz verzweifeln wollte. Am heutigen Morgen aber war Emil bereits zeitig fortgefahren; ein Billet zeigte ihr mit wenigen Worten an, daß ihn ein Geschäft auf einige Stunden über Land zwinge. Sie las das Billet durch und immer wieder auf's Neue durch. Ihr Auge dunkelte und ihre Hand zitterte, wenn sie es wieder erhob. Mit geheimnißreichen Ahnungen glaubte sie in den Schriftzügen ein Schwanken, eine absonderliche Bewegung zu erkennen. Ihre Stirn glühte heiß; sie zählte die Minuten und berechnete jede Möglichkeit, wie sie die „einigen Stunden" deuten könne. Ihr Ohr folgte dem so langsamen Perpendikelschlag der kleinen Uhr, welche in

Bayerische Staatsbibliothek München

das Bureau eingefügt war; sie fuhr auf, so oft sich in dem Hause der leiseste Laut vernehmen ließ; ihr Auge irrte von dem Billet zu der Thüre, deren Oeffnung sie mit unsäglicher Angst entgegensah. Dieser Zustand war um so schrecklicher, da sie fortwährend nach dem Muthe rang, über die Thorheit zu schelten, die aus dem einfachen, natürlichen Inhalte des Billets so harte Ahnungen herauslesen wollte. Die Morgensonne glänzte in frostiger Klarheit durch die weiche zarte neblige Atmosphäre, mit welcher der Frühlingsanfang den blauen Horizont umsponnen hatte. Einzelne Strahlen drangen durch die halb niedergelassenen Rouleaux, umhüllten Antonien und ihr weißes, faltiges Morgenkleid mit einem röthlichen Dufte, und webten um ihr leidendes blasses Antlitz einen ätherischen Nimbus. Die beiden Goldreifen an ihrem Finger schimmerten ihr dabei so seltsam entgegen, daß sie ihr Auge mit einem leisen Schmerzenslaute abwendete und gleich darauf zögernd begann, den einen derselben abzuziehen. Es kam ihr im Augenblicke vor, als sei es eine Beleidigung gegen Emil, das Andenken an ihre frühere Ehe so treulich zu bewahren; aber mitten in ihrer Bemühung schreckte sie auf, erhob sich rasch und schritt auf die Thüre zu, denn sie hörte ein verwirrtes Geräusch durch das Haus nahen. Sie hatte nicht die Kraft mehr zu thun und lehnte sich von einer entsetzlichen Erwartung übermannt an die Wand, halb zusammensinkend, die Wangen des letzten Blutstropfen beraubt, mit der einen Hand ihr Haupt stützend, die andere noch auf das Schloß der Thür gelegt. Jenes Geräusch wurde vernehmlicher. Man hörte Männerschritte behutsam näher kommen; eine befehlende gedämpfte Stimme schien

sie zu leiten, und mit einem halbverständlichen Fluche das Jammern des Bedienten zu beschwichtigen. Antonie raffte sich plötzlich zusammen und riß die Thür auf. Sie sah Emil von zwei Männern getragen, bleich, blutig, die Augen geschlossen, in den Mantel verhüllt. Ein dritter Mann hielt sein Haupt aufrecht, der Bediente ging mit einem Kasten in der Hand nebenher. Antonie sank bei diesem Anblick nieder. Man brachte den Sterbenden in das offene Zimmer und legte ihn hier sorglich auf dem Divan nieder.

Antonie hatte in dem ersten reinen Rausche ihres Glücks durch Emils Liebe einigemal — wie es so häufig in solchen Lebensabschnitten geschieht — mit innerlichem Schauer die Frage an sich gethan, was Emils Verlust für sie sein würde. Dann war sie überzeugt, daß ihr Leben gleichzeitig mit dem seinen plötzlich zusammensinken müsse. Sie gefiel sich in dem Ausmalen des kindlichen Bildes, wie ihre beiden Seelen durch unsichtbare, aber wirkliche Fäden verbunden seine, deren Zerreißen von der einen Seite sofort beide aufheben müsse. Die Gewißheit jenes Traumes war nun eingetreten. Sie saß an dem Divan, auf welchem Emil bewußtlos, tödtlich verwundet lag, sie hielt seine kalte Hand, die durch den glühend heißen Pulsschlag der ihrigen nicht mehr erwärmt wurde; sie wußte, nachdem sie nur einen Augenblick in das Gesicht des mitgekommenen Wundarztes gesehen hatte, daß Emil verloren sei . . . . . aber sie fühlte ihre frühere Hinfälligkeit nicht gesteigert, sondern verschwunden. Ihre ganze Kraft war sowohl ihrem Körper, als ihrem Geiste zurückgekehrt. Die müde Abgespanntheit, die krankhafte Aufregung waren

verschwunden — Alles an ihr war wieder Muth, Ueberlegung, Besonnenheit und Energie. Ihre Ohnmacht hatte kaum Minuten gedauert. Als sie erwachte, fühlte sie sich frei und von allen Lasten losgelöst, welche sie so geheimnißvoll niedergedrückt hatten. Um ihren Geist war es licht und klar; die dunkeln Schleier, in denen sich seine Schärfe verwirrt und verloren hatte, waren niedergefallen; sie stand auf einer, man kann sagen, somnambülen Höhe der Erkenntniß und der Einsicht, vor welcher keine Selbsttäuschung, keine Ueberredung der Leidenschaft, kein Irrthum des Gefühls mehr bestand. Zwar mit schwacher, aber sicherer Stimme ertheilte sie die nothwendigen Befehle. Die Bedienten flogen, die ersten Aerzte der Residenz herbeizurufen. Der bereits anwesende Wundarzt erklärte, daß es gefährlich sein möchte, den Verletzten einer neuen Bewegung auszusetzen. Daher blieb er an der Stelle, wohin ihn mehr der Zufall geführt hatte, statt in sein eigenes Zimmer gebracht zu werden. Nach kurzer Zeit kam der berühmteste Arzt der Stadt von einem Manne herbeigeführt, welcher sich Antonien als Emils Freund v. Loeben und zugleich als Zeuge des unseligen Duells vorstellte. Er drückte ihr, — dies jedoch nicht, ohne mit Bewunderung ihre Ruhe zu erblicken — sein Bedauern aus, daß sie so unvorbereitet und plötzlich den Ausgang desselben erfahren habe. Antonie bat ihn mit einem Ton, welcher kein Widerstreben einer zarten Rücksicht zuließ, ihr den Verlauf des Duells zu erzählen. Nach der Ursache desselben zu fragen, vermochten ihre Lippen nicht. Herr v. Loeben gehorchte. Er theilte ihr mit, wie Emil auf der Assemblee von drei Tagen Herrn v. Werther beleidigt, wie er sich selbst um-

sonst dringend bemüht habe, beide schon vorher und auch am Ort des Duells zu verständigen und zu versöhnen. Diese Fürrede, die Erinnerung an die alte Freundschaft sei von Emil so kühl und fast verachtend aufgenommen worden, daß Herr v. Werther, obgleich nicht ohne sichtliches Widerstreben sich bewogen fühlen mußte, auch seinerseits jede weitere Vermittelung abzuweisen. Seine Kugel habe leider zu gut getroffen, er nur eine leichte Verwundung am Arme davon getragen. Antonie hörte den Namen v. Werther ohne besondere Aufregung. Sie hatte ihn erwartet, ohne zu wissen warum und woher; sie war sich in dem Moment, wo sie, aus ihrer Ohnmacht, der Genugthuung ihrer Weiblichkeit erwacht, Emil als das Opfer eines Zweikampfes erblickte, bewußt, daß sie selbst mit der Ursache desselben in Verbindung stehe und diese Ahnung vermochte keinen andern Anhaltspunkt zu finden, indem sie sich alle Ereignisse der letzten Zeit vorführte, als jenen Abend. Sie erinnerte sich des Blickes, mit welchem Emil die Fortsetzung des Tanzes an der Seite des Herrn v. Werther begleitet hatte. Also Eifersucht, in die sich das Gefühl seiner Schuld krampfhaft retten wollte, indem es einen Zufall gewaltsam deutete und ausbeutete, um den Vorwürfen des eignen Gewissens zu entgehen!

Eine bange Stille herrschte im Zimmer. Emil war auf's Neue verbunden worden, nachdem er aus der Ohnmacht in die Betäubung des Fiebers gefallen war. Antoniens Ruhe hatte den Arzt bewogen, ihr zu entdecken, daß sie nur auf die schwächste Hoffnung für sein Leben bauen könne, daß vorläufig nichts weiter mehr zu thun sei, als die größte Ruhe um ihn her zu erhalten. Herr v. Loeben war

mit der Bitte fortgegangen, ihm zu erlauben, die Nacht über bei Emil wachen zu dürfen. Sie nickte ihm die Antwort bejahend zu; ihr Wink entfernte die Leute des Hauses, welche sich im Zimmer eingefunden hatten. Bald saß sie hier allein, die Blicke auf Emils Antlitz gerichtet, starr über ihn gebeugt, um jeden seiner leisen Athemzüge zu zählen, das einzige Zeichen, daß er noch zum Theil der Welt, dem Leben angehöre. Rings umher, welche Verwandlung! Der blaue Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, welche trübe und düster durch die niedergelassenen Rouleaux schatteten! Der weiße Fußboden war da und dort mit blutigen Tropfen besprengt! Auf dem Divan, in weiße Kissen verhüllt, der Sterbende, neben ihm unbeweglich, einem Steinbilde gleich, Antonie! Sie wagte noch keinen Laut, keine Frage an ihn zu richten und sagte zu sich selbst:

„Wer von uns trägt die Schuld, deren Abbüßung über unser beiderseitiges Leben gelegt ist? Ja, eine Schuld! Ich verletzte ein unauflösliches Band, welches ich einst beschworen hatte, schon dadurch, daß ich es wagte, mich der Liebe zu Emil hinzugeben. Ich wob selbst eine Täuschung um mich, da ich wähnte, Glück an Emils Seite zu empfinden. Es stand mir fern. Eine finstre dämonische Hand war zwischen uns drohend ausgestreckt und ließ keine volle innige Annäherung unserer Geister zu. Glück! Glück! Kann es denn mit einem Unrecht beginnen?"

Sie hielt ein, weil Emil die Lippen bewegte und bald mit heiserer Stimme, die Augen fortwährend geschlossen, in den Phantasien des Fiebers murmelte: „Antonie, warum tanzst Du? Geh, mein Kind, komm mit

mir! Laß die Leute, den Lärm. Ich will Dir ja Alles gestehen, gern, freudig. Sieh, auf Ehre, ich ließ mich durch einen tollen Einfall verblenden. Adaline war immer so schön; ich wollte sie ja nur auf einige Minuten wiedersehen. Sie hätten mich ausgelacht, wenn ich nicht gekommen wäre! Ach, wie häßlich ist sie mir jetzt geworden! Ich konnte Dein ernsthaft-süßes Bild nicht vergessen! Zürne nicht, mein Kind. Verzeihe mir. O, ich kränkte Dich gewiß sehr durch meine hitzigen bösen Worte! Hölle und Teufel, Werther, wie kannst Du wagen, mir jetzt Antonien zu entführen, jetzt wo ich von ihrer Güte soviel zu fordern habe? Du bist ein Elender. Sie ist mein, ganz mein!"

Seine Stimme verklang wieder. Aber Antonie lächelte unter Thränen und rief sich mitten im Schmerze jauchzend zu:

„Er liebt mich, ja, er liebt mich! O, giebt es ein Vergehen, welches nicht die Liebe entschuldigte? Mein Glück, mein Leben ist der Liebe als Opfer gefallen. Dafür gebe ich es freudig hin, rein, gerechtfertigt, schuldlos. Ich gehörte Herrn von Ende an, aber es war ein äußerliches nichtiges Band, was ich zerreißen durfte, weil mir eine heiße, hohe Liebe geboten wurde. Das Schicksal zwang Emil, diese mir zu gestehen; diesem mußte er, diesem mußte ich genügen. Warum will ich mich anklagen?"

Sie führte Emils Hand an ihre Lippen zitternd, bebend. Ihre heißen Thränen thauten darauf nieder. Kaum hielt sie sich zurück, an seine Brust zu stürzen, um daran den ganzen Taumel ihres entzückenden Bewußtseins zu legen. Emil machte eine unruhige Bewegung und flüsterte wieder wie vorhin:

„He, Werther, Rothstein, wo ist euer Muth, der vor dieser Frau die Augen niederschlägt und die Achseln zuckt? Frau von Ende ist tugendhaft, sagt ihr, die kälteste Schönheit der ganzen Residenz? Keiner will es unternehmen, sich ihr zu nähern? Auf Ehre, wer parirt; ich will ihre Kälte, ihren Stolz beugen und bezwingen! Ich werde ihr eine Cour mit Seufzern und sanfter Wehmuth machen. Zwanzig Flaschen Champagner! Es gilt! O, meine Gnädige, warum diese Fessel, welche mich unglücklich macht? Warum dieser Name, der mich vernichtet? Lassen Sie mich zu Ihren Füßen sterben, da Ihre Pflicht meine Liebe zurückstößt. Antonie, Du willst mein sein? Wie sie lachen und spotten! Für zwanzig gewonnene Flaschen muß ich ein Ehemann werden. Wie konnte ich denken, daß sie die Sache so ernsthaft nehmen würde! Das ist nicht übel; die kleine gemüthliche Liaison verwandelt sich in eine Heirath. Was soll ich ihr sagen? Sie erklärt mir kurz und einfach, daß Herr von Ende in die Trennung ihrer Ehe willigt, daß ich sie nunmehr zum Altar führen könne! Hölle und Teufel, das heißt eine Ueberraschung! Diese Frau ist, auf Ehre, von einem Dämon besessen. Sie verblüfft mich. Was will ich machen? O weh, ich fange mich im eigenen Netze! Fahre hin, Freiheit und Lust für Langeweile!"

Diese seine letzte Vergangenheit treu abspiegelnden Bilder schienen drückend auf dem Kranken zu lasten, denn er stöhnte schwer auf und zuckte krampfhaft. Als er aufgehört hatte zu sprechen, öffnete er matt die Augen und sah sich, allmählich zum Bewußtsein gelangend, fragend umher. Er erinnerte sich dunkel des Geschehenen, erkannte Antonien

und rief ihren Namen mit leiser Stimme. Sie hörte ihn nicht. Seine Worte hatten sie betäubt und versteinert. Sie hatte kein einziges derselben verloren, und aufgerichtet, den Athem anhaltend, vorgebeugt mit dem Entsetzen der ungeheuersten Ueberraschung in ihr tiefstes Herz eingesogen. Für die triumphirende Empfindung, welche sie eben erst andächtig und selig mitten im Schmerze begeistert und durchflammt hatte, sah sie sich in eine öde, grauenhafte Enttäuschung versetzt. Nicht für die Liebe, nein für eine Laune, einen Einfall der Willkühr, der Verspottung, der frivolsten Lust, für eine Lüge, welche freilich später nach und nach durch die Allmacht der ihr entgegengetretenen Wahrheit bezwungen in eine Art Neigung verklärt worden war, hatte sie ihr Leben und Glück, ihre Ehre und Treue eingesetzt. Der letzte Anker, an welchem sich ihr Geist gehalten hatte, war ihr entrissen. Eine schwarze Nacht verhüllte sie. Sie sah nicht, sie hörte nicht, was um sie geschah. In einem einzigen Gedanken floß alle ihre Besinnung zusammen, daß auch die Liebe eine Verirrung sein könnte!

Emil rief nochmals ihren Namen. Er hörte keine Antwort. Er nahm alle seine Kraft zusammen, und schrie ihn zum drittenmale. Antonie blieb stumm, denn sie dachte eben an den Frieden ihrer früheren Ehe, an das Glück der Treue. Sie flehte innerlich Herrn von Ende um Verzeihung für den Frevel an, den sie an ihm verübt, indem sie irrig und verbrecherisch gemeint, man könne in einem leidenschaftlichen Gefühle das Asyl für eine verletzte Pflicht finden. Emils Erinnerung war aus ihrem Geiste, wie ein in Luft zerrinnendes Phantom ganz verschwunden.

Der Sterbende fühlte sich von einem tiefen Entsetzen angeweht, als er sich mit dieser stummen todtenblassen, weißgekleideten Gestalt in der unheimlichen Beleuchtung des Zimmers allein sah. Er glaubte Antonien sein Weib zu erkennen und zweifelte doch auch wieder daran. Das Grauen wollte ihn ersticken. Die brechenden Augen aus den Höhlen gepreßt, sein Haupt von den Kissen mühsam erhoben, mit den Fingern in die Decke krallend rief er mit letzter Anstrengung:

„Antonie! Antonie! Wo bist Du! Schaffe dies Gespenst weg! Es will mich tödten! O meine Brust! Werther, Du triffst mich, wenn Du das Pistol so niedrig hältst! Ich muß ja noch Antonien um Verzeihung bitten, ehe ich sterbe.

Ich habe ihr Glück angetastet und zerstört. Aber bin ich denn glücklich geworden? Nein, nein, ich war elend in Unlust und Jammer! Antonie, so sprich doch! Nur ein Wort, ein kurzes Wort, daß Du es bist! Morde mich nicht durch dieses Schweigen! Fluch auf mich und ....“

Antonie hatte unwillkührlich ihr Gesicht ihm langsam zugewendet und ihn mit einem Lächeln des Ingrimms der Verzweiflung gemessen. Er schreckte auf, und sank, ohne vollenden zu können, todt in die Kissen zurück. Die weiße Decke überfloß von einem Strome seines Blutes.

III.

Der Grundriss der christlichen Weltanschauung.

Von

Friedr. Wilh. Carové.

Zweiter Artikel.

Was Dante poetisch zur Anschauung gebracht, das übertrugen demnächst die geharnischten Vertheidiger der alten Kirche, die Jesuiten, mit der grausamsten Ausführlichkeit in die schauderhafteste Verstandesprosa. So widmete der schreibselige Drexelius zu Anfang des XVII. Jahrhunderts der Hölle ein eigenes Buch, worin er mit wahrhaft teuflischer Wollust die Qualen der Verdammten ausmalt, und unter Andern uns belehrt, daß „in der Hölle mit trockenen Thränen geweint wird, ohne daß jedoch durch das Weinen irgend ein Schmerz ausströme; — das Gewissen der Verdammten sei überall voller Wunden, daher immer den tiefsten Schmerz erleidend und auf das höchste verzweifelnd (desperatissima); — wie entsetzlich aber sei es, zu wissen, daß Gott dessen ewiger Feind sein werde! Daher entspringe dann der äußerste Haß gegen Gott!" *)

---

*) Infernus. Col. Agripp. 1632. p. 292. 299. 306.

Diese Richtung, welche die Phantasie auf das Jenseits genommen und zwar besonders auf die Unterwelt, als welche das Gemüth am tiefsten ergriff und am gewaltigsten erschütterte, war übrigens nicht eine eigenthümliche der katholischen Kirche. Auch die reformatorischen Theologen wurden von ihr fortgerissen, wenn sie gleich der Teufelswelt durchgängig eine praktische Beziehung auf die Menschenwelt zu geben versuchten. Nicht weniger als 24 Schriftsteller, welche die verschiedenen Teufel in ihrer Wirksamkeit auf der Erde beschrieben, finden sich verzeichnet in dem colossalen „Theatrum diabolorum, das ist wahrhaffte — „Beschreibung allerley grewlicher — Laster, so in diesen letz„ten, schweren und bösen Zeiten, an allen Orten fast bräuch„lich, — darauß — sonderlich zu sehen, wie daß wir in „diesem elenden — Leben nit mit Keysern, Königen u. s. w., „sondern mit dem allermächtigsten und stärksten Für„sten dieser Welt, dem Teuffel, zu kämpffen, — wel„cher — schleichend umhergehet, u. s. w., damit er uns ja zu „Fall bringen und — endlich mit Leib und Seele in Ab„grundt der Hellen stürzen möge. ff." *) Von so vielen andern Höllengemälden und Satanologien, die sich diesem Teufelstheater anschlossen, mag hier nur noch erinnert werden an des lutherischen Griebner's zu Ende des folgenden Jahrhunderts erschienene „Betrachtung des Andern „und ewigen Todes, darinnen sowohl die ausführliche „Höllenbeschreibung, als auch die klägliche Höllenentfliehung „fürgestellt wird." **)

*) Gebessert und gemehret mit vier newen, als Sabbaths-, Eydts-, Sorg- und Melancholisch Teuffeln ff. getruckt zu Fft. a. M. 1575. Fol. 568 Blätter.

**) Leipzig. 1683. 8. 848 Seiten.

Und nicht nur der Satan und seine, von Anfang der Welt den übergrößten Theil der Menschheit in Todsünden verstrickende Macht, nicht nur die am Ende mit ihren ewigen Verzweiflungsqualen heraufdrohende Hölle beschäftigten die schreckerfüllte Phantasie der Rechtgläubigen. Gleichsam infizirt von den giftigen Dünsten, die aus dem geöffneten Abgrund aufstiegen, und geblendet von den Feuerzeugen des ewigen Höllenpfuhles, glaubten die entsetzten Gemüther überall Machtwirkungen des bösen Feindes zu gewahren. Die geängstete Seele, des Kraftbewußtseins beraubt, und hierdurch leicht empfänglich für die mannigfaltigsten Influenzen, sah sich von bösen Zaubergewalten und Gespenstern umringt, eine Angst und Bethörung, die dann vielfach ausbrach in ein krampfhaftes Wüthen gegen die vermeintlichen Werkzeuge des Satans.

So entstand zwischen Himmel und Hölle jene grauenvolle Geister- und Zauberwelt, welche wie ein Alp auf der träumerischen Christenheit lastete, und, vom krankhaft poetischen Aberglauben mit dem selbstisch grübelnden Verstande gezeugt, auf die Erzeuger rückwirkend, jene Grausamkeiten hervorrief, welche Jahrhunderte hindurch die Geschichte der Christenheit besudelten. Wir erinnern hier nur für die Theorie an des Wierus Werk de praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis*) und Bodin's Daemonomania (1579) auf katholischer, und an den höllischen Proteus des Erasmus Francisci auf protestantischer Seite**), welcher letztere die Satanswelt auch mit buhleri-

*) Basileae. 1568. 8. 697 S.

**) Zweite Aufl. Nürnberg. 1695. 8. 1120 Seiten.

schen Teufelinnen bevölkerte; — für die Praxis an die von Höllenfurcht und Teufelshaß entzündeten Scheiterhaufen, auf welchen so viele Tausende vermeintlich dem Teufel dienende Ketzer und Hexen angeblich der göttlichen Rachegerechtigkeit, in Wahrheit aber der Angst um das zeitliche Wohl und das ewige Seelenheil geopfert wurden.

Und noch immer glimmt jenes Feuer der Höllenangst und des Teufelshasses unter der Asche, welche das letzte Jahrhundert darüber hingestreut hat, und nur zu oft hat sich ergeben, daß es nur eines schwachen Luftstromes bedarf, um jenes Zornfeuer wieder mit verzehrender Gewalt aufflammen zu lassen. Nicht nur in den Ländern romanischer Zunge und römischer Obedienz sind die Priester der alten Religion bestrebt, mit dem höllischen Feuer zugleich das menschenfeindliche Feuer des Fanatismus und des Glaubenshasses zu schüren. Auch im Herzen der Menschheit, auch in Deutschland findet ewiger Haß und unauslöschliche Gottesrache noch eifrige Gläubige. Jener, von so Vielen als Märtyrer verehrte Oberpriester, der die unübersteigliche dogmatische Scheidewand zwischen römischen und nichtrömischen Christen auch in Deutschland wieder aufzurichten trachtete, schrieb noch vor wenigen Jahren einen „Versuch zur Erleichterung des innern Gebetes," in welchem er diejenigen, welche nicht in unterwürfiger Einigkeit mit der römischen Mutterkirche dahinsterben, mit ewiger Verdammniß bedrohend, in folgender Weise die Qualen der Hölle geschildert: „wen der Fluch Gottes trifft, der muß immer brennen, und nie verbrennen; der Glaube, daß Gott die Liebe, die Seligkeit der Seligen ist, dieser Glaube wird der Grund seines Hasses sein, — das Verlangen, Gott

lieben zu können mit der Gewißheit, nur fluchen, nur hassen zu können; und immer Herz und Seele zermalmende Reue ohne alle Hoffnung; daher immerwährende Verzweiflung, ohnmächtige Wuth, sich selbst und die Gesellen seiner Qual, wie sie selbst häßlich, abscheulich, Grausen erregend, — verfluchend und Gott verfluchend, — und das Alles ewig; — und ganz gewiß wissend, daß ihre Qual ewig, und immer daran denken müssend, daß sie ewig ist." *)

Was aber hier ein streng rechtgläubiger Priester der alten welthistorischen Kirche, vielleicht nur als Reminiscenz aus jesuitischen Höllenschilderungen, und wohl ohne Ueberlegung, — denn wer könnte Solches bedenken und nicht erschaudernd sich abwenden? — niedergeschrieben, das findet sich — noch in diesen Tagen — in ekelhafter Verzerrung mit höhnischem Ernste wiederholt in einem Zeitblatt, welches sich ein evangelisches nennt, und, in der sogenannten Hauptstadt der Intelligenz erscheinend, die sonstige Strenge jenes Prälaten der alten Kirche zu tadeln sich früher gemüßigt gefunden. Zu lesen sind hier u. a. folgende einschneidend eisigen, und grauenerweckend, halb sarkastischen, halb todternsten Zeilen *): „die Lehre von der Hölle und ihren Strafen ist die liberalste aller Lehren des Christenthums; — daß die Bösen da sind, daß die antichristlich sich Verstockenden da sind, ist nun einmal eine Thatsache. Was thut nun Gott, um an ihnen seine Gottheit zu erweisen? ... Sie mögen sich unter göttlicher Toleranz —

---

*) Clemens August Droste zu Vischering's Versuch zur Erleichterung des innern Gebeths. Münster, 1833. S. 244 — 248.

*) Evangel. Kirchenzeitung 23. Jan. 1839.

möglichst höllisch etabliren. . . . Höchst liberal ist es, wenn Gott das Urtheil spricht am Ende: Wer böse ist, der sei immerhin böse. . . . Er duldet es, daß sie (die Bösen) aus dem Aetherstoff seiner himmlischen Schöpfung höllischen Fluchstoff machen. . . Nicht zu verschweigen ist freilich, daß die Hölle auch als eine Strafanstalt zu betrachten, daß — der Zorn Gottes brennt bis in die unterste Hölle . . . Wie aber können die Seligen selig sein, während eine Hölle unter ihnen liegt in der Tiefe? Darin eben zeigt sich die Adelsprobe des Himmels, daß er sich durch die Antipathien des Abgrunds nicht irritiren läßt . . . Der Himmel kann die Hölle in seliger Wonne ignoriren; die Hölle kann den Himmel nicht ignoriren; er ist ihr Haß, ihr Neid, ihre Qual und ihr Spottlied**) . . . In der Kraft der Heiligen, Gott zu schauen, darin liegt eben eine unendliche Kraft zu abstrahiren von allen Rückwirkungen der Hölle . . . In der vollendeten Kraft, womit sie den Groll der Hölle unerwiedert lassen, — zeigt sich — das ächte Wesen der Seligkeit."

Dies sind die letzten Dinge jener kirchlichen Weltanschauung, welche in der uranfänglichen Empörung des Satans gegen die Allmächtigen, und der Verewigung derselben durch den, über den Gefallenen verhängten

---

*) Augustin in seiner Civit. Dei lehrte dagegen: „Die der Strafe Verfallenen würden nicht wissen, was in der Freude des Herrn vorgehe; die Seligen aber wissen, was mit jenen in der äußeren Finsterniß vorgehe. (L. XX. c. 22.) Wüßten sie nämlich nichts von dem immerwährenden Elend der Verdammten, und daß auch sie elend gewesen, wie könnten sie dann das Erbarmen des Herrn in Ewigkeit besingen? (L. XXII. c. 30.)

Fluch verständet. Zwischen Anfang und Ende liegt jenes entsetzliche Geschick der Menschheit, welches der heiliggesprochene Bischof von Hippo, der Begründer der altkirchlichen Dogmatik, mit furchtbarer Naivetät in folgender Stelle dargelegt hat: „die gesammte Masse des menschlichen Geschlechts ist (durch den Fall Adams) verdammt, so daß Keiner anders als durch Barmherzigkeit und unverdiente Gnade erlöst wird. Und so wird das menschliche Geschlecht vertheilt, daß in Einigen gezeigt wird, was erbarmende Gnade, in den Uebrigen, was gerechte Rache vermöge. Würden Alle aus der Finsterniß in das Licht gebracht, dann würde in Keinem die Strenge der Rächung (ultionis) zur Erscheinung kommen; daher in dieser weit Mehrere sich befinden, als in jenem, damit sich kund thue, was Allen gebührte. Weil aber so Viele daraus befreit werden, so haben diese darob höflichst für das gnädige Geschenk des Befreiers zu danken."*)

* * *

Ueberſehen wir den Grundriß dieſer Weltanſchauung, und das Kirchengebäude, in welches dieſelbe ſich ausgeführt hat, ſo ergreift, ſo überwältigt uns zunächſt jenes ehrfurchtsvolle Staunen, welches ſich des Wanderers bemächtigt, wenn er, die durchaus verſtändlichen Wohnungen der Menſchen verlaſſend, aus unabſehlicher Ebene eine jener geheimnißvollen, coloſſalen Pyramiden auftauchen ſieht, deren Beſtimmung ſo lange eben ſo räthſelhaft war, als deren Erbauung. Stein an Stein ſtrenge aufeinander gefügt,

*) De Civit. Dei. L. XXI. c. 12.

aus dem todten, glühenden Sandmeer majestätisch sich aufthürmend, entstanden in unvordenklicher Vergangenheit, zu ewiger Dauer bestimmt! Zahllose Hände mögen Jahrhunderte hindurch bei Grundlegung und Erbauung geschäftig gewesen sein; Geschlecht auf Geschlecht, Völker, Weltweise sind ringsumher in Staub zerfallen; noch scheint jene „erstarrte Feuerflamme" (πυραμίς) der Vergänglichkeit zu trotzen. So ruht die Kirche, deren Eckstein Christus, auf der ganzen Vorzeit, als ihrer Grundlage; Jahrhunderte haben an ihrem Ausbau gearbeitet, mit unauflöslichem Mörtel wurde Stein an Stein gekittet; keine Macht der Erde noch der Unterwelt sollte gegen sie etwas vermögen. Ewig wahr sollte sein, was von Christus an von allen seinen Angehörigen zu allen Zeiten als durch ihn offenbart geglaubt werde; daher die Kirche ihrem Ursprung, ihrer Gestalt und Bestimmung nach mit Recht sich die christkatholische nannte. — Christus die Alles bedingende Kerngestalt des Crystalls. Die Allgemeinheit bestimmt durch unverbrüchlichen Anschluß an den Mittelpunkt der Geschichte, an den Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Die ganze Arbeit der Vorzeit nur bedeutsam und verständlich als Grundlegung für die in die Ewigkeit hinausreichende Kirche! —

Wie in dem geöffneten Munde Krischna's seine Mutter das Weltall erblickt, Krischna in dessen Mittelpunkt, umgeben von allen himmlischen und irdischen Geschöpfen, die ihm huldigen, so schaut die Kirche in der Offenbarung den Gottmenschen als das Herz des Universums, von welchem alles Leben ausströmt, so daß der Tod nur überwunden wird durch stätige Theilnahme an jener Ausströmung.

Aber die absolute Lebens- und Gestaltungs-Mitte erscheint ursprünglich mit einem absoluten Widerspruch behaftet, der demnächst die ganze daraus hervorgehende Weltgestalt infizirt, so daß überall Einheit und Widerspruch sich in einander verschränken, und die Forderung der Allgemeinheit an der vorausgesetzten ewigen Sonderung und Feindschaft scheitert. Die Urspaltung, schon im Anfang (ἐν ἀρχῇ) verewigt, projizirt sich durch die ganze Welterscheinung in das Weltende; der im Beginn von dem Ewigen über Legionen der Himmelssöhne unwiderruflich ausgesprochene Fluch durchzittert die angsterfüllte Menschheit, um als Verzweiflungsschrei von Myriaden Erdensöhnen aus der Hölle in alle Ewigkeiten widerzuhallen und zurückzuprallen an der Feste des Himmels.

Dem Allmachtswort der schöpferischen Güte war nämlich der Ausspruch ewig rächender Strafgewalt gefolgt, und hatte von vornherein eine unbeschränkte Versöhnung unmöglich gemacht. Die Verheißung erbarmender Liebe war ursprünglich beschränkt durch das Richterwort des zürnenden Machtwillens, und die Selbstverherrlichung unbeschränkter Allmacht übergriff die Offenbarung göttlicher Liebe. Die Unverbrüchlichkeit des ersten Fluches, der nur mehr zum Erweis göttlicher Machtvollkommenheit dienen konnte, verwandelte die Liebe, welche Alles durchdringen und beseligen will, in beliebig erwählende Gnade, wie die Strafgerechtigkeit an den auf ewig Verdammten in abgrundliche, nie zu befriedigende Rache. Ein Theil der selbstbewußten Geschöpfe war schlechthin seiner Selbstzwecklichkeit beraubt, — einst nur noch Mittel, durch unsägliche Qual das unaussprechliche Entzücken der Begnadigten zu vollenden.

Was man auch sage und thue, diese Vorstellungen haben das Werden, Blühen und Reifen der christlichen Kirche, als einer weltgeschichtlichen, compakten und gediegenen Glaubens- und Wirkens-Genossenschaft, beherrscht; sie bedingen die gesammte Eigenthümlichkeit ihrer Existenz. Wie angelegentlich man immer häufiger versucht hat, einzelne Lehren miteinander und mit dem Geiste einer neuen Zeit zu versöhnen, — alle Versuche müssen scheitern, so lange nicht die Axt an jene Wurzel gelegt ist, aus welcher die ganze Klitterung von Widersprüchen hervorgegangen, an deren Auflösung sich die größten Geister der Christenheit vergeblich abgemüht haben.

Mit unendlicher Langmuth gestattet der Schöpfer dem Bösen, sich der Herrschaft der Welt zu bemeistern, um — nicht ihn, sondern die Welt durch ungeheure Strafgerichte zu züchtigen und, nicht die Sünder, sondern spätere Geschlechter zu bessern. Jahrtausende lang herrscht, von Keinem erfüllbar, ein strenges Gesetz über ein auserwähltes Volk, damit einst Erwählte aus andern Völkern sich unendlicher Erbarmung und Gnade erfreuen. Aus unendlicher Liebe vereinigt sich der göttliche Logos mit einer durch Allmachtswirkung erzeugten menschlichen Natur, um durch freiwilligen und unverschuldeten Tod der Letzteren die Welt zu erlösen. Aber die Welt bleibt im Argen, schmal der Weg, der zum Himmel, weit und lockend der Weg, der in den Abgrund führt. Unversöhnliche Gerechtigkeit gegen Nichterwählte, Nichtgläubige; unermeßliche Gnade für Erwählte; Verheißung überschwänglichen Lohnes für diese, für ihre Selbstkreuzigung, für Alles aufopfernde Liebe und für Vergebung auch der schwersten Beleidigung; dagegen ewiger, unauslöschlicher Zorn über jene, über Alle, die nicht an die stell-

vertretende Genugthuung des Unschuldigen für den Schuldbelasteten glauben. Ferner Gnade im Kampf mit der Natur, mit der Freiheit; einströmender Gottesgeist im Gegensatz zum eingeborenen Menschengeist; Offenbarung im Widerspruch mit menschlichem Erkennen und Gewissen. Als höchste Ideale der allem Weltlichen für ewige Weltherrschaft entsagende, alles Unrecht erduldende Gottmensch und die leidende Jungfrau mit den ihnen nachfolgenden Märtyrern und Heiligen. In der Kirche dann zugleich äußerste Demuth und geistlicher Stolz, unbedingter Gehorsam und priesterliche Herrschsucht, völlige Armuth und unersättliche Habsucht, aufopferndste Barmherzigkeit und grausamste Strenge und Verfolgungssucht; und dieses Alles nicht selten in einem und demselben heiliggesprochenen Gläubigen! Am Ende aber der unendlich barmherzige Welterlöser als unerbittlicher Weltrichter, und Auferstehung der Leibes zum Vollgenuß ewiger Freuden und zur völligen Erlzidung aller erdenklichen aber unausdenklichen Qualen! Ewige Seligkeit erhöht durch das Gefühl der Erlösung von stets wahrgenommener Verzweiflung; das Halleluja der Himmlischen ungestört durch den Gottesfluch der Verdammten; der Allmächtige und seine Gebenedeiten vollselig im Bewußtsein der Ohnmacht des ewigen Hasses des Satans und seiner Schaaren!

Dies die charakteristischen Grundzüge einer Weltanschauung, welche jene streitende Kirche ins Dasein gerufen, die erst am Ende der Zeiten durch eine Allmachtsthat sich triumphirend über die auf ewig gefesselten Feinde der Gottheit erheben soll. Bis dahin Internezin-Krieg zwischen ihr und dem Satan, der Welt und dem Fleische; als Waffen: Bekehrungseifer nach der einen, Verfolgungseifer nach der an-

dern Seite hin. Dort Ausbreitung im Vertrauen auf die Verheißung des Sieges; hier Flucht vor dem Feinde und Absonderung von allem Fremden aus Furcht vor Infection und vor der zeitlichen Uebermacht des Bösen. Den Einen Verkündigung unendlichen, unerschöpflichen Erbarmens, den Andern Androhung unvergänglichen Zornes; für Diese Berufung auf unerforschlichen Allmachtswillen, für Jene dagegen ausführliche Demonstrationen überschwänglichen Beseligungswillens. Im Innern des Reiches Gottes — für die Vorstellung — Alles mit erstaunlichem Verstande geordnet; aber draußen Alles wirr und wüste, wie ein grauenvolles, wild aufwogendes Meer, das einen, in himmlisches Morgenroth aufgipfelnden Eiscrystall umtobt!

Ebenso scheint Alles — vom Ursprung aus abgrundlicher Ewigkeit bis zur Vollendung des großen Weltdramas — auf das ordentlichste und zweckmäßigste geschichtet; der Endzweck der Schöpfung und ihrer Geschichte wird aber nur durch Vernichtung, dann durch Ausscheidung, zuletzt durch Verewigung absoluter Zweckwidrigkeiten erreicht! —

Ein Machtwort hervorbrechend aus dem Urgeheimniß des All-Einigen, hervorrufend aus dem Nichtseienden Myriaden gottseliger Wesen. Dann Eigenwille, sich erhebend gegen den Schöpfer, und Legionen zu gleicher Verselbstung verlockend; darauf erste Ver-Urtheilung und Absturz der ursprünglichen Häresis in die selbsterzeugte Finsterniß! —

Aber Hauch Gottes, webend über dem Tohu-wa-Bohu der Finsterwelt, entzündet das Licht, gestaltet die Erde, bildet und beseelt den Menschen. Doch schon erhebt sich abermals Eigenwille, und der Mensch verfällt dem Schmerz und dem Tode. Es vererben sich nun Schuld und Strafe, zu-

gleich jedoch Vorherſagung einſtiger Entmachtung des Urböſen. Zunächſt indeß erliegt die Menſchheit der Gewalt der Verführung, und die Sündfluth begräbt die vergiftete Welt.

Nur Eine Familie findet Gnade vor Gott und eröffnet, wiedergeboren, eine neue Weltzeit. Noch iſt aber die Macht des Böſen nicht gebrochen, und zum zweitenmale fällt die ganze Menſchheit von Gott ab.

Allgemein war wieder das Verderben, als der Ewige Abraham auserwählt, auf daß er werde zu einem großen Volk und „durch ihn geſegnet würden alle Geſchlechter der Erde." Dennoch breitet der Feind Gottes ſeine Herrſchaft aus auch über das geheiligte Volk und beherrſcht, ein gewaltiger Fürſt, das entartete Geſchlecht.

Zum drittenmale lag die ganze Welt im Argen, als der Hauch Gottes die auserwählte Jungfrau überſchattet, und das Schöpfungswort in ihr ſich mit menſchlicher Natur vereinigt, „um die Werke des Teufels zu zerſtören*)," — „durch deſſen Neid der Tod in die Welt gekommen."**) — Und „durch den Tod entſetzte er den, der des Todes Gewalt hatte"***), und ſchuf ſich, durch Verleihung des göttlichen Geiſtes eine prieſterliche Gemeinde, zum letzten Kampfe wider den Fürſten der Welt. Dieſe auserwählte Gemeinde iſt die Kirche, welche nicht überwältigt werden ſoll von den Mächten der Hölle, und, wenn die Zahl der Auserwählten und das Maß der Verruchtheit des Feindes völlig erfüllt ſei, nach dem letzten Gerichte ſich triumphirend in den Himmel erheben

*) 1. Joh. 3, 8.
**) Weish. Sal. 2, 24.
***) Hebr. 2, 14.

soll, auf ewig geschieden von der Stätte des ewigen Todes. Aber wie das erste Menschenpaar und seine nächsten Nachkommen, wie die Familie Noah's, wie das abrahamitische Volk Gottes, so verfällt der größte Theil der priesterlichen Gemeinde der Gewalt des bösen Feindes, und am Ende werden von vielen Berufenen nur Wenige zum Eingang in das Himmelreich erwählt.

So ist Alles verordnet von Ewigkeit zu Ewigkeit: im Anfang die von Ewigkeit her geheimnißvoll in sich selbst ruhende Gottheit, am Ende Himmel und Hölle, zwischen beiden der Kampf des Heiligen mit dem Satan, und das Kreuz als das weltdurchstrahlende Siegeszeichen in Mitten der Welt und ihrer entsetzlichen Noth.

Aber am Ende ist es nur ein Sieg abstrakter Allmacht, nur Triumph ewig zürnender Rache, welche den Feind unversöhnlich „unter die Füße tritt"*); — das ungeheuerste Epos, welches die Menschheit gedichtet, unendlich furchtbarer als Troja's Zerstörung und als Chriemhildens Rache, nur vom Riesengeist Dante's in seiner ganzen zugleich höllen- und himmeltiefen Abgründlichkeit erfaßt und als divina comoedia der Nachwelt zur staunenden Bewunderung dargestellt.

Wie in der Uranschauung des Orients die insichverschlungene Gottheit nur scheinbare Selbstwesen aus ihrer unbeschränkten Alleinigkeit entläßt, nur spielend die Zeit aus der in sich kreisenden Ewigkeit auftauchen läßt, um stets von Neuem alles Individuelle, Zeitliche in das sich selbst gleich bleibende Urwesen wieder aufzulösen, — so ist jene a-bramisch-christ-

*) Psalm 110, 1. Malach 4, 3. Matth. 22, 44. Röm. 16, 20. 1. Cor. 15, 25. 27.

liche Weltanschauung zur Entstehung absoluten Gegensatzes übergegangen: die ureinige Gottheit ihre Allmacht offenbarend durch absolute Verselbstständigung erschaffener Individualitäten, durch Verewigung zeitlich entstandenen, unbedingten Widerspruches.

Im heiligen Gesetzbuche der Bramisten heißt es:

„Zahllose Weltentwickelungen giebt's, Schöpfungen, Zerstörungen, Spielend gleichsam wirket er dies, der höchste Schöpfer für und für;"*)

und die eigentliche Mutter der besonderen Götter und der irdischen Existenzen ist Mâgâ, die Illusion, welche den bunten Schleier der Scheinwelt um das Urseiende webt, um ihn dann wieder in das all-einige Gotteswesen zerfließen zu lassen.

Die christliche Weltanschauung dagegen individualisirt für immer, selbst das Böse. Eine unbeachtete Jungfrau wird Mutter Gottes, die Braut eines Zimmermanns auf ewig Königin des Himmels; — selbst die zeitliche Hülle des Menschen wird ihm aufbewahrt für die Ewigkeit.

Dort zerfließt Alles, auch die gröbste Materiatur, in das ununterschiedene Absolute. Hier spezialisirt und verleiblicht sich selbst der göttliche Logos, und thront erst zur Rechten des Vaters, und hat die Herrschaft über die Welt von ihm erst empfangen, nachdem er sich mit menschlicher Natur vereinigt und als der leibliche Sohn der Jungfrau gegen Himmel gefahren.

Dort läuft das Ende der Erscheinung in den Ursprung zurück; von wesenhafter Bedeutung ist Nichts von Allem, was sich begiebt; denn es geschieht nichts Neues, wenn derselbe Kreislauf sich stätig wiederholt. In der christlichen Welt-

*) Manu's Gesetzb. I. p. 80.

anschauung hingegen ist Alles Geschichte, von der Schöpfung an bis zum letzten Gericht, wo alles zeitlich Geschehene für alle Ewigkeit gleichsam aufgeschichtet wird; — ein Abschluß, der zum Voraus schon allem Geschehenden eine unendliche Bedeutung, eine unermeßliche Wichtigkeit giebt.

Würde diese stets von Allen in ihrer ganzen Prägnanz erwogen, kaum könnten die Sterblichen sich dann anders begrüßen, als mit jenen Grußworten der Trappisten: „memento mori.“ Und doch mahnen die heiligen Schriften des neuen Bundes auf allen Blättern zu solch todt-ernsten Erwägungen, und die ganze christliche Weltanschauung, die ganze eigenthümlichst aus ihr hervorgegangene Heilsökonomie ist von diesem Geiste durchdrungen.

Die urerste Katastrophe hat den Ton und den Rhythmus angegeben für das ganze Weltdrama, und ohne sie und die Schlußkatastrophe ist dessen Peripetie, sind alle übrigen Momente desselben nicht in ihrer theologischen und poetischen Wahrheit zu erfassen.

Die absolute Theokratie des urweltlichen Orients und die absolute, individuelle Verselbstigung der heroischen Mittelwelt haben sich — noch unter Vorherrschaft der ersteren — zur aszetischen Weltansicht des Christenthums vereinigt. Aber nur ihr Grundriß ist zur Vollendung gekommen; der Ausbau der welthistorisch-christlichen Kirche ist, wie der des cöllnischen Domes, durch den Ausbruch eines höheren Selbstbewußtseins, durch das Aufknospen einer zugleich idealisirenden und emanzipirenden Weltanschauung für immer in Stocken gerathen. Der erste Protest gegen die als unverbrüchlich überlieferte Offenbarung, die erste Lösung oder Durchbrechung der hierarchischen Autorität, das erste

Bündniß, welches Kirchgläubige mit Andersgläubigen geschlossen, — sie waren der Anfang des Endes der welthistorischen christlichen Kirche.

Der Geist des Absoluten, der allbefreienden Wahrheit und der alldurchdringenden Liebe — ist der wiedergeborene Herakles, der zum andernmale, und nun auf immer, den gefesselten Prometheus befreit und den von Anfang an auf der Welt und den Gefallenen lastenden Fluch in allversöhnenden Segen verwandelt. —

IV.

Ueberlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons.

Von

Helmine von Chezy,
geb. Freiin Klencke.

1. Frau von Genlis und Napoleon.

Wer hört nicht gern von jener Zeit? Schon ist sie uns zum Mährchen geworden, uns Müttern, deren Locke noch nicht erbleicht, wie viel mehr ist sie's der Jugend! Jahrhunderte könnten an manchem jener Tage zehren.

Als ich 1801 nach Paris kam, hatte ich in meinem Leben noch keine Zeitung gelesen. Von den Zeitbegebenheiten erfuhr ich nur mündlich in Bruchstücken, das Meiste war vergessen; nur die Leiden und der blutige Tod der königlichen Familie standen mir in das Herz gegraben, weil meine zwei Mütter, Karschin und Klencke, sie so heiß und tief empfunden. Der republikanischen Gesandtschaft, mit dem „Citoyen" Sièyes an der Spitze, war schon seit zwei Jahren Graf Beurnonville nachgefolgt, der sich zwar einfach „Le Général" heißen, aber vom „Citoyen" nichts mehr verspüren ließ. Ueber den Briefen aus Frankreich schwebte schon wieder die Jahres- und Tageszahl der

christlichen Zeitrechnung, einstweilen noch stand vieux Style daneben. So war denn Alles, was in Berlin von französischer Seite her noch an die geistige Umwälzung, die der blutigen um fünf Jahrzehende vorausgegangen, und an ihre Urheber erinnern konnte, in der Person des Legationssecretairs Vandeul vereinigt, und zwar nur durch den zufälligen Umstand, daß er Diderot's Enkel war. Leicht wär's gewesen, der Neufranken beginnende Umkehr zum alten Zustand der Dinge zu erkennen, manche Erfahrene mochten sie wittern, aber Niemand sprach davon. Die Lust des freien Aufathmens der ganzen Welt nach langer schmerzlicher Spannung der Gräuelscenen und Kriegsschrecken ließ auch vielleicht keine Ueberlegung aufkommen, lenkte den Blick von der Zukunft ab, und versöhnte die Gemüther mit Allem, was die Gegenwart halb sichtbar unterm Mantel trug, zumal da die Amnestie und Indemnisation der Emigranten gleichsam ein Unterpfand für die Sicherung aller künftig zu erheischenden Opfer der Sühne schien. Alle Zeichen der Revolutionszeit erbleichten und verschwanden, Eins nach dem Andern, den Namen Citoyen habe vielleicht ich selbst noch am längsten emporgehalten, indem ich noch 1802 treuherziglich die Adresse nachmalte, die mir Frau von Genlis ein Jahr zuvor gegeben, um ihre Briefe zu befördern: Au Citoyen Talleyrand Périgord, Ministre des Rélations extérieures, Rue du Bac à Paris. Unter ihres alten Bekannten Adresse empfing Frau v. Genlis ihre Briefe portofrei, doch der Evêque d'Autun war in der Seele so wenig je Priester, als Citoyen gewesen; und die junge Deutsche, die ihm in aller Unschuld dies Prädicat gab, wußte so wenig, was ein Bischof, als was

ein Citoyen de la république française, oder gar Talleyrand selbst sei — glückliche Zeiten! Nicht wissen ist das Paradies! Länger, als sonst wohl den Sterblichen gewährt ist, lebte ich in diesem Paradiese, wovon Zeuge Adelbert v. Chamisso's Worte: „Sie ist ganz ungelehrt"*). Ich könnte dem theuren Verklärten zurufen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus," denn nicht, wer will, ist ungelehrt, es ist himmlische Gnade, besonders wenn man schon eine Zeitschrift herausgegeben und „Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I." in zwei Bänden geschrieben.

Auf dem Weg nach Paris hätt' ich viel lernen können, denn mein Begleiter und Schützer war der Cabinets-Courier Bésançon, der das nämliche Amt schon bei der Frau Ministerin von Otto verwaltet hatte, dessen er sich mit vieler Selbstzufriedenheit rühmte und mir seine Schulter zum Anlehnen, als welche damals schon dieselbe Funktion verrichtet habe, wohlmeinend anempfahl. Nur mit halbem Ohr hört' ich darauf, daß Talleyrand, und zwar Talleyrand ganz allein, Buonaparte zum ersten Consul geschaffen und den 18. Brumaire in seinem Cabinet und durch geheime Sendungen nach Aegypten, zu welchen Bésançon verwendet worden, vorbereitet habe. Das Alles lag weiter von mir, als der Mond, überdem war ich schmerzensmatt durch die Trennung von Mutter und Heimath, war müde und angegriffen. Bekanntlich hat Frau v. Genlis in ihren Memoiren meiner auf eine Weise erwähnt, als sei ich ihr nach Paris heruntergeschneit und in Nichts zerschmolzen. Ich

*) Siehe Ad. v. Chamisso's Schriften, nach seinem Tode herausgegeben von Hitzig, 5. Th. S. 260.

kam auf ihre wiederholte, dringende Einladung, sie hatte mich seit 1798 gekannt und mir im Winter 1800 vorgeschlagen, sie nach Weimar zu begleiten; unterdeß hatte sich der Wind gedreht, Talleyrand saß am Ruder und winkte der Genlis heim. Reichard bekam 1803 von mir den Brief, den sie mir damals in ihrer ersten Freude schrieb. Es stand darin: je retrouve mon pais, mes amis, une famille, mes biens, je dois partir, mais je ne manquerai à rien de ce que mon coeur vous a promis. Ferner: croyés que ma parole est plus sure que tous les contrats du monde, et que je ne vivrai plus désormais que pour le bien et pour la vertu. Den ganzen Brief konnt' ich sonst auswendig und versäumte deswegen, mir eine Abschrift zu nehmen, ehe ich ihn weggab. Reichard erbat sich ihn vorzüglich wegen des „Désormais"; er fand es historisch. Ein zweiter, den er von mir empfing, war über die Delphine: Le libre le plus dégoûtant, le plus absurde, et le plus immoral, selon l'avis unanime de tout le monde, qui ait jamais existé. Le 1r Consul, le pacificateur de l'Europe, le restaurateur de la religion et de bonnes moeurs en France, a fait prohiber cet ouvrage, et en a fait transporter l'auteur hors de la frontière par des gensd'armes. Mon enfant! en écrivant, ne vous écartez jamais des bons principes, on fait moins de bruit, mais on va plus loin. Dies ist Alles, was mir von jenem merkwürdigen Briefe erinnerlich.

Wenn ich der Mutter Adelberts v. Chamisso und einigen andern warnenden Stimmen Gehör gegeben, so wäre ich der Frau von Genlis nicht nach Paris gefolgt. Ich hielt die Mißstimmung der vortrefflichen Gräfin von Chamisso

für Partheilichkeit, da es bekannt war, daß alle Emigranten Frau v. Genlis verabscheuten; die gütige Warnerin selbst erschien mir deßhalb nicht minder ehrenwerth. Von uns allen, die wir den theuern Adelbert kannten, glaube ich die Einzige zu sein, die ihn noch im Pagenkleide gesehen, schlank und zierlich, ein mädchenhaft feines Gesicht, wie ein Frühlingstag, weiß, rosig, mit feinem, wunderkleinem, sanftgeschwelltem Purpurmunde, blauäugig und goldumlockt; die gediegenen Locken stäubten, wie unwillig, den Puder von sich weg, das knappe, hellbetreßte Scharlachkleid schien zwei Cherubsflügelchen zu verstecken, denn nach denen sah sich um, wer dies Angesicht schaute. In Perugino's Engelschaaren sind solche Köpfe, ernster und inniger als selbst die von Raphael.

Adelberts freundliche Mutter gewann mich gar lieb und hatte Milde für mein unbehülfliches Französisch sprechen. Adelbert sprach damals noch wenig deutsch, um so mehr überraschte es mich, als er mir einst eine Abschrift von Schillers Lied: Ehret die Frauen! überreichte; er hatte es so zierlich geschrieben, wie die Natur seine Gesichtszüge. Später verlor sich aus seiner Handschrift wie aus seiner Erscheinung dieser Frühlingsschimmer holder, blühender Zierlichkeit, aber er flüchtete sich unverletzt in seine Seele zurück; diese, wie sein Herz, blieb Kind und Engel.

Doch ich sah ihn ja erst 1810 in Paris wieder und muß zurück nach 1801! — Immer dringender durch Frau v. Genlis' Briefe zu ihr geladen, riß ich mich am 23. Mai 1801 von meiner Mutter Herzen, und kam am 2. Junius früh halbtodt von der Eile der Fahrt dorthin, in die Zauberwelt meiner Träume, längst still beäugelt aus der Ferne

durch ein Prisma, in dessen buntumränderten Umrissen sich nur Weniges in seiner wahren Gestalt, Alles aber gewinnend, lockend und heiter zeigte. Die Welt meiner Begriffe nämlich bestand aus Elementen, die alle Jean Paul's Werken entnommen waren, mein Gemüth lebte darin, mir war das alles Wahrheit und Wirklichkeit. Was ich jemals als edel, hold, gütig, fein, tief und gediegen anerkannt, das schien in der berühmten Frau zu leben, die sich mir im Anbeginn meines 15. Jahres so wohlwollend, so überraschend gütig genähert, mich mit feuchtem Blick Tochter geheißen, mich mit süßen Worten bethört. Es war ihr das alles dazumal auch Ernst gewesen, die Natur hatte ihr Herz mit Liebefähigkeit begabt; zu Vieles trat von außen her zwischen uns beide. —

Ich fand bei Frau v. Genlis nur das Stückchen Paris, das ihr beim Ankommen in die Hand geflogen. Ihre Tochter Valence, eine noch hübsche Frau, durch ein eignes Spiel des Zufalls, oder der Natur, mit einem unverkennbaren Bourbon-Valois-Gesichte, wie es sich in keinem Abkömmlinge dieses Geschlechts verläugnet, ausgestattet. Eine kräftige, fast indisch-bräunliche Gesichtsfarbe, schöne, glänzende Augenbrauen, funkelnde, große schwarze Augen und herrliches Haar erhöhten die Wirkung dieser Aehnlichkeit. Sie war die erste hübsche Pariserin, die ich gesehen, und machte mit ihrem geschmackvollen Putz, ihrer wohlanständigen zierlichen Haltung, ihrem feinen Wuchs, vor allem aber durch ihr gütig-freundliches Benehmen den angenehmsten Eindruck auf mich, wozu sich noch der in früheſter Kindheit empfangene gesellte, von dem Bilde, das Frau v. Genlis von ihrer Pulchérie in den Veillées du Chateau aufgestellt,

dessen Züge auch gewiß nach der Natur gezeichnet sind. Ihr Gemahl, ihre hübschen Töchter Rosamunde und Félicie, kamen auch bisweilen zu Frau v. Genlis, sowie ein Theil ihrer Familie, ihr Bruder, der Marquis Ducrest, mit César, seinem Sohne, seiner zweiten Gemahlin und deren Tochter Georgette Ducrest, jetzt als Schriftstellerin und durch ausgezeichnete musikalische Leistungen vortheilhaft bekannt, damals ein vorzüglich hübsches, lebhaftes, gutes und angenehmes Kind. Der Marquis Ducrest selbst war ein höchst talentvoller Mechaniker, seiner Schwester etwas ähnlich, besonders durch den kleinsten und zierlichsten Fuß, den man sehen konnte, übrigens so treuherzig, offen und natürlich, wie sie gewandt und kunstvoll; er tadelte sie höchst gutmüthig über ihre Handlungen, versteht sich, wenn sie nicht zugegen war. Ueberhaupt standen dieser merkwürdigen Frau alle, die ihr zugethan, nur mit Spannung gegenüber. Verstimmt über das Fehlschlagen ihrer Erhebungsplane bei Ausbruch der Revolution, die sie selbst gesäugt und gehegt, und die ihr dann blutige Tatzen entgegendrohte, wollte Frau v. Genlis nun auf der Bahn geistiger Thätigkeit einen Thron erringen und sah zuletzt deutlich ein, daß sie nicht dahin gelangte. War es Verblendung, war es falsche Scham, oder Mangel an Mitteln? Ich weiß es nicht, doch so viel ist gewiß, daß sie auf der alten Bahn beharrte, gegen die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts zu Felde zog, Propaganda-Umtriebe brütete, kurz dasselbe Banner in die Höhe hielt, welches sie schon in der Jugend zum Schleier und Mantel um sich her drappirt, und stets die Hand ausgestreckt hielt, um dem Rade der Zeit in die Speichen zu greifen. Man hatte ihr deshalb den Spottnamen einer mère de

l'église beigelegt. Wer ihr gut war, betrübte sich darüber. Nächst dem Verstummen der Schmeichelei und dem Verschwinden eines ehemaligen Hofhalts, der sie als das erste Genie in Frankreich gepriesen, fehlte es ihr empfindlich an den Geldmitteln, die ihr ehemals zu Gebot standen. Ihr Schwiegersohn Valence hatte es zu bewirken gewußt, daß die Entschädigungssummen, die sie erwartete, seinen Kindern gesichert wurden. Sie hatte die Last einer Haushaltung und wenig andere Hülfsquellen als ihre Feder. Der erste Consul kümmerte sich nicht um sie, ihre Familie von ihrer Aeltern Seite her war ancien régime marron und dem Herrscher zur Zeit nichts an ihr gelegen. Er kam, und zwar vorzüglich auf seiner Gemahlin Anregung, bisweilen zu ihrer Tante, Frau v. Montesson, der Gemahlin in morganatischer Ehe von Philipp Herzog v. Orleans, Ludwig Philipps Vater; diese ging nie zur Frau von Genlis, und hatte sie bei ihrer Wiederkunft in Paris kalt empfangen; in ihren Memoiren nahm sie über ihrem Grabe Rache! Von des ersten Consuls Umgebungen ließ sich 1801 und fernerhin Niemand bei ihr sehen; zu vorsichtig um eine Klage darüber auszustoßen, machte sie indeß ihrem Herzen durch Anspielungen Luft, so daß sie u. a. J. B. Rousseau's Ode: Fortune, dont la main couronne les forfaits les plus inouis zum Auswendiglernen und Vortragen mir aufgab, beim Vorsagen dann auf einzelne Züge aufmerksam machte, in denen sie Aehnlichkeit mit damaligen Zuständen und Anspielungen auf des ersten Consuls Charakter fand. Als mir der Auftrag wurde, für Feßlers Eunomia über Paris zu schreiben und vor allem alles zu berichten, was ich von Napoleon und seiner Familie erfahren würde, sagte sie: croyez moi,

n'en parlez jamais, le bien et le mal pourraient lui déplaire l'un comme l'autre. Ungeachtet der Zurückſetzung, die ſie damals erfuhr, hoffte ſie und ſah voraus, es werde anders werden, bemeiſterte ihren Unwillen und ergriff jeden erſinnlichen Anlaß, dem erſten Conſul Huldigungen darzubringen, jedoch nur indirect. Seine Abneigung gegen Frau von Staël war ihr Balſam in das Blut, ſie ſah darin eine ſtille Huldigung für ſich. Wohl ließen ſich Keime der nächſtbevorſtehenden Geſtaltung der Dinge darin wahrnehmen, die große Anregerin und Vertreterin des Fortſchrittes zurückſtoßen und mißhandeln, hieß dieſen ſelbſt verläugnen und hemmen. Welch ein Honigtropfen für die Gemeinheit iſt nicht das bekannte Wort, womit der erſte Conſul die mißverſtandene Frage der Frau v. Staël abfertigte: Welche Frau er am höchſten halte. Gewiß hatte die friſche Nachteulenbrut, die damals ſchon ziemlich flügge geworden, Frau von Staël bei Napoleon verläſtert, ſonſt würde der erſte Mann des Staats die genialſte und am meiſten vaterländiſch geſinnte, die berühmteſte Frau nicht für kleinlich eitel, nicht für fähig gehalten haben, ſich ſelbſt mit einer Huldigungsbettelei ihm gegenüber herabzuwürdigen, ſondern er hätte den edlen Sinn verſtanden, den ſie hineinlegte; ihr, die für Frankreichs Wohl glühte, konnte es nicht gleichgültig ſein, welche Stelle der erſte Conſul den Frauen einräumte, welche Anſicht er von ihren Rechten und Pflichten hatte, und welche Eigenſchaften an einem Weibe ihm Achtung geboten!

Der Name der Frau von Staël war der einzige glänzende der damaligen Zeit, den Frau v. Genlis öfters nannte, obwohl nie mit Lobpreiſungen, denn beider Frauen Natur und Streben ſtand einander ſchroff entgegen, leichter konnte

die Eine mild herabsehen, als die Andere ungeblendet hinauf schauen. Die Befangenheit, welche die Schroffheiten der Frau v. Genlis, die oft unwillkürlich und unbemeistert von ihrer Schlauheit hervortraten, bei ihren Bekannten erzeugten, lähmte jeden Aufschwung, ertödtete jedes Erschließen der Gemüther. Selbst ihre ergebensten Freunde und Bewunderer, ein Léonce Lombard, ein Corvin, stimmten niemals ein, wenn sie gegen die Philosophen des 18. Jahrhunderts, oder gegen Frau v. Staël auftrat. Manche der ausgezeichnetsten Einheimischen und Fremden, die ihr gern gehuldigt hätten, wurden dadurch verscheucht, so daß sie zuletzt einsah, daß sie sich mäßigen müsse. Am eifrigsten wurde sie noch von Einigen aufgesucht, die auf Talleyrands Gunst für sie Plane des Fortkommens bauten. Sie irrten sich. Der schlaue, graue Held der Staatskunst, der sich diese Frau, weich eingewickelt, gleichsam in einem Schubfach aufgehoben hatte, um sie bei gutem Anlaß zu verwenden, sie jedoch unterdeß nicht ansah, war ihr nur allzubekannt. Sie wußte es recht gut, sie konnte aus dem Kasten nicht heraus, davon er den Schlüssel hatte, doch sie wollte das nicht bekennen, ihr Stillschweigen über solche Punkte galt für Bescheidenheit, für Vorsicht, und sie wurde gleichgültig gegen ihre Freunde gescholten, wenn sie ihnen nicht half. Von ihrem Kreise war Fiévée der Einzige, für den sie etwas erwirkt, er war ihrer eifrigen Verwendung seine Befreiung aus dem Temple schuldig. Dankbar war er ihr zugethan, doch es gab zwischen Beiden keinen Anklang zu einander; er war weiter voraus, es lag noch eine Zukunft vor ihm; sie konnte nur noch durch das Gewesene gelten und sein, fast wie eine Leiche, der man noch Haar abschneiden kann, das wieder nachwächst.

Eifrig auf den Rückschritt los arbeitete sie, da mußte sie altern, in Jahren, wo der Liebe zur Mitwelt noch ein neuer Frühling zu erblühen pflegt. Jetzt weiß ich das Alles, damals wußt' ich von nichts. Ich hatte nur Bilder, keine Vorstellungen, nur innere Poesie, keinen Geist. Die Welt lag für mich in einem Kaleidoscop, die Figuren fielen, wie ich dran rüttelte, die Bestandtheile kannte ich nicht, und kümmerte mich nicht darum. Mein ganzes Paris war die Rue d'Enfer, es lag mit mir darin, wie in einer Eischaale. Deshalb freute ich mich unaussprechlich, als es hieß, wir zögen nach Versailles. Frische Luft, Bäume, Gärten, Waldhügel und Wiesen! Und eine sehr liebe Familie, bei welcher Frau v. Genlis schon mit uns einen Tag zugebracht! Der ersehnte Tag der Abreise erschien, doch es gefiel mir nicht dort. Zwar unsichtbar, aber fühlbar lag noch überall Alles voll Wust, Schutt, Blut und Leichen. Wie ein Riesengeripp, an welchem noch todte Maden hangen, stand das gewaltige Schloß hohläugig da. Die Fußtapfen der Meuchelrotten, die es einst überfallen, waren zwar weggeharkt aus des Parks breiten Laubgängen, doch sie sind eingegraben, keine Zeit vertilgt ihre Spur, keine Sorgfalt, kein Prunk aller Welten stellt Versailles wieder her, Napoleon fühlte das, und zauderte, Hand anzulegen. Indeß hoffte die verwaiste Gegend auf diese Wiederherstellung, und die Sage ging, er werde dort residiren! So mühen sich Kinder, ein Spielzeug wieder zusammen zu leimen, das sie nur eben zerbrochen haben!

Wir bezogen ein Haus mit fünf Fenstern Front, drei Stock hoch, das sehr wohnlich und äußerst freundlich in der avenue de Paris, neben dem Hôtel de Vergennes,

damals eines alternden Lieferanten Eigenthum, gelegen war. Fr. v. Genlis nahm vom ersten Stock Salon und Arbeits-Cabinet, auf die Waldhügel von Meudon hinaus, das Vorzimmer theilte diese Wohnung von zwei andern geräumigen Zimmern, davon Stephanie das hintere bewohnte, das vordere diente zum Speisezimmer, zwischen dem Erdgeschoß und dem obern Stock stand mir nebst meinen zwei Stühlen, meinem Tisch, Bett und Koffer die Wahl frei, ich versuchte Eins nach dem Andern, doch hier hing ein Stück Tapete herab, dort hatten die Wände, dort das steinerne Estrich Löcher und Risse, endlich behielt ich ein freundliches unteres Zimmer, auf die Waldhügel hinaus, und kleisterte mir dort an der Stelle des abgerissenen Kamin-Wandspiegels eine Papierbekleidung zusammen, zu der ich eine Blumenranke malte, wie ich sie in Berlin gehabt. Fr. v. Genlis war außer sich, daß ich die schönen englischen Farben meines Kästchens so vergeuden mochte, doch mir war in der Fremde und Wüstenei um mich her diese Ranke und die Arbeit damit, was Lauzun seine Spinne im Kerker. Nicht immer blieb die Einsamkeit in Versailles unbelebt. Lombard, der preußische Legationssecretair liebte es, Frau v. Valence zu ihrer Mutter zu begleiten, da kamen denn mancherlei Neuigkeiten aus Paris, nebst feinen Weinen, Torten, Pasteten, Truthühnern und Krebsen mitgefahren. Auch Stephanie's Vater, ehemaliger Hauschirurg des Palastes von Orleans, ein wandelndes Sündenregister seiner Bewohner, (dessen Auge jedoch feucht erglänzte, wenn er von der Herzogin, und ihrem engelgleichen Wandel sprach,) kam oft, sein liebenswürdiges Kind, Stephanie zu besuchen. Zu jedem großen Volksfest nahm er sie und mich nach

Paris zu ihrer Stiefgroßmutter, wo wir heitere Stunden verlebten. Seltner als dieſer erſchien Fiévée mit ſeinem Freund Théodore Le Clerc, dem ſinnreichen Verfaſſer der beliebten Proverbes, deſſen Jugend ſo friſch und heiter, als von Ernſt und Würde begleitet war, Fiévée war nicht ſchöpferiſch in Ideen, er wollte ein Luſtſpiel aus einer Anekdote machen; eine Frau ließ nämlich einen Architekten rufen, als ihr Gatte geſtorben, und verlangte ein Denkmal für ihn, weil ſie ihn im Garten beſtatten laſſen wollte. Als ihr der Architekt Gegenvorſtellungen machte, rief ſie aus: **mais puisque c'est mon plaisir que mon mari soit enterré dans notre jardin!** Dies ſollte die Pointe des Stücks werden. Frau v. Genlis redete ihm dieſen Plan mit wenigen Worten aus. Es iſt kaum glaublich, daß ein ſo geiſtvoller Mann ſo matte Ideen haben, und die unerhebliche, wenn gleich nicht unanziehende **Dot de Suzette** ſchreiben konnte, allein Fiévée war Politiker und Publiciſt, talentvoll in ſeinem Fach, jedoch dergeſtalt durch den Temple zurückgeſchreckt, daß er zu jener Zeit darauf entſagte. Napoleon hatte die Geiſter zugleich mit gelähmt, indem er das Ungethüm der Revolution gebändigt, alles Welt- und Staatsbürgerliche Denken war verpönt, er verlangte nichts, als Triebräder, die nicht knarrten, die mächtigſten wußte er gut einzuölen, die andern mußten ſich dem Schwunge des Ganzen fügen.

Auch Madame de Bon, eine junge angenehme Frau, die einige bald vergeſſene Bücher geſchrieben, kam zuweilen nach Verſailles. Es gab damals von Madame de Flahault Romane, in der Art der Lafayette, Graffigny und Riccoboni, doch bei Weitem nicht mit demſelben Geiſt gedacht, entnom-

men dem Kreiſe des feineren Lebens, wie es ſich in den Salons nur eben wieder zu geſtalten begann, und, obgleich ſehr matt, durch eine gewiſſe Eleganz des Styls, und Feinheit der Wahrnehmungen, wie auch durch keuſche Auffaſſung und Zeichnung anſprechend. Frau v. Genlis war über dieſe neu aufkommende Rivalität höchſt entrüſtet, ſie ſah ſich dadurch noch von einer zweiten Seite in den Hintergrund geſchoben. Die innere Glutkraft einer Staël, einer Cottin von der Einen, regte Bewunderung und Mitgefühl auf, indeß eine nicht unbeträchtliche Fraktion des Publikums mit Wohlgefallen bei den leiſe und zart getuſchten Skizzen aus den neuen Geſellſchaftskreiſen verweilte. Der Name und die Verhältniſſe der Frau v. Flahault erhöhten den Antheil der Leſer; ihre Schriften fanden lebhaften Beifall, eigentlich war Frankreich, im pſychiſchen Sinn, ein großes Krankenhaus, voll eben nur Geneſender, je leiſer man drin auftrat, je mehr that es den Meiſten wohl. Madame de Bon verſuchte ſich in dieſer Art zu ſchreiben, ſie hatte mehr Phantaſie und Gemüth, als Madame de Flahault, aber weniger Salon-Duft, und nicht ſo fein geriebene Farben; ſie erlangte kein Publikum. Mit einer reinen, liebenden Seele war ſie der Frau v. Genlis aufrichtig zugethan, und nahm ihre gewinnende Artigkeit für Freundſchaft hin. Die andern Beſuche, welche Frau v. Genlis damals in Paris bei ſich geſehen, waren verhindert nach Verſailles zu gehen. Der edle Held Kosziusko, der ſie oft und gern in Paris beſuchte, weil ſie für die Ausbrüche ſeines Schmerzes eine Seele zu haben ſchien, ſein Freund Corvin, einer der liebenswürdigſten Repräſentanten polniſcher Huldigkeit und gewinnender Weltſitte, die ich jemals gekannt, ſowie die Familie Ducreſt,

erſchienen nicht in Verſailles. Obriſt v. Gräfe, ſeine Gattin, ſein Söhnchen und ſein ſchönes Pflegetöchterchen Luiſe, ſowie die vortreffliche Familie Paraudier machten meinen ganzen Umgang aus, nur ſelten wurde es mir vergönnt, ſie zu ſehen; von einigen andern Perſonen werde ich ſpäterhin ſprechen, ich ſah ſie auch nur epiſodiſch. Es war für mich eine traurige, trübe, leere Zeit. In mir ſelbſt noch faſt gar nichts gepflanzt, noch gar nichts reif, alle äußeren Anhaltpunkte abgeſchnitten, innerlich keine Kraft, mir neue zu ſchaffen. In meiner nächſten Umgebung nur Eine wohlwollende Seele, die junge Stephanie, ſie war leidenſchaftlich von Natur, aber milde durch innere Liebefähigkeit, und durch Geſittung, die ihr im Kloſter zu Theil geworden. Ihre Erzieherinnen, die Urſulinerinnen, hatten ſich, ſo wie die Soeurs grises, durch alle Stürme und Gräuel der Schreckenszeit hindurch erhalten. Die Volksliebe war ihre Schutzwehr, ihre Armuth ihr Anwalt, ihr einfach ſtiller Gang auf dem Weg des Erbarmens, der Hülfe, der Hingebung an Menſchenwohl und Weh lag aller Augen offenbar. Von Alters her lag Achtung und Dankbarkeit für ſie in allen Herzen begründet, die Urenkel erfuhren durch ihre aufopfernde Milde, ihre klare Einſicht Gutes und Hülfreiches, wie ihre Vorfahren von ihren Vorgängerinnen erlebt. Es waren neue, andere Schweſtern, aber vom nämlichen Geiſt beſeelt, auch dieſe Enkel waren ein neues Geſchlecht, doch ihrer Vorgänger Hülfsbedürftigkeit lebte mit ihnen wieder auf. Streng und innig an ihre ſchweren, ausgedehnten Pflichten gebunden, Alles aufbietend, um der Armen Bedrängniſſe zu mildern, demuthvoll nur nach Bewußtſein erfüllter Pflicht ringend, war Prunkliebe, Hab-

ſucht, Hochmuth, Gleißnerei, Schaugepräng widernatürlicher Bußübungen, Zeitverſchwendung durch leere Ceremonien, kurz, alles Heidniſche, was den geſunden Sinn empört, aus ihren gottgeweihten Räumen verbannt, ihrem Weſen fremd, darum auch konnten ſie erhalten werden, darum auch hätte der frechſte Wüſtling, der roheſte Bluthund, der gierigſte Kirchenräuber dieſe nicht gekränkt, dieſe nicht betrübt!

Die Feſte in Paris hatten mich nicht begeiſtern können, ſie waren leere Bezeigung, und wurden auch blos für ſolche genommen. Es gab kein Volk, keine Republik, keinen Aufſchwung mehr, nur noch einen erſten Conſul gab es, er war ganz Frankreich, das Erfreulichſte, was die Jugend von ihm hoffte, war Krieg — Krieg wurde es bald, doch erloſchen war der Siegesſtern, der über des Helden von Abukir jugendlichem Haupte geſtrahlt, was ehemals der Geiſt bewirkt, das mußten nun die Maſſen zwingen; nicht Kampfesbrüder mehr, nur Soldaten folgten fortan Napoleons Fahnen, aus ihren Reihen erſtand nur ſelten noch ein gebietender Chef, dem Strome war ſein Bett gegraben, er goß ſich nie wieder, dem eignen Drange folgend, durch das Thal. Dies konnte man vorausſehen, und darum blieb die Volksmaſſe bei allem Prunk und aller Gaukelei der Feier großer Tage kalt. 1801 am 14. Julius raunte man ſich einander zu, der Tag würde höchſtens noch Einmal feſtlich begangen werden. So geſchah es auch. So wenig ich vom Stand der Dinge kannte, weiß ich doch noch heut, wie die ſichtliche Mißſtimmung des Volks auf mich wirkte, und wie abgeſpannt und unerfreut ich von Paris, von dieſen Feſten zurückkam. Ich hatte jedoch

das Glänzendste von allen, die Gedenkfeier des 18. Brumaire nicht gesehn, weil ich am Scharlach-Frieſel erkrankt war. Die verſchwenderiſche Pracht dieſes Abends war allgemein bewundert worden, doch man erinnerte ſich dabei lebhaft, daß der erſte Conſul an dieſem Tage von den Stufen der Kirchthüre von St. Roch herab Feuer auf das Volk geben laſſen, das Geſpenſt dieſer That tauchte blutig bei den Jubelflammen der Feuer auf — ſie wurde nicht wiederholt. —

Oede und gehaltlos floſſen die Tage hin, ſo niedergedrückt fühlte ich mich, daß ich nicht einmal zum Schmerze hingelangte; nur die Stunden verfloſſen angenehm, wo Frau v. Genlis ſich mit einer Arbeit zu uns hinſetzte, und mit uns Geſpräche führte, ſie war dann ſehr gewinnend und lehrreich. Schade, daß ich Manches aus ihrem Leben was nicht ſo hübſch in ihren Memoiren ſteht, als ſie es uns erzählte, nicht mehr auswendig weiß. Sie ſprach vorzüglich gern von ihren Reiſen nach England, und von Sheridan, von Pamela's Kindheit und Jugendtagen, von ihrer Nichte Henriette Gräfin Sercey, verehlichten Matthieſſeu, nachherigen Fingecerlin, die ich ſpäterhin bei ihr antraf, eine herrliche Brünette mit Wunderaugen. Sie beſaß ein Portefeuille mit einem Gemälde, auf welchem aus leichtgetuſchtem Gewölk Aug' an Auge, wie ein Stern hervorſtrahlte: Pamela, Fitzgerald, Pulcherie Valence, Caroline Lawoeſtine, Henriette Sercey's Auge nach der Natur von Meiſterhand, die Umſchrift hieß: avec de si beaux yeux peut on n'être pas belle? Gern zeigte ſie uns ſolche Andenken aus der bewegten Epoche ihres Waltens und

Wirkens im Orleans'schen Hause, wo sie von Töchtern und Pflegekindern umgeben, und von der ganzen Partei des jüngern Zweiges aufgesucht, und Gegenstand ihrer Huldigungen war. Sie zeigte uns die Lichtseite jener Zeit ihres Lebens, für Aufdeckung der Schattenparthien sorgte der Hausarzt in seinen vertraulichen Mittheilungen. So grell sie waren, konnten sie die andern nicht heben, er mag auch überladen haben, nur Eins kann ich nicht unerwähnt lassen, der Mann sprach nie von ihrer Grausamkeit. Häufig hört man von ihr sagen, daß sie Blutvergießen veranlaßt, Gräuel der Schreckenstage herbeigerufen; nicht allein ist das mir unglaublich, sondern es scheint mir als begründet, daß der schonungslose Hausfreund, der Augenzeuge und Begleiter ihres Wandels von Jugend auf, dies nicht verschwiegen haben würde, wo es nichts verschlug, denn wer fragte darnach? Wo gab es Rüge oder Strafe für solche Verbrechen? Und wo hätte er, der ein guter Mensch war, dann noch Anhänglichkeit für sie hergenommen, und ihr sein geliebtes, einziges Kind anvertraut?

Sie selbst sagte mir bald nach meiner Ankunft: „Ich habe Schroffheiten und große Fehler, doch seltne Eigenschaften wiegen diese auf, und ich hoffe, mir Ihre Liebe stets zu erhalten." Lange war sie gerecht gegen mich, Eifersucht eines andern Wesens, das ihr leidenschaftlich anhing und Niemand neben sich ertragen konnte, zerstörte in kurzer Zeit ihre Herzlichkeit zu mir, zuletzt auch ihre Erkenntniß meines Gemüths, die lange fest in ihr stand.

Schon der Fleiß und die Ausdauer bei der Arbeit dieser merkwürdigen Frau gebot Achtung, und flößte Bewunderung ein. Sie war damals 58 Jahr alt, und

rüſtig wie ein achtzehnjähriges Mädchen. Ihr Körperbau war ſchlank, aber kräftig, etwas mager, doch zierlich. Ihr rabenſchwarzes, nur wenig mit Silber geſprenkeltes Haar trug ſie um die Stirn her rund geſchnitten, flach anliegend, hinten bis auf die Schultern herniederhängend, wo es ſich, an den Spitzen lockig umbog. Mit lebhaften, ſchwarzen Augen, einer feinen, etwas geſpitzten Naſe, dünnen, doch wohlgebildeten Lippen, einem mehr länglichen, als runden Antlitz und einer nicht bedeutend hohen Stirn, offenbarte ſich ihr inneres geiſtiges Weſen nicht durch das Gepräge der Genialität, das manche Züge unverkennbar tragen, doch durch die Beweglichkeit und Feinheit des Ausdrucks, den ſie zugleich zu bemeiſtern wußte. Ihre Haltung und Bewegung war ungezwungen, graziös und von vornehmem Anſtand, ganz im Einklang mit der Weiße und Zartheit ihrer Hand und der ſeltenen Schönheit ihrer Füßchen. Glanz und Kraft ihrer Augen blieben bis in den Tod ungeſchwächt, ſo wenig ſie ſie ſchonte. Sie ging erſt um drei Uhr zu Bett, ruhte bis Acht, frühſtückte dann meiſt mit Mandelmilch, Sommers mit edlen Obſtſorten, wie Frankreichs milder Himmel im Ueberfluß erzeugt, Pfirſiche, durch ſiedendes Waſſer gezogen, Weintrauben, die im Julius reifen, Amarellen, feurig und erfriſchend, Ananaserdbeeren, ſüße, goldgelbe Johannistrauben. Zum Deſert aß ſie kein Obſt, weil es nach ihrem Grundſatz die Verdauung ſtöre, der Braten wurde, aus Wirthlichkeit, kalt aufgetragen, weil er dann ausgiebiger ſei, wie denn überhaupt ihr Tiſch einfach beſtellt, dabei aus nahrhafter und leichter Koſt beſtand; die Faſttage hielt ſie regelmäßig, wo Milch und Eierſpeiſen ſowie die köſtlichſten Seefiſche nicht fehlten. Die Küche ſtand

lange Zeit unter meiner Obhut, besonders in Versailles an Festtagen, wo mir die Kenntniß und frühe Anleitung, die ich meiner guten Mutter dankte, trefflich zu Statten kamen. Verbannt aus der Haushaltung waren Kaffee, Thee, Chocolate, Wein und alle Arten Gewürze. Doch auf dem großen, runden Tisch vor dem Sopha, und noch sonst im Zimmer umher stand eine Unzahl Gläser und Fiolen mit allerhand Getränken, Elixiren, Kräutersäften, Pulvern, die Frau v. Genlis selbst zubereitete, und davon genoß; sie müssen zweckmäßig bereitet gewesen sein, denn sie hat ein hohes Alter mit bis in den Tod frischer Thätigkeitskraft erreicht. Gewiß würde sie diese kleinen Geheimnisse alle bereitwillig auf die erste Frage mitgetheilt haben, doch ich kümmerte mich nicht darum. Es ist eine der wohlthätigsten Täuschungen des jugendlichen Sinnes, daß man nie daran denkt, eigentlich nicht für möglich hält, man könne alt und kraftlos werden.

In Versailles entstanden die **Souvenirs de Félicie**, eigentlich die schwächste der Arbeiten der Frau von Genlis, die ihr jedoch das Meiste eingetragen, die erste Frucht derselben war der Ruf nach Paris in eine, von der Regierung bewilligte, schöne Wohnung, die zweite ein Jahrgehalt von 6000 Francs. Die Wichtigkeit der Mittheilungen, die sie zu machen fähig, wenn sie wollte, leuchtete aus denen hervor, die sie in diesen Erinnerungen offenbarte. Ein sichrer Takt leitete dabei ihre Feder; sie wußte, die neue Gewalt bedürfe zum sichern Weiterschreiten weitgeöffneter Aussichten zurück in das Vergangene, und Lüftung der Schleier, die manches, der Frau v. Genlis gar wohl Bekannte umhüllten. Als sie die Zusicherung ihres Jahrgehaltes

empfing, wurde ihr angedeutet, der erſte Conſul fände Vergnügen an ihren Schriften, und würde Mittheilungen, die ſie an ihn ſelbſt richten wolle, gewogen entgegennehmen. Sie ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und ſchrieb ihm oft, meiſtens wöchentlich einmal, ziemlich lange Briefe, die er ſelbſt und allein las, und ſodann verbrannt haben ſoll. Napoleons Ueberraſchungseffecte im Großen waren meiſt alle neu, doch er erkannte ſehr ſchnell die Geneigtheit der Franzoſen, nämlich einer bedeutenden Anzahl derſelben, zu dem früher beſtehenden Flitter und müſſigem Prunk, den die Revolution als Plunder weggeworfen, und um dieſen Theil der Bevölkerung von Paris zu befriedigen, deſſen Eitelkeit und Gewinnſucht dabei im Spiele waren, ſorgte Er für eine Menge Ueberraſchungen im Kleinen, am überraſchendſten durch den Umſtand, daß ſie das Alte wieder zu Tage riefen. Hiemit nun wußten Wenige ſo gut, wie Fr. v. Genlis, Beſcheid, mindeſtens gab es nicht Viele, ſo fähig oder ſo geneigt, Beſcheid zu geben, wie ſie. Ein volles Jahrhundert hatte ſie, wohl beleuchtet, im Guckkaſten, davon ſie die Hälfte ſelbſt und dicht an der Quelle der Ereigniſſe erlebt, die frühere Hälfte durch Ueberlieferung ihr gehörte. Frankreich war nicht unähnlich einer Wittwe, die beim zweiten Gemahl unabläſſig Vergleichungen deſſelben mit dem Erſten anſtellt, die Republik war nur eine Buhlſchaft geweſen, Napoleon hatte es heimgeführt. Er zog die Kaiſerkrone durch die nun glatten Locken der ſtolzen Wittwe, die noch nicht lange zuvor wild und blutig umhergeflattert. Doch, um die höchſte Bewunderung zu wecken, und jeden Tadel im Voraus zu entkräften, ſann er darauf, in einer Art chemiſchen Prozeß die neue, blendende Pracht und Größe

des Kaiserthrones zu verschmelzen mit den kleinlichen, durch Zusammenfluß ihrer Anzahl zur Masse und zum Gehalt gedeihenden Nichtigkeiten, vergleichbar einer Staubwolke aus Atomen, die im Sonnenschein eine glänzende Masse bildet, und zwar so zu verschmelzen, daß auch nicht Ein Atom vermißt werde. Die Aufgabe war nicht gering. Der Geist der Frau v. Genlis war gleichsam ein Gebirgsskelett, davon die Wellen der Revolution das Erdreich abgespühlt, und das noch unbedeckt vom Anflug der neuen Zeit dastand, die Schichten und Zinken, die dem Auge sichtbar lagen, bezeichneten die Zeitpunkte und die Gewalt des Elementar-Ereignisses, und es war nicht schwer, die wahre Gestalt der Dinge von Vormals zu unterscheiden, wenn sie auch nicht immer Wahrheit sprach, denn nicht undurchsichtig dem geübten Blick war die Wolke, noch die Phantasmagorie des siebenfarbigen Bogens, darin sich das Gebirg zu hüllen pflegte, Zustände, Begebenheiten, Aufschlüsse aller Art waren im Bereich ihres unübertrefflichen Gedächtnisses, und kein Grund vorhanden, sie dem Gewaltigen zu verweigern, der sie der Noth entriß, der Noth, der Brodsorge, dem Zudrang der Creditoren, dieser erquetschenden Geistesfolter! Erst 1804 begann diese Verbesserung ihrer Lage, der 1802 als Vorbote der Ruf nach Paris vorausgegangen, und von der sie selbst damals wohl kein bestimmtes Vorgefühl hatte. Selten äußerte sie sich über ihre Nahrungssorgen, sie trug sie standhaft. Einmal hörte ich sie mit der größten Ruhe sagen: Quand je ne serai plus en état de travailler, j'espère que le pays aura un morceau de pain pour moi! Ja, in Frankreich täuscht eine solche Zuversicht in das National-Ehrgefühl keinen, der sich

um sein Land verdient gemacht! Häufig und reichlich gab sie Allmosen; eines Tages, als ein Unglücklicher sie um Hülfe bat, nahm sie ihre zwei letzten Sechsfrankenthaler aus ihrem Bureau und gab sie ihm mit einer Heiterkeit, als geböte sie, wie sonst, über Hunderttausende. Kein Bettler ging unbeschenkt von dannen. Ihre Weichheit und Milde war auf unbegreifliche Weise mit Schroffheiten gepaart, so z. B. ließ sie einstmals in einer Winternacht in Versailles eine Magd ausschließen, die um Eilf vom Tanz zu Hause kam, und vergebens vor der Hausthür um Einlaß flehte, keine Fürbitte half. Früherhin hatte sie auf einer Reise nach England eine junge Gesellschafterin, die ihren Zorn bei unbedeutendem Anlaß erregte, eine Demoiselle La Rive, in einem Gasthof an der Heerstraße absetzen lassen, und ihr geboten zurückzukehren, indem sie nimmermehr wieder etwas von ihr wissen wollte. Es traf sich, daß Einer aus dem Gefolge, und zwar einer der Unentbehrlichsten und Wichtigsten, der damals an kein Mädchen dachte, vom Unstern der schönen Verwiesenen beim Anhalten der Wagenreihe veranlaßt, durch ihr Aussteigen und das Ablösen ihres Koffers von den Ketten des Packwagens, reden hörte. Kaum war die Weinende in ein Zimmer des Gasthofs getreten, als er sie einholte: „Mademoiselle La Rive, m'accorderez vous votre main?“ — Monsieur! eh, bon Dieu — „Oui ou non, la chose est pressée!“ — Der Freier war eher häßlich als hübsch zu nennen, doch jung und geistvoll, nicht reich, doch festgestellt, und tüchtig in seinem Fach; Beide hatten vielleicht noch nie ein Wort mit einander gewechselt, das Mädchen war arm, brav, liebenswerth; in dem Augenblick, wo der junge Mann wie ein Schutzengel

gel vor ihr stand, muß er ihr schön erschienen sein, denn es giebt Augenblicke, wo der innere Mensch durch die irdische Hülle hindurchblitzt. Sie legte die zarte Hand in die seinige und folgte ihm in den Reisewagen. Auf der Mittagsmahlstation eilte der glückliche Bräutigam mit der improvisirten Braut zum Ortspfarrer, er mündig, sie eine Waise, die Bescheinigungsurkunden dieser Unabhängigkeit vorhanden, wurde das junge Paar auf der Stelle eingesegnet, mit einem Trauschein versehen, und in das Kirchenbuch eingetragen, denn zu jener Zeit war das keiner Schwierigkeit unterworfen. Man war schon im Begriff, die Reise fortzusetzen, und sehr bestürzt über das Ausbleiben des ***, der, als zuletzt angelangt, dies Alles ganz unbemerkt ins Werk richten konnte. Er nahte der Frau v. Genlis, seine Gattin an der Hand haltend, und eh' noch das Donnerwort, das sie eben auf Mademoiselle La Rive losschleudern wollte, der Lippe entflogen, rief er ihr zu: **Madame, voici ma femme, que j'ai l'honneur de Vous présenter!** Sie erblaßte, erröthete, schwieg einen Augenblick, reichte dann Beiden die Hand und sagte: **je vous remercie, mon ami!** Die junge Frau bedeckte die eben noch so tyrannisch waltende Hand, die sie unbarmherzig in Elend und Verderben stoßen konnte, mit Küssen und Thränen.

Oft zeigte mir ihr Mann das Einzige, was ihm das Schicksal von dem geliebten Weibe noch gelassen, ihr Bild von Meisterhand, schön, und entzückend durch den seelenvollen Ausdruck des Blicks und Mundes, der Tod hatte diese glücklichen Bande zerrissen. —

Fr. v. Genlis war bekanntlich sehr produktiv, sie schrieb unglaublich schnell, weil sie Alles vorher im Kopf ausarbeitete, selten strich sie aus, änderte selten etwas. Sie hatte diese Art zu arbeiten auf den Rath ihres ersten Meisters, des berühmten Buffon, angenommen. Für Buffon, dessen Werke auf unwandelbarem Boden der Wirklichkeit begründet, dessen Gedanken wie ein Wald, Stamm an Stamm daraus hervorsproßten, war es durchaus angemessen, auf diese Weise zu schreiben; Buffons Forschungen und deren Ergebnisse erheischten höchste Ruhe und Klarheit des Innern und Feststellung eines vollendeten Ganzen in sich, ehe er sie zu Papier brachte, ein Anderes ist's mit dem Schaffen im Reich der Phantasie, der Gemüthswelt, wo bewegte Umrisse sich vor den Geistesblicken verzweigen und durchkreuzen, wo beim Schreiben selbst erst klar wird, was schön und löblich, was verwerflich sei, und Bilder, die verfliegen würden, indem sie vor dem Geistesblick aufsteigen, schnell gehascht werden müssen, um von ihrer Ursprünglichkeit und eigensten Gestalt nichts zu verlieren; auch pflegt die knospende Fülle der Vorstellungen erst unterm Arbeiten recht aufzublühen. Frau v. Genlis schuf nicht, sie füllte Fächer, Quadrate nach einem System aus. Sie stellte von der Welt, die sie kannte, Alles dar, was davon ihr taugte, die Sorge um Wahrheit dabei war ihre Letzte. Es wurde ihr dabei gar meistens nicht kalt, nicht heiß, auf diese Weise läßt sich schon Alles im Kopf voraus fertig machen, besonders mit solcher Uebung im Schreiben! Ihre Adèle und Théodore, ihr Théatre d'éducation, und ihre Mademoiselle de Clermont wurden allgemein anerkannt. Vom ersteren behauptete der Hausarzt, sei die eigentliche

Verfasserin ihre Mutter gewesen. Er sprach oft von dieser Frau, die er als eine geistreiche Denkerin und eine Zierde ihres Geschlechts pries, die jedoch ihre glänzenden Geistesgaben den Augen der Welt sorgfältig entzogen habe. Ich halte diese Angaben für richtig, zweifle indeß nicht, daß **Mademoiselle de Clermont** das Werk der Frau v. Genlis gewesen, und daß sie es, wie sie sagte, in einer einzigen Nacht geschrieben. Sie zeigte uns das erste und einzige Manuscript dieser Novelle, darin sie nichts oder doch nur unbedeutend wenig gestrichen; es war ihr sehr werth, ganz aus ihrem ersten Frühling, ich glaube vom Jahre **1760**, sie hatte es, wahrscheinlich der Zeitverhältnisse wegen, **40** Jahre lang ungedruckt liegen lassen, und änderte nachher keine Silbe davon um. Die handelnden Personen, die Gegend, hatte sie selbst gekannt, sie vertraute uns, die Geschichte selbst sei eine gar nicht ungewöhnliche, der Herzog v. M. ein trockner, strenger, schweigsamer Mann gewesen, nicht schön, nicht bedeutend, und nichts weniger, als der Prinzessin geneigt. Gereizt durch seine Kälte, außer sich selbst gebracht durch sein abstoßendes Betragen, habe diese mit Gewalt seine Eroberung machen wollen, und dabei selbst Feuer gefangen. Ihren Anköderungen hatte er widerstanden, ihre Leidenschaft riß ihn hin. Er verheirathete sich heimlich mit ihr, bald darauf wurde er auf der Jagd verwundet, und starb, ohne daß sie an seinem Sterbelager erscheinen durfte. Eigentlich war dieser Tod ein Glück für Beide, sagte Frau v. Genlis, sonst würde ihre Glut gestorben sein und viel Widerwärtigkeiten ihre Tage vergällt haben. Sie bemerkte bei diesem Anlaß, daß sie noch immer junge, verwöhnte Mädchen aus den höhern Stän-

den kalten trotzköpfigen Männern, die ihnen Huldigung versagten, am geneigtesten gesehen, weil ihnen das Zuckerwerk der Schmeicheleien und Vergötterungen zuwider geworden. — Fr. v. Genlis gab uns bei der Erzählung der Geschichte des Fräuleins v. Clermont zu verstehen, ihr Bruder habe um die geheime Verbindung durch Auflaurer erfahren, und es sei kein Zufall gewesen, der den unwillkommenen Schwager aus dem Wege geräumt. — Soviel mir erinnerlich, ist auch eine leise Andeutung hiervon in die Katastrophe der Novelle übergegangen, und man könnte vermuthen, daß sie deßhalb 40 Jahre im Pult verschlossen blieb. Immerhin bleibt es fest stehen, daß dies Werk das einzige war, das sie von einem höheren Standpunkt aus genommen und mit Wärme geschrieben; es wird auch sicherlich leben bleiben.

Von ihren Reisen nach England erinnere ich mich aus dem Erzählten des einzigen Umstands, daß sie vom Herzog Philipp und den Verbündeten beauftragt gewesen, dort Anhänger und Freunde für die französische Revolution, die noch im Keime lag, zu gewinnen und jedem derselben, als Vereinigungszeichen, einen werthvollen dreifarbigen Ring von Brillanten, Saphiren und Rubinen zu überreichen. Sheridan sei einer der ersten und eifrigsten Anhänger der Revolution gewesen. **Et moi aussi, j'ai aimé la révolution, on pouvait l'aimer alors!** setzte sie hinzu — freilich war nicht vorauszusehen, daß des verhängnißvollen Bundesringes Rubinen flüssig werden und die Welt überfluthen würden. Die erste Sündfluth auf Erden war doch nur Wasser, die zweite Blut — wann wird sie verrinnen?

Der fast unverwüstliche Winter 1801, wo ich mir in meinem unheizbaren Zimmer die Hände erfror, war endlich

vorüber, und der Frühling brachte gute Botschaft. Frau v. Genlis wurde, wie oben erwähnt, eine schöne Wohnung im Arsenal bewilligt. In Frankreich findet des Ruhmes Sohn immer noch einen Stein, wo er sein Haupt hinlege, man kennt dort nicht stumpfsinnige Rücksichtlosigkeit gegen Wohl und Weh der Männer und Frauen, die der Nation Ehre gemacht. Dies hatte Frau v. Genlis gethan; ihre Schriften für die Jugend sind europäisch geworden, sie sind frei von den Auswüchsen, die ihre spätern Sachen verunzierten, waren durch Jahrzehende hindurch dem Zeitbedürfniß höchst entsprechend, und werden vielleicht nie einen gewissen nützlichen Einfluß und erheiternden Zauber einbüßen, den sie auf junge Gemüther ausüben. Frau v. Genlis las keine Zeitschrift und im Allgemeinen selten nur etwas Neues. Sie besuchte keine Künstlerwerkstatt, sah keine Sammlungen, nahm an keinem Kunstgenuß Antheil, erst manches Jahr später, als ihr lebhafter Pflegsohn Casimir sie, fast mit Gewalt, in gesellige und musikalische Kreise zog, wo sein Talent sich glänzend entfaltete, sah man sie dort. Er war bekanntlich ihr Schüler im Harfenspiel. Ihrer höchst schätzbaren Methode der Fingersetzung und Einübung der Hände, zuvörderst auf ganz kleinen, einer Kinderhand angemessenen, besaiteten klanglosen Maschinen in Harfenform verdankte er eine, bis dahin noch unerhörte Fertigkeit. Von Theorie wollte der lebensüberquillende Knabe nichts wissen, Fr. v. Genlis war sinnvoll genug, diesem ganz eigenthümlichen Talent seine naturgemäße Entfaltung zu gönnen; kaum hatte Casimir den Sieg über die Schwierigkeiten des Vortrags errungen, kaum das Instrument durchaus in seiner Gewalt, als er, der nie eine geschriebene Note ansehen wollen, aufhörte dar-

nach zu spielen, und selbst schuf; noch heut erinnere ich mich der namenlosen Ueberraschung, mit der ich ihm das erstemal zuhörte; in Versailles waren seine Uebungen, wie eben bemerkt, auf klanglosen kleinen Harfen geschehen. Schulgerechte und allerdings hochverdiente Harfenvirtuosen, deren Spiel von bewunderungswürdiger Schönheit, zürnten dem jungen Neuerer und verlangten Schule, Styl und Methode, sie wollten ihn nicht anerkennen. Wer aber von Allen, die unbefangen ihn hörten, wer von Allen, die sein Spiel in eine neue, nie geahnte Welt versetzt, wird es, bei einigem Nachsinnen, nicht zugestehen, daß Casimir den ersten, ja einen mächtigen Impuls zu frischer Umgestaltung musikalischer Schöpfung und Darstellung gegeben, Bande gelöst, die den Schwung der Phantasie hemmten und der Kunstwelt den Blick in Regionen erschlossen, die er zuerst begrüßt.

Beim Zusammentreffen Casimir's mit mir in Paris fand ich ihn als gereiften Mann wieder, glücklich mit einer sehr lieblichen Gattin und einem holden Töchterlein; sein junger Sohn war in der Schweiz. Wir besuchten zusammen George Sand, der Casimirs zufällige Aehnlichkeit mit Napoleon auffiel. Ein andermal von dem Allen, wir sind nun im Mai 1802, auf der Rückreise nach Paris, froh von Versailles Abschied nehmend. Ungern schied ich von der liebenswürdigen Familie Paraudier, doch diese war gleichfalls im Begriff, Versailles gegen Paris zu vertauschen; die werthe Familie v. Gräfe blieb indeß zurück. Der Obrist v. Gräfe war Gouverneur Sr. Königl. Hoheit des jetzigen Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, seine Gemahlin Erzieherin der jungen Prinzessinnen Schwestern gewesen; in Darmstadt erst erzählte man mir die Miseren, die dem Ehren-

manne zugefügt worden, um ihn und die Seinigen vom Hof und überhaupt zu entfernen.

Fr. v. Genlis hatte sich auf eine Wohnung in der Nähe des Louvre in einem der Nation (wollte schon damals heißen: der Regierung) gehörigen Hotel Rechnung gemacht, doch, entweder weil sie damals noch so gut wie unbegünstigt, oder weil kein anderer Raum offen war, wurde sie weit hinaus in das Arsenal verpflanzt, wohin 1802 noch keine Omnibus führten und wo die Brandstätte der Bastille, eine Zeile ihrer Lebensgeschichte, in der Nähe stand. Herrliche alte Bäume beschatteten zwei geräumige Plätze, die, durch eine Mauer und ein offenes Thor geschieden, am Ausgange des Gebäudes durch eine Treppe hinab nach der Seine führten, an deren Rand stets Nachen bereit standen, um zum jenseitigen Ufer, zum Jardin des plantes zu gelangen. Diese freundliche Stelle mit angenehmer Aussicht auf einen malerischen Theil des uralten Paris mit seinen Thürmen und Zinnen ist nun zu trostlos häßlichen Gebäuden verwendet worden, die sich, unwohlthuend dem Auge, dem alten Arsenalgebäude anschließen, nur vor den Fenstern des Bibliothekgebäudes besteht noch ein Gärtlein mit zierlichen Judée-Bäumen und prangenden Gold-Akazien; möge es Charles Nodier's gedankenreiches Haupt viel Frühlinge hindurch umduften! Mit welcher überfluthenden Erinnerungsfülle begrüßte ich 1832 das Arsenal nach drei Jahrzehnten wieder! Alles, alles blickte mich mit Augen der Vergangenheit an! Alexander Duval, der heitere, frische Greis, führte mich hinauf in mein ehemaliges Zimmer, nun von seiner talentvollen Tochter, Mad. Menissier, bewohnt. 1802 war es blos geweißt, zwei Stühle, ein Tisch, mein Koffer und

ein Bett ſtanden drin, jetzt war es freundlich umgeſtaltet, aber unverändert fand ich den alterthümlichen, hübſchen Kamin von ſchwarzem Marmor wieder und betrat wieder durch die Fenſterthür den kleinen umgitterten Vorſprung, der einen Altan bildet. Erſchaudernd gedachte ich des Augenblicks im Julius 1802, wo ich mich von dort herabſtürzen wollte — doch meine Mutter lebte noch, der Gedanke an ſie war mein Schutzengel. Späterhin wurde mir Troſt, Erquickung, und nie wieder hat die Verſuchung mich beſchlichen. Meine heftige Gemüthsbewegung beim Anblick dieſes Altans war Duval aufgefallen, ich verſchwieg nicht ihren Grund. An demſelben Tag wurde mir im Arſenal noch erzählt, auch ſie habe dort viel gelitten; man hatte ſie in einer kalten Nacht in Thränen auf der Treppe vor ihrer Wohnungsthür ausgeſchloſſen gefunden. — Arme Genlis! **Pauvre humanité!**

Nicht mit trüben Vorſtellungen, mit den angenehmſten Gefühlen war ich im Mai 1802 im Arſenal angelangt, waren doch, ich glaube 60,000 Werke in der Marquis de Paulmy'ſchen Bibliothek und bracht' ich zwei Augen mit, ſie zu leſen! Alle! Kein Zweifel! Meine erſte Sorge war, hineinzugehen. Da prangten die herrlichen Bücherreihen, wohlgeordnet auf zierlichen Geſtellen, in getäfelten, ſpiegelhell gebohnten, geräumigen Sälen, lange glänzende Tiſche in der Mitte, Polſterſtühle, wohlverſorgte Schreibzeuge waren nicht vergeſſen, um und um ſtanden ergraute Diener, jedes Winks gewärtig, mit dem Friedensblick und dem leiſen Redeklang, den Verkehr mit Büchern dem Weſen der Menſchen einprägt, unter Tauſenden müßte man dieſe Leute herauskennen. Einer der Diener hieß Etienne; — Sterne hätte

ihn geschildert, ich kann es nicht. Ich komme wohl noch auf ihn zurück, viel hatte ich ihm zu danken. Die Bibliothekare waren gleichfalls ergraut, die Bücher alt, aber vor den Fenstern blühte im Garten und drüben vom andern Ufer der Seine her der frische kühle Mai; zu den Fenstern drang er ein mit Düften, ich war durch die Thüre gekommen, meine Jugend mit mir, stand, wie aus den Wolken gefallen vor den freundlichen Greisen und den stillen Behältern des Geistes, kühle Cisternen, aus deren Tiefe mir Sterne entgegenfunkelten, daraus ich schöpfen wollte. Ich übertäubte sie mit Fragen und Bitten; auf meinen deutschen Redeton hin führten sie mich alsbald in einen etwas dunkeln Saal vor die Abtheilung, wo deutsche Dichter standen. Wieland! Seine Jugendgedichte! Seine Abderiten! Sie vor allen sollten neu aufgelegt werden, jetzt und vor allem in Baiern, wo es wieder so viel Froschbehälter giebt. Ich griff nach Cronegk's Gedichtsammlung und schlug sogleich sein Lied an die Karschin, ihr Lied an ihn bei Ersteigung des Brockens auf. Da ich mich unter der Fülle von Schätzen bei meiner Unwissenheit zu keiner Auswahl entschließen konnte, blieb nichts, als die freundlichen, verständigen Bibliothekare um Rath zu fragen, was ich denn wählen sollte, um Auszüge daraus zu machen? In ihrer Bestürzung schleppten sie mir ein Prachtwerk in Folio, die Plantes et Oiseaux de Surinam von Dlle. Mérian herbei, vermuthlich weil's doch Damenarbeit war und schöne Bilder drin zu sehen. Ich machte treuherzig meine Auszüge und verwunderte mich, warum ich denn keinen rechten Halt und Gehalt drin fände? Nachmittags ging's durch den Arsenalgarten die Stufen hinunter über die Seine in den Jardin des Plantes, den Frau

v. Genlis „le plus beau jardin de l'univers“ hieß und entrüstet war, daß er mich nicht entzückte, da mich der Garten des Luxemburg entzückt. Jener prangte mit den herrlichsten Bäumen, damals noch mitten im Felde, nur auf zwei Seiten von Gebäuden umgeben, dieser aber, dessen Pflanzenwelt mir unverständlich, bot nur magere Baumgänge dar und lag mitten im widerwärtigsten Chaos berußter Giebel und kothiger Gassen, nur einige bepflanzte Hügel am Ende des Gartens erfreuten den Blick durch die Fülle der Gewächse, um die Prachtceder vom Libanon her, wie huldigend geschaart, die bekanntlich einem kleinen Zweig von dort her entstammte. Was von Waldthieren sich in den grünen Gehegen erging, sah ganz zierlich aus, doch sie dauerten mich. Indessen gab es doch etwas für mich in diesen Räumen, Fr. v. Genlis stellte mich dem trefflichen van Spaudonk vor, der uns wohlwollend entgegenkam und sich erbot, mir Anleitung zum Blumenmalen zu geben. Der liebe, gütige Mann war so friedlich und heiter, wie das Fach, in welchem er seine Meisterkraft übte. Blumen und Schülerinnen füllten sein Stillleben aus, die Einen lehrten ihm, er lehrte den Andern, in seinem kindlichen Sinne war ihm Alles Blume, die wandelnden wie die gepflückten; zu seiner hochgelegenen Wohnung Spiegelfenstern blickte klare Himmelsbläue, wehten tiefgrüne Wipfel hinein, stiegen die Düfte der vollen Gartenbeete hinauf, als wollten sie die Schwestern grüßen, die um und um in krystallenen Bechern in den Zimmern standen. Van Spaudonk wählte eine der reizendsten für mich, die ich malen sollte, da man aber ohne einen Schein von seiner Hand nicht mit Blumen aus dem Garten konnte, schrieb er mir einen Zettel, den Schildwachen vorzuzeigen: „Lais-

sez passer une rose.“ Doch es wurde nicht viel mit allen diesen Arbeiten, die Sorge für meine Existenz verschlang Zeit und Kraft, Fr. v. Genlis hatte der Ausgaben genug, ich durfte ihr nicht zur Last fallen, und eine für mich taugliche Stelle fand sich nicht so leicht. Die Familie Ducrest wünschte mich mit sich nach Rouen zu nehmen, Georgette betrieb eifrig diese Angelegenheit, doch die Verhältnisse des Marquis Ducrest gestalteten sich nicht günstig genug dazu. Es war eine trübe, schmerzliche Zeit. Ich hatte bei Frau v. Genlis schon nichts mehr, als mein Zimmer und lebte von Obst und Brod; im Sommer und in so jungen Jahren kann man das. Es schmeckte mir prächtig, so voll Kummer auch meine Seele war.

2) Dorothea und Friedrich von Schlegel.

Ich glaube, es freute Schlegel, als ich ihn 1802 kennen lernte, daß ich so gar unwissend war, und er mich wie ein Kind in die Herrlichkeiten seines Reichs einführen konnte, indem er mir den Rockzipfel in die Hand gab und rasch vorwärts ging. Niemals verlangte ich still zu stehen, quälte ihn nie um Erläuterungen, sondern hörte gläubig zu, mit dem, selten erfüllten Vorsatz, über seine Worte nachzudenken. Rein lyrische Naturen sind vom Himmel zu verwöhnt dazu, genügsam kindlich nehmen sie hin, was ihnen geschenkt worden, und dünken sich reich damit.

Ach, könnt' ich nur noch ein paar Stunden wieder so selig unwissend sein, wie Jahre lang dazumal! Alles Neue regte mich an, erfreute mich, die Formen staunte ich an, in das Wesen der Dinge drang der ungeübte Blick nicht ein, vor lauter Lust schwieg der Trieb, sie zu ergründen. Frau

v. Genlis hatte sich schon satt über mich geärgert und mich aufgegeben, aber Schlegels freuten sich über mich, es war ihnen so etwas noch gar nicht vorgekommen. Ich glaube, sie würden mich zu ihren bloßen Ergötzlichkeiten dabei gelassen haben, wenn sie nicht wohlmeinend überlegt hätten, es könne doch so nicht bleiben, und würde in reiferen Jahren übel stehen.

In der letzten Zeit meines Aufenthaltes bei der Frau von Genlis befand ich mich in der verlassensten Lage von der Welt. Da kam Hülfe vom Himmel durch einen edlen Greis, Graf v. Echerny, den ich nur einigemal bei Frau v. Genlis gesehen und der niemals ein Wort mit mir gesprochen hatte; ich wußte nichts von ihm, als seinen Namen, Fr. v. Genlis hatte sich nie anders über ihn geäußert, als durch das Gesicht, das sie schnitt, wenn er angemeldet wurde, und durch ihren Ausruf „l'ennuyeux personnage!“ Dieser ließ sich bei mir ansagen und trat der Ueberraschten mit dem Ausdruck des herzlichsten Wohlwollens entgegen. Ich habe unlängst erfahren, sagte er mir auf Deutsch, daß Sie die Enkelin meiner guten seligen Freundin, der Karschin, sind; da komme ich denn, Sie zu bitten, den Rest des Sommers auf meinem Gütchen zubringen zu wollen. Ist Ihnen das lieb, so gehe ich sogleich zu Frau v. Genlis hinunter und erbitte Sie mir von ihr!“ — Frau von Genlis kam der Antrag gelegen, und schon der dritte Morgen nach diesem Tage wurde zur Abreise festgestellt. Von früheren Anleihen besaß ich noch siebzehn Sols, als ich getrosten Muthes in Graf Echerny's Wagen sprang und das Päckchen empfing, das mir der Bediente ohne Anstrengung hinreichte: sechs Hemden, sechs Paar Strümpfe, zwei weiße Kleider, einige Che-

miſetts, Röcke u. dgl., meine Bibel, die Gedichte meiner Großmutter, meiner Mutter, ihre Briefe, die der Fr. v. Berg, der Madame Jordan-Bocquet, Fräulein Mine und Henriette v. Knebel, Auguſte v. Hake, G. v. Alefeldt, Gleim, Stolberg-Wernigerode, Jean Paul — eine Seele voll Hoffnung und Vertrauen, eine unvergällte Anſicht der Welt und 17 Sols! O, ich war reich!

Graf Echerny war 72 Jahre alt, groß, von edler Geſtalt, mit feinen Zügen und großen geiſtvollen blauen Augen, Licht und Leben thronten auf der hohen Stirn, welche noch ungebleichte, leichtgekrauſte, bräunliche Locken mild bekleideten. Sein Herz war ſchweizeriſch bieder, ſein Verſtand bei Geiſtesreichthum und Vollgehalt, mit Kenntniſſen ausgeſchmückt, ſein Benehmen gewinnend durch Zartheit, Milde und Sitte. Sein anmuthig gelegenes Beſitzthum, an welches ein ſchöner Garten voll feiner Obſtſorten und wohlgepflegter Blumenbeete gränzte, trug das Gepräge beſcheidenen Wohlſtandes und ſinnig-heitrer Zierlichkeit. Es war der Sammelplatz vieler geiſtvollen Freunde, namentlich erinnere ich mich des gediegenen Boiſſy d'Anglas, des milden Meßmer mit dem kräftigen Körperbau eines Landmanns, den braunen, ſeelenvollen Augen, dem dunklen, natürlich-geringelten, bis an die Schultern reichenden Haar und dem ſchlichten blauen Ueberrock, deſſen Einfachheit des Schnitts ſeiner Art zu ſein ganz angemeſſen; ſeine Stimme war volltönend und ſanft, die ganze Erſcheinung durch Ruhe und den ſtillen Glanz des Geiſtes höchſt gewinnend. Er ſprach nicht viel, doch hauchte die Glut der Menſchenliebe, durch eigne Kraft bewältigt, wohlthuend aus ſeinen Worten hervor. Ich hatte nur durch Kotzebue's Spottluſtſpiel von ihm erfahren, um

ſo überraſchender ergriff mich ſeine Erſcheinung, deren Eindruck ich nur empfinden, doch mir keine Rechenſchaft davon ablegen konnte. Ehrerbietung flößte mir der Friede ſeines Weſens bei dem Ausdruck von Sieg des innern Menſchen über den Sturm des Geſchicks und die Bosheit der Welt ein. Wer irgend einen Fortſchritt der Menſchheit erzielt und befördert, den ſchlagen Neid und Dummheit an das Kreuz.

Ich litt damals an heftigem Kopfweh von einem Sonnenſtich, den ich im Hof des Arſenals empfangen, als ich ohne Hut, das Haar aufgeſteckt mit einem breiten ſtählernen Kamm in der Mittagshitze geſtanden; ich hatte einen dumpfen Schmerz am Haupt, faſt wie einen Schlag, empfunden und war bewußtlos niedergeſunken. Meßmer bemerkte bei der Tafel, daß ich keine Speiſen berührte; ich ſagte ihm, was mir widerfahren. Nach Tiſch legte er mir die Hand auf und magnetiſirte die leidende Stelle, rechts oben auf dem Scheitel, worauf alsbald der Schmerz verging und nie wiederkam. Vielleicht weil er meine Oberflächlichkeit ſah, begnügte er ſich, mir die Wohlthat zu erzeigen und ſprach nicht mit der kleinen, unbekümmerten Deutſchen von dem, was die Aufgabe ſeines, noch ſo vollkräftig blühenden Lebens war und das hohe Ziel künftiger Forſchungen werden mußte. — Noch manche bedeutſame Geſtalt war unter Graf Echerny's Gäſten; ich komme wieder darauf zurück. Seine Munterkeit belebte die Stunden, wo er Freunde um ſich her vereinigte. Oft gab er ein kleines Concert, er blies ſehr ſchön die Flöte und ſang einen trefflichen Tenor. Stets war er heiter, wohlwollend, geſprächig; ſeine Gaſtlichkeit hatte nichts Drückendes; an dieſer einfach, doch geſchmack-

voll besetzten Tafel fühlte sich jeder willkommen, jedem ging das Herz auf, denn kein Vorurtheil, keine Anmaßung des Bewirthenden störte die Behaglichkeit, und keine kleinliche Rücksicht auf Rangordnung demüthigte den Jüngern oder minder Vornehmen unter den Gästen. Dieser ehrwürdige Greis voll Jugendfeuer und Heiterkeit war ein Vermächtniß jener Tage, wo ein neuer Geist über die französische Nation gekommen, aus dessen Einflüssen die Umwälzung hervorgehen mußte, die, ursprünglich edel gemeint, durch fremdartige Einwirkungen jene schaudervollen, ewig bejammernswerthen Folgen hatte, deren Fluch auf Frankreich lastet. Aus der Nichtigkeit der Geistessclaverei, aus dem Götzendienst der Großen und Mächtigen, aus den Nebeln des Aberglaubens, aus den Pfützen der Heuchelei heraus sollte das bethörte, entsittete Volk, die verderbte Gesellschaft gerissen werden, Menschenwürde sollte wieder leben und gelten, dies war die schöne Seite des Bestrebens der neuen, so heftig und hinterlistig von der Gegenparthei bekämpften, in sich selbst durch unwerthe Mitglieder zerrütteten Schule. Graf Echerny hatte alle jene Männer gekannt, mit den Besten war er vertraut gewesen, Philosophie und Freisinnigkeit hatten ihn geistig angeregt, in ihrem innersten Sein wurden sie von ihm aufgefaßt und verstanden; er war ein Denker, der nach Klarheit rang, und ein Herz, das schön für Menschenwohl fühlte. Frau v. Genlis besuchte er bisweilen, weil ihn überhaupt Geist anziehen konnte; er ließ sie in Allem gelten, was in ihr glänzend und löblich war, sie aber war schroff und einseitig und verlangte die Menschen, wie sie glaubte, daß sie sein müßten, um dem von ihr als herrschend aufgestellten Bedürfniß der Zeit: Wiedereinfügung

der Räder in die alten Gleiſe, zu entſprechen. In ihrer Jugend der entſchiedenſte Widerſpruch von Allem, was ſie lehrte, wollte ſie nun in den Augen der Welt für das gelten, was ſie geprieſen, wollte ihren Kreis nach einer aufgeputzten Muſterpuppe der menſchlichen Vollkommenheit modeln, ja, ihre Nation darauf hinweiſen; wer darauf nicht einging, war ihr widerwärtig und langweilte ſie. Graf Echerny vor Allen war ihr ein Gräuel, denn ſeine blauen Augen ſtrahlten höher, wenn er von Jean Jacques ſprach, er nannte Voltaire einen großen Mann und äußerte, die Encyclopédie enthalte Treffliches in Fülle. Sie ſtellte ihn in ihrer Einbildung tief unter ſich und beehrte ihn nicht mit Widerſprüchen. Diatriben in ihren Contes moraux gegen die philoſophiſche Schule, gegen die Schriften der Staël wurden ihr zum Wetterableiter; Spott und Hohn, der ſie vielfach traf, prallte ab, weil ſie nichts leſen wollte, was gegen ſie geſchrieben wurde und von Niemandem Widerſpruch duldete; ſie war die verknöcherte Heuchelei, die gegen ſich ſelbſt zur Lüge geworden. Ich hatte damals und noch einige Jahrzehente darauf von dem Allen keinen Begriff, erſt aus den Ergebniſſen ihrer und den ihrigen verwandter Beſtrebungen, eigentlich aus den neueſten Zeitbegebenheiten, iſt mir das Verſtändniß ihres Weſens und Treibens klar geworden, und nur liebevoller traure ich um ſie, die meiner aufblühenden Seele Höchſtes und Heiligſtes war, und für die ich Heimath und Mutter in unſeliger Bethörung verlaſſen. Damals, als ich ſie aufgeben mußte, trauerte ich nur um ihre verlorene Liebe und um den Antheil der Schuld, die ich an dieſem Verluſt mir ſelbſt beimaß. Mich befremdeten die Ausbrüche ihres Zorns, wenn ſie vergebens verſucht hatte,

Mitgefühl für ihre Ausfälle gegen die philosophische Schule und gegen die Frau v. Staël in mir aufzuregen, denn nichts von dem allen kannt' ich, hatte nichts gelesen; diese Unwissenheit und sichtliche Abgeneigtheit, mich mit solchen Gegenständen zu befassen, flößte ihr, nebst der Regung des Unwillens auch noch Geringschätzung ein. Sie hielt meine Gleichgültigkeit gegen Alles, wozu ich nicht reif war, theils für Unfähigkeit, zu denken, theils für Verstellung, wie sie auch oft meine hingebende Sanftmuth „une fausse douceur" nannte. Da sie bald nach meiner Ankunft auf den besten Weg gerieth, mich zu hassen, schuf sie sich die Einbildung, daß ich ein wahres Ebenbild der Staël sei, alle ihre „Travers" habe, ermangelte aber nie hinzuzusetzen, „ihren Geist habe ich nicht!" Wenn sie guter Laune war, ergötzte sie sich nicht selten, den Gegenstand ihrer Qualen mit den gehässigsten Farben zu schildern, geschminkt, hochaufgeputzt mit bunten grellen Blumen, mit kurzen Röcken und langen, gelben Zähnen, mit großen, weit hervorgestreckten Füßen, hinten über auf den Sopha gelehnt, stets unbescheiden entblößt und mit Anmaßung gekleidet. Nun, dies (bekanntlich ganz falsche) Bild der Fr. v. Staël hatte keinen Zug von mir! Das war mein Trost. Späterhin zeigte sie sich huldigend gegen die Großmüthige, die ihre schreienden Anfeindungen und Beschuldigungen nie mit einer Silbe erwiedert; Mad. Recamier, der noch nie mißlungen, was sie erzweckt, und die viel Preiswürdigeres erlangt, unternahm und vollbrachte diese Ausgleichung, davon der Fr. v. Genlis Schrift Athénaïs à Coppet ein Denkmal geblieben. Wie mir in jenen Jahren bei den Vorwürfen den Fr. v. Genlis zu Muth war, kann man sich denken; ich war so jung und in meinen

tiefſten Gefühlen ſo bitter verletzt! Bei alle dem hatte ich Unrecht, zu Trotz einer Anhänglichkeit, die über ihrem Grabe fortdauert, Altar und Bild der Genlis in meinem Herzen umzuwerfen und alle ihre guten Lehren mir aus dem Sinn zu ſchlagen, deren Viele mir zu ſpät eingeleuchtet. Der Menſch hat am meiſten Unrecht, wo er das größte Recht hat; ſo toll das klingt, ſo wahr iſt es, und es galt für uns Beide. Sie konnte mich nicht erziehen, weil ſie mich nicht verſtand, ich konnte mich nicht von ihr erziehen laſſen, weil mich das blinde Verwerfen alles Guten in mir empörte, ich ſtieß Arznei weg, die mir zu bitter war. — Uebrigens gab es nachtheilige Zuträgerei von beiden Seiten, die jedes Verſtändniß unmöglich machten. Meine Thränen um ihre Liebe waren ausgeweint, als ich von ihr ſchied, doch ich täuſchte mich ſelbſt, wenn ich mich von ihr abgelöſt glaubte und mußte oft zu ihr zurückkehren, das erſtemal durch die unwillkürlich wiedererwachte Anhänglichkeit, ſpäterhin, nach wiedererfolgtem Bruch, durch Ereigniſſe getrieben. Ich berühre dieß nur im Vorübergehen, nur um zu ihrem Ruhm zu erwähnen, daß ihr Herz eine Stelle hatte, die zugänglich war, wo ein edles Mitgefühl waltete. In ihren Memoiren würde ſie meiner nicht ſo unfreundlich, und unrichtig berichtend über mich, erwähnt haben, wenn ſie mir nicht ſeit meiner Verheirathung wegen ſcheinbarer Vernachläſſigung gezürnt, und in meiner Entfernung von Frankreich, die ohne Abſchied von ihr geſchah, nicht einen völligen Ruin meiner Exiſtenz zu finden gewähnt hätte. Ich war ſchon 45 Jahr alt, als ich mich im 8. Band dieſer Memoiren, der mir eigends von Adelheid Reimbolt (Berthold Schwarz) zugeſchickt wurde, im Regiſter mit den Worten aufgeführt fand: Helmina,

jeune allemande qui fait des vers. — Ich schrieb ihr und stellte sie zur Rechenschaft wegen der durchaus unwahren Darstellung des Verhältnisses zu ihr, und zu Madame Recamier, doch ich legte den Brief zurück. Wozu mit einer Achtzigjährigen rechten? Zeit und Nachwelt unterscheiden leicht das Wahre vom Falschen, wo die Thatsachen so klar vor Augen liegen. Nicht lange nach Erscheinung der Memoiren der Frau v. Genlis schrieb mir Thereſe Huber voll Unwillens darüber, und versicherte, daß sie meine Sache geführt habe — das war einer so edlen Frau würdig, und ich danke es ihr im Grabe, doch habe ich diesen Aufsatz nie zu lesen bekommen. — Das Leben im Hause eines Mannes von so umfassender, ächter Bildung wie Graf Echerny, und in einem so geistvollen Kreise war mir zusagend, weil ich so überaus gütig und wohlwollend behandelt wurde, doch es ergötzte mich, ohne Fortschritte zu bewirken, ungefähr, wie ein herrliches Pianoforte, in eines Kindes Zimmer gestellt, das keine Musik versteht, und sich der einzelnen Akkorde erfreut, die es ihm mit ungeübter Hand zu entlocken weiß. — Es ging mir noch oft so, vielleicht immer im Leben.

Es war ein schöner Tag, an welchem Schlegels, von Graf Echerny eingeladen, Versailles besuchten. Für Friedrich von Schlegel war der Graf nicht vorgerückt genug in der Kenntniß des Neuesten, was die Welt seiner Ideen ausmachte, dagegen war sein Rheinwein, ein ächter Hochheimer, den er fleißig in die grünen Römer hineinperlen ließ, uralt, edel und feurig. Mir gefiel Alles in diesem freundlichen Wohnsitz, der Garten, die Bibliothek, in welche mich

der Graf einquartirt, eine schöne junge Schwedin, die in diesem Kreise weilte, mit ihrer Adlersnase, den rosigen Lippen, den goldenen nordischen Locken, und den geistvollen, tiefblauen Augen, selbst (und vor Allem vielleicht) mit dem Geheimniß ihrer Abkunft, das mir zu sinnen gab. Dann ihre ernste, milde, verständige Erzieherin, der zugleich das Haus eine wohlthuende Ordnung, und viel Annehmlichkeiten des Wohlbehagens für dessen zahlreiche Gäste dankte. Dann manche der Gäste selbst, die alle so freundlich an mir Theil nahmen, Fanny Beauharnais, die letzte Trümmer der Rococo's, für mich eine herzgewinnende Huldgestalt, denn sie zeigte mir Wohlwollen, sie betrachtete mich mit feuchten, gütigen Blicken, sie hatte Bücher geschrieben, und war Josephinens Tante. Auch lud sie mich ein, sie in Paris zu besuchen. Oft kam sie nach Versailles, doch die schönen Tage in Aranjuez gingen vorüber, zum 1sten Oktober rief mich die Nothwendigkeit, Vorbereitungen wegen der Herausgabe der französischen Miscellen zu treffen, nach Paris. Meine siebzehn Sols hatte ich noch immer, und außerdem meiner guten Mutter um Geld geschrieben. In meinem Besitz war ein gewaltiges Stück Bajonner Chokolat, ich sprang also so zuversichtlich wie vor 8 Wochen in den Reisewagen, kaufte mir Weintrauben, Brot und Zucker, kochte mir Morgens und Abends Chokolate, und reichte damit aus, bis das Geld aus Berlin kam. — Nicht lange blieb ich in meiner Wohnung place Beauveau, die noch bis ersten Januar mein gewesen wäre, Vanderbourg rieth mir, mich in Kost zu geben, seine Wahl war nicht die vortheilhafteste für mich, doch es war gut gemeint, was er that, wie ich denn überhaupt in diesem Freund des

vortrefflichen Schweighäuser einen der vorzüglichsten Männer jener Tage schätzen lernte.

Es war der Zeitpunkt eines Ueberganges, eines Entpuppens der Schwungkraft des Genius und Gemüths der Nation. „Das Beste, was die Franzosen bei ihrer Revolution gewonnen haben, ist eine Portion Deutschheit," schrieb Friedrich Schlegel. Dies Wort ist nun durch bald vier Jahrzehende bewahrheitet. Charles Vanderbourg verdankte seine Portion Deutschheit seinem Aufenthalt im gräflich Stolbergschen Hause. Die erste und einzige Glut seiner tiefen, reichen Seele erwachte in Deutschland, und blieb unter der Asche verborgen, unbekannt dem Gegenstand seiner stillen Anbetung; doch sie wirkte, was schöne Liebe in einer edlen Natur immer wirkt, was ihren göttlichen Ursprung beurkundet, Erhebung und Verklärung des Innern. Unsere fleischerne Aera kennt diese Liebe nicht mehr, die Bündnisse der Herzen haben nur selten noch einen Frühling, ihr Liebeglück schießt empor aus der Erde, wie das Zauberbäumchen, das Gauckler aus vorbereitetem Boden wachsen lassen, das schnell ergrünt, erblüht und Früchte treibt, doch sie fallen ab. Nicht das im Flug erhaschte, nur das lang ersehnte, schwer errungene Glück hat den höchsten, den bleibendsten Werth, und wenn einer Liebe auch kein günstiger Stern scheint, so ist sie selbst schon ein überschwängliches Glück, unabhängig von der Erde, ein Licht, in dessen Strahlen sich das ganze Leben verklärt. Vanderbourg lebte dem Andenken der seligen Tage in Deutschland, seine Seele war dort heimisch geworden, er war mehr Deutscher als Franzos, sprach, schrieb und fühlte echt

deutsch. Er hatte sich sehr auf den Umgang mit mir gefreut, doch ich war noch nichts, und er wußte nicht, wie sehr ich ihn durchschaute und schätzte, wir blieben uns also eigentlich fremd, wenigstens fern, wenn wir gleich oft zusammenkamen. Seine Uebersetzung des Laocoon von Lessing, und einiger anderer Meisterwerke, selbst seine Herausgabe der **Poésies de Clotylde de Vallon Chalys**, seine zerstreuten Aufsätze, seine Gespräche haben das große Werk der geistigen Verschmelzung beider Nationen mächtig vorbereiten helfen. Einige Pedanterie, die dem sonst trefflichen, noch vom alten Sauerteig anklebte, hinderte gleichfalls einen freien Austausch der Gedanken zwischen ihm und mir, und verdarb viel bei ihm selbst, der Pedant will Natur und Himmel meistern. Wäre ich förmlich gewesen, so war ich auch, was die Welt verlangt, dies aber lag nicht in meiner Natur, und war mir nicht anerzogen worden, in vieler Hinsicht muß ich das bedauern. —

Vanderbourg war einer derjenigen, wie mir nicht selten unter den Ausgezeichnetsten begegnet sind, die mit dem reinsten und wärmsten Wohlwollen im Gemüth sich dennoch abwenden, wo der Maßstab von Bildung, den sie sich zugerichtet haben, nicht passen will. Auch das ist eine große, eine schöne, eine überaus nothwendige Gabe, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und aus der Hülle den Kern herauszuschälen, Jeder sollte sie in sich ausbilden, so würde Niemand verkannt. Daß ich diese Gabe zu überwiegend in mir gepflegt, und bei, durchweg canaillösen Naturen den Schein des Schönen und Guten, den sie sich mir gegenüber gaben, gelten ließ, und mir dadurch erst kürzlich

laſtendes Mißgeſchick bereitete*), iſt kein Grund zur Reue, was ſchaden einzelne üble Folgen einer Handlungsweiſe, ſo wie die Triebfeder löblich iſt, und wie nichtig ſind die Anfälle der Bosheit ſo lange ſie den innern Frieden nicht verletzen können? Wer ein gutes Gewiſſen hat, für den ſind Widerwärtigkeiten ſolcher Art Vorſpiegelungen, wenn man herzhaft drauf losgeht, verſchwindet das Ungethüm, das uns dräuend die Zähne wies.

Dorothea von Schlegel war eine jener wohlwollenden, liebreichen Naturen, die in ſich ſelbſt den Glauben an das Beſſere im Menſchen ſorgfältig bewahrte, und dem Anſchein kein Recht über ihr Urtheil einräumte. Je mehr ich über ſie nachſinne, deſto größer und trefflicher erſcheint ſie mir. In dieſen Umriſſen werde ich die Züge ihres Bildes, die ich im Nekrolog in der Allg. Zeitung vom 29ſten Auguſt 1839 entworfen, wieder einflechten müſſen, denn ſie ſind die wahren und getreuen Umriſſe einer ſo denkwürdigen Geſtalt. Ich fühlte mich zu dieſer Schilderung berufen, um die Dahingeſchiedene vor der Schmach einer Heiligſprechung von der Obſcuranten-Partei zu ſchützen. Ihre Seele dachte an ſo etwas nicht, ſie wußte von keiner Parthei, ihr Leitſtern und Pilot war ihre Liebe.

Bei Frau v. Wolzogen war mir zu Muth, als läſe ich Agnes von Lilien, bei Dorotheen, als wenn ich den Florentin läſe, ſo treu ſind beide Werke Abdruck des Weſens beider Frauen, deren Eine ſich von Kindheit auf in den abgemeſſenen Kreiſen des Hoflebens bewegte, deren

---

*) Siehe meine Erläuterung in der Augsb. Allgem. Zeitung vom 13. Aug. 1838. u. a. Aufſätze von fremder Hand im Eremiten von D. Friedr. Gleich März und Decbr. 1839., wie mehrere andere Zeitblätter.

andre, Weltumseglerin, (im geistigen Sinne) Klippen und Untiefen durchschifft, frische Luft des Meeres, reiche Düfte der Waldufer eingesogen, und die Sterne einer fremden Zone funkeln sehen. Möchte doch die Fortsetzung des Florentin erscheinen! Dorothea hatte ihn mir als Vermächtniß versprochen, ganz aus freiem Antrieb, vielleicht hat sie es vergessen, vielleicht ist es ihr Leid geworden? Schon 1803 in Paris war das Meiste davon vollendet, und der zweite Theil viel schöner noch, als der erste. Als ich ihr in Wien davon sprach, wollte sie mir die Vortrefflichkeit ihres Werkes abstreiten, gerade wie Fr. v. Krüdener 1814 in Karlsruhe that, als ich ihr von ihrer Valerie und dem (nicht erschienenen) Roman Sidonia sprach; nur bediente sich Dorothea keiner herben Ausdrücke, sie sagte ganz einfach, nach ihrer gewohnten Bescheidenheit, der Florentin sei unerheblich, wogegen Fr. v. Krüdener äußerte: „Sie habe die Sidonia verbrannt, und verläugne die Valerie, denn wenn man die Herrlichkeit des Erlösers am Kreuz geschaut, wie ihr es zu Theil geworden, so sei alles Andere Staub und Koth, und verdiene nur mit Füßen getreten zu werden. Die Stunden alle, mit solchen Nichtigkeiten zugebracht, seien verschwendet und nur die zählten zum Leben, in denen man am Fuß des Kreuzes geweint, oder den Heiland verkündet."

Welches klare, fromme Gemüth erschaudert bei solchem Wahnsinn nicht? — Und was haben wir nicht Alles seitdem erlebt? Eine Erscheinung, wie diese, gemahnt mich an ein pechschwarzes, festzusammengeballtes Gewölk, wie man es oft am klaren, hellgestirnten Himmel schwimmen sieht, ohne daß sein Dasein Unheil zu verkünden scheint; lange schwebt

es still einher, doch urplötzlich entwickelt's sich wie ein Knäuel, Nebel verbreiten sich über die Erde, und Orkane verheeren die Flur. Des Menschengemüthes herrlichste Gaben, die von unbekannter Vergangenheit und von der Zukunft Jenseits Urkunde geben, sein Sehnen, sein Ringen, sein Ahnen, sein Schauen des Ewigen, sind sein Verderben, wenn sie diese Richtung nehmen. Der Sünder des Fleisches kommt zur Erkenntniß, der Sünder des Geistes diesseits nicht mehr, denn er ist von Hochmuth verblendet. Ein Mystiker und Pietist nennt sich einen Sünder in dem Sinn, wie sich der Papst den geringsten der Knechte Gottes nennt. Alle gemeinen Sünder sind ein trüber, alle gemeinen Pietisten ein gleißender Unflath, die reichbegabteren sind nur verblendet, und heucheln unbewußt, indem sie zugleich sich selbst belügen. Frau v. Krüdener war eine ursprünglich edle Natur, die Welt war ihrer Seele zu arm, ihr Flammenherz wollte in allen Lebensräumen das Höchste, das Herrlichste, aber im Sturm; ihr Durst nach Liebe, Bewunderung, überschwänglichen Weltgenuß, war unersättlich, und blieb ungestillt. Da flüchtete sie sich noch in blühenden Jahren in die unsichtbare Welt hinein, nahm Vorspiegelungen des aufgereizten Sinnes für Visionen, und hielt sich nun mit einem Male für erquickt, indeß die Fiebergluth sie mehr und mehr verzehrte. Gescheitert, aufgegangen in Wahnsinn würde sie sein — ihre Rettung war die Liebe, jene himmlische Liebe, welche erbarmend das Leid der Menschheit umfaßt. Sie wollte lehren, was sie beseligte, sie wollte helfen, wo die Armuth weint, alle diese Bestrebungen rissen die Verzückte aus ihren erträumten Himmeln, und gaben sie, wenigstens auf Zeiträume der Menschheit

wieder, knüpften sie unauflöslich fest an die Wirklichkeit, der sie sich zu entwinden gestrebt. Sie verkehrte mit den Gewaltigen und Reichen der Erde, um die Hungrigen zu sättigen, und die Nackten zu kleiden. Viel wurde ihr gewährt, vieles Gute geschah durch sie. Doch sie reichte nicht blos den Verschmachtenden das Mannah der Wüste, auch das Brod des Lebens wollte sie spenden, ihre Lehrstätte das offene Feld — Tausende strömten herbei, Tausende folgten ihr nach, lauschten bis tief in die Nacht ihren begeisterten Worten — aber Begeisterung ist in Augen der Behörde die ärgste polizeiliche Uebertretung, obwohl sie so wenig im Strafgesetz-Verzeichniß steht, wie in Sparta der Vatermord, „weil er unmöglich sei!" Mehr, als bekannt geworden, wußte Frau v. Krüdener erdulden, aber die Behörde konnte ruhig sein, denn keine Widersacherin der öffentlichen Ordnung und Ruhe ist die Begeisterung, die ihrer Jünger Sinn für das Irdische abgestumpft, und ganz ungetheilt dem Himmel zuzuwenden strebt. Diese verwirrt nur die geistige Welt, durch sie zerfallen Leib und Seele in zwei ganz abgesonderte Wesenheiten, dergestalt, daß der irdische Theil dem Gang der Dinge, der hergebrachten Norm sich um so lenksamer fügt, als der geistige Raum und Muße bedarf, ungestört fortzuträumen. Diese große Wahrheit hat sich Bahn gebrochen. Zeuge deß sind Gegenden, wo all' die Geister, die des Volkes gesunden Sinn zu umnebeln trachten, losgelassen worden, und noch immer keines Erlösers Gebot die unsaubre Heerde, in die sie gefahren, in den See getrieben. Ich komme noch auf Frau v. Krüdener zurück, denn Dorothea machte mich 1803 mit ihr bekannt, und ich kam fast täglich mit ihr zusammen. Ich war von

ihr sehr eingenommen, Dorothea hingegen spähte hie und da Blößen aus, über die sie sich mit eigenthümlich heiterm Witz zu ergötzen pflegte. Friedrich übte noch weniger Nachsicht, er war der abgesagteste Feind aller Verworrenheit und Ueberspannung. Die ätzendsten Laugen bittern Spottes goß er über einen jungen Romantiker aus, dessen Name hier überflüssig. Der Gedanke an ihn war Schlegels Geistesfieber, und schüttelte ihn durch und durch bis zur wildesten Ausgelassenheit der allerüppigsten Kraft. In solchen Stimmungen schrieb er Saturnalien, die er im vertrauten Kreise vorlas, und wahrscheinlich verbrannt hat.

Noch in blühenden Jahren, und ganz erfüllt von seiner Bestrebungen Gluth und Gewalt, kam Friedrich von Schlegel 1802 nach Paris, das er sich als Pflanzschule europäischer Volksbildung dachte, zu welcher dort alle Quellen vorhanden, alle Elemente vereint.

Es blieb auch Niemand weg, was sich nur regen konnte, strömte hin und schöpfte Belehrung; Urbanität, wie sie zu überbieten unmöglich, und vielleicht nirgend sonst geübt wird, waltete bei Zulassung zu jenen aufgehäuften Schätzen der Kunst und des Wissens; hätte Schlegel in Paris studiren wollen, so gab es damals keinen geeignetern Ort, aber er wollte lehren, und darin scheiterte er gewaltig; heut zu Tage würde er willkommen erscheinen, denn es ist ein neues, ein wiedergeborenes Paris, dessen Geistesauge, von Hüllen befreit, und für die Schönheit erschlossen, sie nun in allen ihren Gestaltungen huldigend erkennt. Damals war jedoch in Paris das Bedürfniß des Fortschrittes, das jetzt alle Pulse des geistigen Lebens regt, noch schlummernd, das Wesen der Poesie lag allen Begrif-

fen fern. Den Begriffen der Pariser Schöngeister standen Goethe, Schiller, Klopstock, Wieland, Kotzebue, und A. Lafontaine auf derselben Höhe. „Ihr Sinn war zu, ihr Herz war todt.“ Sie blickten mit Dünkel auf die Erzeugnisse ihrer blühenden, romantischen Vorzeit, und anerkannten nur das Jahrhundert Ludwigs XIV. und Voltaire. Von Letzterem hörte ich oft sagen, daß er sich aus dem Dunghaufen Sheakspeare's Perlen herausgelesen! Der wortspielende Friedrich Schlegel machte sich oft lustig über französische Dichter, er übersetzte den Namen Voltaire in „Schweige Dieb!“ und freute sich, daß das französische Triumvirat von Dramatikern Corneille, Racine und Voltaire, Krähe, Wurzel, Schweige Dieb heiße.

Die Pariser hatten ein dunkles Gefühl davon, daß das Feld dieser ihrer Heroen abgemäht sei. Mitten in ihrem Stolz auf sie betrübten sie sich über ihre Unerreichbarkeit, der großen Staël war es aufbehalten mit der Wünschelruthe die Stelle im Volksgemüth zu treffen, wo die verborgenen Quellen der Erkenntniß still gefluthet. Ihre nicht wirkungslos gebliebenen Vorgänger waren Charles Villers, und de Gérando, so wie Huber's, Bitaube's, Vanderbourgs und andrer Uebersetzungen deutscher Poesien, und des Werther. Eine Stiftsdame, Freiin v. Kurzrock war 1801 nach Paris gekommen, um Klopstocks Messias zu übersetzen, ich habe sie nicht gekannt, sie wurde mir als höchst eigenthümlich geschildert. Freimüthig, männlich, wacker und feurig, nicht allzu jung, und nicht allzu schön, sei sie als Missionarin deutscher Poesie von Haus zu Haus gegangen, und habe Gesänge aus dem Messias mündlich, nicht im besten Französisch, noch im Pariser Redeton erläuternd vorgetragen, und

nicht begreifen können, warum nun nicht alles für die unsterbliche Dichtung fühlte wie sie? Nicht mit Hohn, nur mit gutmüthigem, fast unmerkbar ironischem Lächeln wunderten sich die Pariser über dies Beginnen — mich rührte es tief. Ist dies nicht die Geschichte aller, die früher, als ihre Zeit, Wahrheit erkennen und lehren? Was aus der Chanoinesse geworden, weiß ich nicht; doch ich habe in ihrer Uebersetzung gelesen, und glaube mich zu erinnern, daß sie so gut war, wie nur Klopstock im damaligen bis zur Muthlosigkeit conventionellem französischen Styl sein konnte; George Sand würde ihn schon besser fassen, und Frankreich mit ihr. Immerhin gehörte auch diese Bestrebung in das große Vorbereitungswerk mit hinein. Auch Fr. v. Krüdener war eine Vorgängerin der Staël, sie hatte in ihrer Valerie zuerst etwas vom deutschen Genius ausgehaucht, durch sie zuerst in Frankreich erklang der Name Ludwig Tieck. (Der Bildhauer Tieck war in Paris schon bekannt, und den dasigen Künstlern werth und höchst schätzbar geworden, als er dort studirte, Lorenzo Bartolino sprach oft von ihm, und seinen Arbeiten, die er lebhaft pries.) Schweighäuser, der beider Sprachen sehr mächtig war, schrieb lieber Deutsch als Französisch, er war auch mehr Philolog als Dichter, und seinem gesunden, heitern, belebten Sinn lag das classische Alterthum näher, als die catholizisirende Romantik der neuen Schule. Schiller und Goethe waren ihm über Alles theuer. Er, so wie französische Freunde deutscher Poesie, und Deutsche, die in Paris lebten, Graf v. Schlabrendorff, Graf v. Röderer, Cramer u. A. schufen, fast absichtslos mit an der Umschmelzung spröder Elemente, die der deutschen Natur widerstrebten; ich übergehe Manches, und will nur noch erwähnen, daß Zschokke's Abellino, Kotzebue's

Misantropie et Répentir, Schillers Brigands mit unendlichem Zulauf gegeben wurden, doch nur Kotzebue's Werk erlangte die Ehre auf dem Théatre français de la république vorgestellt, und mit den Thränen der vornehmsten schönen Eulalien in petto beperlt zu werden, die andern wurden auf den Bühnen geringeren Ranges abgewüthet, und, theils mit ihnen, theils späterhin, eine Menge Effektstücke, sowohl in Nachbildungen als verkappt, als ächte Kinder französischer Abkunft untergeschoben. Man kann sich nichts Verworreneres denken als die dazumal allgemein herrschenden Begriffe von unsrer Literatur; Geßner stand als ihr Glanzpunkt da, nicht sowohl weil sein Tod Abels als die erste Dichtung in dieser Art Nachhall erlangt hatte, und übersetzt war, als vielleicht auch weil sein Name sich noch am Leichtesten aussprechen ließ. Bei einer Gymnasial-Prüfung in Versailles fragte der Examinator: Quel est l'état de la littérature dramatique en Allemagne? Ein etwa achtzehnjähriger Schüler gab Antwort: Les Allemands ont quelques bonnes pièces, mais le goût n'y est pas encore. Beifall nickend, fragte der Professor weiter: Quels sont les auteurs dramatiques comiques des Allemands, les plus rénommés? „Klopstock et Kotzebue!" — Bon! sagte der Professor. Franzosen haben Nationalstolz, aber sie wissen nichts von dem schnöden Fremden-Haßgefühl, das selbst Deutsche von Deutschen eines andern Gebietes scheidet, gleichsam als gäbe es noch Deutsche mit andern Unterscheidungszeichen, als den durch Klima und Gewohnheit bedingten, mehr oder minder korrupten Dialekt gegen das reine Norddeutsch mit seinen mancherlei stets wohltönenden Mundarten. Mehr als je waren in Frankreich zu jener Zeit die Fremden willkommen, weil es ihnen so viel Herrlichkeiten

zu zeigen hatte. Das überfüllte Nationalmuseum mit wahren Phalaris-Oefen, dahin die ganze Pariser Bevölkerung Sonntags lief, sich zu wärmen, und nebenbei auch auf die Gemälde und Statuen blickte, weil Jedem zu Muthe war, als hätte er sie selbst erobert. Die Lastwagen voll erkämpfter Kostbarkeiten aus dem Vatikan, den Palästen der Pitti, der Este, die sie, unbekümmert um den Wandel der menschlichen Dinge, sich für ewig angeeignet hielten, voll aufgehäuft, schnell ausgepackt, der Schauluſt preisgegeben, bei jeder Abtheilung die Warnungstafel, **Citoyens, jouissez, mais ne touchez pas!** Die Künstler wehklagten über die **Rue Froidmanteau**, eines der kompendiösesten Waarenlager aller Gattungen Schmuz, das man jemals sah, wer von der **rue St. Honoré** aus nach dem Museum hinwollte, mußte durch; die glänzendsten Equipagen kamen, selbst am wärmsten und hellsten Sommertag vor dem Louvre an, als wären sie zum Spott durch den Morast geschleift worden, und wer zu Fuß anlangte, mußte den Savoyarden zollen, es bürsteten mehr solcher Reinigungskünstler vor der Museumspforte, als in München seit der Woche ihrer denkwürdigen Einsetzung durch den patriotischen Lutz in der Stadt herum müssig stehn. David und Gérard und wer sonst von Künstlern in Rom gewesen, beseufzte, daß der vatikanische Apoll nicht wie dort, von Oben beleuchtet, in einer schwarzumhangenen Nische stand, wo man rund herumgehen, und ihn in einiger Entfernung von allen Seiten betrachten konnte. Nun, der Sonnengott ist wieder im Vatican, schade, daß die Königin der Nacht auch wieder dort ihren Thron aufgeschlagen!

(Die Fortsetzung im nächsten Heft des Freihafens.)

V.

Deutscher Volksgesang am Niederrheine.

Von

Wilh. von Waldbrühl.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man Klagen ausschickt um das untergegangene heitere Volksleben des Mittelalters, daß man Untersuchungen anstellt über die Schifferstechen und Mummenschanze, über den Meistersang und die Faschingspiele, aber erfreulicher noch ist es gewiß manchem Sohne der Zeit zu vernehmen, daß jenes Leben des Mittelalters noch nicht so ganz ausgestorben, noch lustig fortleuchtet im deutschen Volksliede und seinen Liedertafeln, wie man mit gutem Gewissen alle Eichentische der Bauerhütten nennen kann, welche zwischen Rhein, Sieg und Ruhr je für Kirchweihtage blank gescheuert werden. In der Nähe der Großstädte wie innerhalb ihrer Wälle ist durch das Singspiel jedes Gedächtniß überfüllt, sind durch die neuen Liederdichter und Liedersetzer unzählige Tagesblüthen im Schwange, so daß kaum ein wandernder Maler oder ein fahrender Hochschüler einmal eins der alten Lieder vernommen, und im Herzen bewahrt hat. Sogar auf dem Lande selber werden die

altherkömmlichen Lieder schon seltener, und nach und nach durch die wandernden Leiermänner, durch den Orgelkasten verdrängt, welcher auch dort eben die Lieblingsweisen der letzten Oper feil trägt; aber dennoch hat sich von dem Alten ein reicher Schatz erhalten, weil eben die Weisen so zu sagen in Leben und Blut des guten Volkes übergegangen, die Worte ihnen eben aus der innersten Seele geschrieben sind, wie sie so leicht kein Singspieldichter erfinden und niedersetzen mag, wie sie gewiß nicht vorsätzlich von einem sogenannten Arbeiter für das Volk hingedrechselt werden können; der leichtsinnigere Fabrikarbeiter wohl, welcher sein ganzes Leben an einen Handgriff, an eine Fertigkeit setzt, lebt schon mit dem Laufe der Welt, lauscht einer umziehenden Orgel den leichten Sizilianer aus dem meyerbeerschen Teufelrobert ab, singt eine tänzelnde prikkelnde französische Weise nach, aber der ernstere Landmann, welcher vielseitig auf die Natur und ihre Wirkungen angewiesen, schätzt das Bleibende, und pflegt eben so wie seine von den Vätern überkommene Werkzeuge, Pflug und Egge, seine ererbten Lieder und Liederweisen.

Wie lang diese erbübertragende Väterreihe ist, wie weit diese Gesänge bis zu ihrer Quelle haben, ist schwerlich je auszumitteln, das aber ist mir klar, daß man die Lieder gewöhnlich für zu jung und neu achtet, daß selbst forschende Tonkünstler und Tonkundige nicht gehörig ihr hohes ehrwürdiges Alter in Erwägung ziehen. Alle Geschichtschreiber der Tonkunst gingen den Weg der Tongelehrten, von den alten Griechen und Römern, welche über Musik geschrieben, auf die Neueren über, welche auf die Berichte und Bücher über alte Musik die neue Tonkunst erbaut haben. Zwar ist

durch die Herrn Fetis in Brüssel, und Kiesewetter in Hannover das Verdienst der niederländischen Meister um die ganze neuere Tonkunst gebührend hervorgehoben, aber meines Erachtens der Grund übersehen worden, der einzige, welcher bewirkte, daß eben diese Meister in den Niederlanden erstehen konnten, daß die Tonkunst sich auf einmal nach ihnen bildete, wie sie in den früheren Jahrtausenden nie bestanden hatte.

Jene Niederländer sind nur groß, verdienen den Dank der Nachwelt einzig deshalb, weil sie zuerst dem Vorurtheile der Jahrhunderte entsagt, weil sie zuerst den deutschen Urstoff in der Tonkunst hervorhoben, die deutsche Gesangkunst, welche von jeher schon im deutschen Volke gelebt, aber von den Meistern verkannt worden, in die Wissenschaft einführten. Es ist bekannt, wie anerkannt, daß die christliche Kirche sich den redesingenden Gesang der Griechen aneignete, und in ihrem Gottesdienste diesen in die Abendlande, mithin auch nach Deutschland verpflanzte, wo dann beim Wiederaufleben der Wissenschaft durch die Kirche, jeder auch ihren Weg verfolgen wollte, so daß eben alle Meister nur von griechischer Musik träumten und schwärmten, nur von den verschiedenen Tonleitern faselten, und so die Kunst in der Kindheit, und mehr als dies im Argen zurückhielten. Die Mehrstimmigkeit des Gesanges liegt nur im deutschen Gemüth, war, was auch jetzt gelehrte Alterthumforscher sinnen mögen, den Griechen fremd, und ist noch allen Völkern fremd, welche nicht von deutschen Stämmen Anregung erhielten. Der heutige Grieche, der Morgenländer, Alle singen nach dem Zeugnisse der Reisenden blos einstimmig. Wie jetzt noch im einsamsten entle-

genſten deutſchen Gebirgsthale mehrſtimmig geſungen wird, wie jetzt jeder deutſche Bauer ohne allen Unterricht eine Geſangweiſe in der untern dritten oder ſechſten begleiten kann, ſo fand dieſes gewißlich ſtatt in den graueſten Zeiten, daher der mehrſtimmige deutſche Geſangfluß ſo alt iſt, als die deutſche Sprache. Wie daher die deutſche Tonkunſt in ihrer jetzigen Ausbildung in ihrer höheren Blüthe den vollſtimmigen Reigen das höchſte Leben entfaltet, ſo entzündete ſie auch ſchon im Keime die Herzen der Menge durch eben dieſen Reigen zu verwandten Flammen, und wirkte in ihrer Kindheit ſo kräftig und förderlich auf Volksleben und Volksbildung, als ſie es in der heutigen Blüthe thut, als ſie es thut, wo ſie noch in der Kindheit iſt, wo ſie noch reine Natur unter den Söhnen der Flur lebt. Es iſt ein eigner überraſchender Gedanke, daß ein Hauch, ein in wenig Worte gefaßter Menſchengedanke die Völkerdenkmale überlebt, welche aus den härteſten unverwüſtlichſten Stoffen gefügt ſind, daß unſere Lieder, unſre Weiſen die Irmenſäule, die Teutoburg überdauert haben *).

Ueberall im Vaterlande hat jedoch dieſe Erhaltung des Volksgeſanges nicht ſtattgefunden, ſondern nur mehr am Niederrheine um die Flüßchen Sieg, Wupper, Ruhr, wie auf dem linken Ufer um die Roer und die Ar. Der Grund liegt dem Forſcher wohl nicht weit. Am Rheine, und beſonders am untern Rheine erhielten ſich die deutſchen Stämme am reinſten, am volksthümlichſten. Dort gelang es nie einem fremden Eroberer ſich auf die Dauer feſtzuſetzen.

*) Wie denn das Lied: „Herrmann ſchlag Lärm an," aus derſelben Zeit zu ſtammen ſcheint.

Der habsüchtige Römer, der wilde Hunne streifte hier nur vorüber, und wenn auch der erstere wohl eine Burg erbaute, so mochte er nimmer den Sohn des Haines an dieselbe zum Verkehr knüpfen, sondern schaute sich bald in seiner Veste abgesperrt und bewacht, und schätzte sich bald glücklich, nachdem er die Steine Preis geben, sich nach wirthlicheren Fluren retten zu können. Am Niederrheine saßen von jeher die mächtigsten deutschen Volksstämme, Cherusker und Sikambrer walteten dort, wie nach ihnen Franken und Allemannen. Ja alle Stämme drängten sich zu allen Zeiten nach dem Rhein, als dem Lande der Verheißung, dessen Strom nie von ihnen als Deutschlands Grenze und schwache Seite, wohl aber als Deutschlands Herzader betrachtet wurde. An diesem Strome ragten die Pfalzen seiner gewaltigsten Herrscher, stand der Stuhl, auf welchem sie gewählt wurden von den Fürsten, in seinen Thalen lagen die Städte, wo man den Neuerwählten salbte, lagen wie Reichskleinodien noch alle die Stätten und Orte, welche vom Glanze alten deutschen Namens zeugen, welche uns unsere frühere Größe, die Herrlichkeit der Ahnen zurückrufen; kein Wunder also, daß auf diesem Grunde noch die alten Stammsagen sich unverkümmert erhalten, daß der Zauberklang des alten Liedes noch nicht verhallt ist, während an Elbe und Oder, wo schon slawische Stämme mit den germanischen sich mischten, auch die Erinnerungen wie die Klänge verwirrten, ja sich wechselseitig aufhoben, so daß erst in viel späterer Zeit dort der Gesang aufblühen mochte, daß von dem Alten nur weniges durch Anwanderer und Reisende dorthin übertragen werden konnte.

Merkwürdig ist es ebenfalls, daß am Niederrheine, wo

doch mitunter Mundarten herrschten, ja noch herrschen, welche von dem Schriftdeutschen so verschieden sind, als es immer die englische oder holländische Sprache sein mag, trotz dieser Mundarten nur in schriftdeutscher Sprache gesungen wird, daß nur wenige Ausnahmen von diesem Gesetze gelten und diese meist nur kleinere launige Liedchen betreffen, so daß die hie und da mitgetheilten größeren ernsteren Lieder in der Volksmundart spätere Uebertragungen sind, die, obgleich sie für das Volk geschrieben, beinahe gar nicht im Volksmunde leben. Wahrscheinlich suchte der Sohn der Natur im schriftdeutschen Gesange einen höheren Adel seines Liedes, wie er denn schon frühe durch den Kirchengesang und die Kanzelberedtsamkeit auf die schrift- und gemeindeutsche Sprache aufmerksam gemacht wurde; Gauwörter, Verstümmelungen und Sprachfehler sind daher in den niederländischen Liedern wohl zu finden, aber aus der Mundart haben sie sich seit unvordenklicher Zeit in die herrschenden Sprache umgebildet.

Was den inneren Bau und den Geist des Liedes betrifft, welcher am Rheine herrscht, so ließe sich nach dem Laufe des Flusses eine dreifache Gestaltung auffinden, und nach dem Ober-, Mittel- und Niederrheine auch drei abweichende Richtungen hervorheben, die natürlich bei dem bewegten deutschen Volksleben, bei dem häufigen Verkehre vielfach in einander übergegangen sind, so daß an der Quelle mitunter ein Lied der Mündung erklingen mag. Alle Lieder haben das gemein unter sich, daß aus ihren Weisen sich deutlich ihre Mehrstimmigkeit herausstellt, daß der Fluß des Gesanges sich in solchem Umfange bewegt, daß die übrigen begleitenden Stimmen unter der führenden bequemen Platz finden

mögen; dann zeichnen sie sich noch dadurch aus, daß sie gemeiniglich, was die Weise betrifft, wahre Lieder sind, die in fließendem Gesange den Inhalt der Worte wiederzugeben trachten, daß sie nicht wie die Gesänge mehrerer anderer Völker dem Tanze*) oder dem Sylbenfalle der Rede**) ihre Entstehung verdanken.

Am weitesten schreiten die Lieder der Quelle über diese eben gezogenen Schranken, indem sie, was den Umfang betrifft, wohl die Lieder aller anderen Völker übertreffen, und dazu vielfach in ihrer Bewegung den deutschen Volkstanz, den Walzer und Schleifer wiederspiegeln. Ihr Umfang jedoch gründet sich nicht auf die reine Bruststimme, sondern auf das sogenannte Jodeln, eine Singart der deutschen Alpen, ein vom Gebirgwiderhalle zurückgeworfener Gesang, welcher weit entfernt die Vielstimmigkeit wie andere umfangreiche Sätze zu verbannen, dieselbe durch das Brechen eines Akkordes zu erzeugen, dieselbe unwillkührlich hervorzuheben, oder doch anzudeuten strebt. Was den Wortinhalt dieser Lieder betrifft, so ist jener des Quellgebietes rein liedlich (lyrisch), indem alle das Gefühl des Augenblickes: Frühling, Liebeslust und Leid u. s. w. in mehr oder minder heiteren Lauten wiedergeben, ohne jedoch die Tiefe der Leidenschaft aufzurühren, woher sie dann auch wohl mit der leichteren Tanzweise zusammenfallen, auch immer in den sogenannten harten Tonarten sich bewe-

*) Bei den slawischen Völkern lassen sich selber die Weisen der Kirche auf ihre Volkstänze zurückführen.

**) So scheint mir die Musik der Griechen einzig durch die Maße der Sprache bedingt gewesen zu sein.

gen, welche sich eben sowohl zu einem kräftigen Flusse wie zu sprudelnder Laune, zu heiterem Scherze, hinneigen.

Um den Mittelrhein tönen immer noch die harten Tonarten, nur ausnahmweise die weichen, dafür ist aber der Liederumfang schon beschränkter, so daß die Mehrstimmigkeit hier nicht mehr im Tonbrechen, sondern in der Vereinbarung der Sänger bestehen muß; auch herrscht hier das Liedliche nicht mehr einzig im Volksmunde vor, sondern das Sagenlied beginnt sich im mehrstimmigen Gesange fortzuweben, die Vergangenheit in den Lauten und Dichterworten wieder aufzublühen. Von den Liedern des Niederrheins gilt dieses nur noch in höherem Maßstabe. Die Weise ist auch hier beschränkt und zur Vielstimmigkeit nicht nur geneigt, sondern sogar diese ist bei ihr erforderlich, dann ist unter ihnen die Zahl der weichen Tonarten überwiegend, welche tiefere Leidenschaften oder höheren Ernst rückstrahlen, und im Volksgesange um so ergreifender, ja durchdringender erklingen, da sie gewöhnlich vom Grundtone nach dem erst absteigenden eine volle Stufe messen, und nicht diese, wie in unserer neuen Tonleiter, durch eine halbe Stufe auflösen, welche Lösung sie meistentheils nur im Schlußfalle kennen. Ueberdem tritt bei ihnen wieder die Einzelstimme vielfältig hervor und wechselt mit dem vollen Reigen ab, welcher sich als Kehr- oder Reffreim (refrain) in ihnen wohl zuerst ausgebildet hat, und so in die neuen Singweisen vieler Völker deutschen Stammes übergegangen ist. Wie das Sagenlied am Mittelrheine schon mit dem liedlichen auftrat, so herrscht es am Niederrheine vor, und hat sich hier am ergreifendsten und

schönsten ausgebildet, ohne jedoch das Liedliche gänzlich auszuschließen.

Die Lieder beschränken sich hier am Niederrheine mehr auf den einsam Singenden, den im Felde pflügenden Burschen, die im Garten jätende Maid, während die versammelten befreundeten Kreise mehr die vielstimmigen Sagen ertönen lassen. Jedes Dörfchen hat seine Linde, oder seinen Ulmbaum, unter dem sich Abends nach der Feierglocke (dem sogenannten Heiligabendläuten) die Jugend versammelt, und einmal geschaart im Gesange übt; gewöhnlich ist der Baum oder der Platz schön gelegen, hat einen Berg oder Hügel, ein Flüßchen oder Wäldchen in der Nähe, welche eine schöne Aussicht gestatten oder dem Gesang eine gute Wirkung geben. Von da durchziehen dann die jungen Leute, wenn die Stunde der Ruhe gekommen, unter Gesang und Klang das Dorf und sagen sich dann gute Nacht bis zum kommenden Tage. Das gilt von den Werktagen, besonders denen der schönen Jahreszeit, da die rauhere dem Gesange im Freien minder hold. Unterbricht diese aber auch die Ständchen, so bietet sie dafür am wohnlichen Heerde reichlichen Ersatz, bietet in den Spinnstuben Liederkränzchen und veranstaltet dorten Verbindung mit der singenden Frauengemeinde, wahre Liederfeste; welche, wie die großweltlichen, das Dorf, ja dessen Umgebungen in Leben und Bewegung setzen. Ehe wir von diesen Festen reden, haben wir die Art des Gesanges etwas näher zu betrachten, müssen wir von der Mehrsträhnigkeit reden, wie sie an der Liedertafel oder vielmehr unter der Liederulme der Rheinländer üblich.

Der Männergesang erfordert vor Allem reiner vollklingender hoher Mannstimmen (der Tenore); wenn auch Deutschland gerade über keinen Mangel an dieser Art von Sängern klagen kann, so hat es doch Ursache, sie wohl zu beachten, und die vorhandenen nach Verdienst zu würdigen. In dieser Hinsicht gehen nun meine Landsleute dem großen deutschen Vaterlande mit gutem Beispiele voran. Zum „mehrsträhnigen" Gesange, wie sie recht bezeichnend den mehrstimmigen nennen, haben sie vor allen die Weise (di Wihs) den Ersten (den Ihsten) nothwendig, dem sie also auch alle gebührende Achtung zollen, der bei allen Gelagen und Zusammenkünften eine Art Vorrang genießt, welcher hinwiederum das Auszeichnende seiner Lage kennend, allen möglichen Fleiß anwendet, sowohl seine Stimme in Uebung zu erhalten, als auch die alten Lieder von andern Sängern abzulauschen, sich die Worte auswendig zu lernen, oder gar in einem kleinen Gedenkbüchlein einzutragen, daß er wie eine Art Tonangeber und Meister die kleine Gesellschaft lenken und leiten kann. Sind mehrere dieser „Ersten" in Gesellschaft, so wechseln sie in den Einzelstellen sich im Vortrage ab, und überbieten sich vielfältig im Wettkampfe oder singen die Stimmen zusammen und verstärken so den gewaltigen Sangreigen. Nicht minder steht aber auch der in Ansehen unter dem jungen Volke, welcher die zweite Stimme (die Zwett) zu singen versteht, welcher sich zu der Weise entweder die unterliegende Dritte (Terz) oder Sechste (Sexte) sucht, und darin den andern begleitenden Stimmen zum Lehrer oder Reigenführer dient, wiewohl diese naturbegabten Tonsetzer nirgends ganz fehlen, ja vielfältig so rein und zweckmäßig den Gesang begleiten, daß, wenn er

so niedergeschrieben wäre, der gebildete Tonsetzer selten etwas daran zu rügen oder verbessern finden würde; ja die Naturgabe ist in Deutschland, besonders in den Theilen, von denen ich rede, so verbreitet, daß man selten nur zweie denselben Gesang anstimmen hören wird, ohne daß sie nicht sich auch zweistimmig ihre Liedweise einrichten. In dem sinnigen Kreise darf zuletzt der nicht fehlen, welcher die Grundstimme singt, den die guten Leute sich recht bezeichnend den Baaß (Baß), den Anführer der übrigen, nennen; er weiß gemeiniglich seine Leute in recht brauchbaren Grundtönen ihres Wegs im Gesange zu leiten, und vor Allem einen tüchtigen völlig beruhigenden Schlußfall einzuleiten, worauf er sich nicht wenig zu Gute thut. Singen Frauen in solchem Liederkränzchen mit, so theilen sich diese theils der oberen Männerstimme zu, so daß die Weise dann in der Achten (der Oktave) verdoppelt wird und so heller und durchgreifender eintritt, theils verstärken sie auch wohl die begleitende Stimme, welche sie so gut wie Männer zu finden wissen; Alles mit solchem Ineinandergreifen, daß jeder, welcher nicht an solche Leistungen schon gewöhnt ist, überrascht wird, und daß selbst ein gebildeter Tonkünstler nicht unbefriedigt zuhorchen kann. Die Hauptliederfeste, von denen wir nun zu reden hätten, sind solche, an welchen gewisse Gesänge nach althergebrachter Gewohnheit gesungen werden, wie z. B. die Kirchweihtage, das Dreikönigenfest, der Fasching, die Pfingsten, und der Tag der Valentinchen, wo das Lied gewöhnlich irgend einen alten Brauch begleitet, also doch mehr Nebensache ist, daher auch weniger in der Ausführung und im Ausdrucke hervortritt; dann aber solche Feste, an welchen man nach Wahl und Stimmung frei in

den vollen Schatz hineingreift, und nun denselben im weiten Kreise der jungen Leute wiederklingen läßt. Diese Tage, die schönsten Festtage, welche meine Landsleute kennen, fallen meistens in die Herbstzeit, wenn die Landleute sich den Flachs für die winterliche Spinnerei oder die Gemüse zur winterlichen Nahrung bereiten, und heißen Brech- und Schwingtage, oder in Beziehung auf letztere Verrichtung Streuf- (d. h. Abstreif-) Tage.

Jeder meiner Leser wird die verschiedenen Handgriffe kennen, durch welche der Flachs durchschlüpfen muß, ehe er zum Spinnen geschickt und tauglich ist; alle diese Arbeiten können in Bausch und Bogen geschehen, gehen deshalb schnell von Statten, außer dem Brechen, dem Zerknicken und Ablockern des holzigen Stengels zwischen dem Baste der gedörrten Pflanze, und dem Schwingen, dem Handgriffe, wo der Bast so lange mit einem flachen Brettchen hin- und hergeschlagen wird, bis jede Spur des holzigen Stengels verschwunden, bis der Bast von allem fremden Stoffe gereinigt ist. Jedes einzelne Bündelchen erfordert hier einer sorglichen Bearbeitung, folglich würde ein Hausvater hierzu lange Zeit hindurch seinen ganzen Hausstand beschäftigen, oder eine bedeutende Anzahl fremder Tagelöhner dingen müssen. Er thut aber keines von beiden, sondern wählt noch eine dritte Auskunft. Er läßt durch seine Gattin, wie durch seine Töchter alle Frauen und Mädchen der Nachbarschaft nach der Masse des Stoffes entweder auf den ganzen Tag oder blos den Nachmittag einladen, und kann darauf zählen, daß jede Geladene zur bestimmten Stunde mit Schwingstock und Schwingstab erscheint, und ihm unentgeldlich auf's Fleißigste arbeiten hilft; er hat wei-

ter nichts zu thun, als seine Gäste mit den Landesgerichten einem Breie von Hirsen oder Reis, wie mit Pfannkuchen zu bewirthen, und ist sicher, daß keine einzige bereut zu der Arbeit gekommen zu sein; weil eben diese Arbeit durch einen hellen Gesang begleitet, durch nachbarliche Gespräche und Mährchen verkürzt und gewürzt wird. Vorzüglich ist der Schwingtag gegen Abend ein wahres Fest geworden, weil alsdann auch die jungen Bursche, selbst die Männer der Nachbarschaft sich eingefunden, der Arbeit zuzuschauen und an Scherz, Gelag und Gesang lebhaften Antheil zu nehmen.

Die für den Winterbedarf einzumachenden Gemüse, welche, um rasch bereitet zu werden, auch vieler Hände bedürfen, kosten dem Hausvater ebenfalls keine weiteren Auslagen, als eine Abenderfrischung für die nachbarlichen Gäste, und so helfen sich denn die Leute wechselseitig aus, und machen sich aus jeder Arbeit ein Fest; zwar werden auch zu dem Abstreifen der Rübchen meistentheils nur Frauen und Mädchen geladen, aber die Bursche drängen sich gewiß gegen Abend geschäftig mit ein, wissen recht behende mit dem Streif-Messer umzugehen, und gewiß noch behender alte Lieder und Sagen aufzuwecken.

So werden die Tage der langweiligsten beschwerlichsten Arbeiten den guten Landleuten gerade zu den schönsten Festen, deren sie sich Jahre lang entsinnen, worauf sie sich Monate vorher einladen und im Stillen freuen, worauf sie unter Spiel und Scherz nähere Bekanntschaften schließen, wo oft die heranwachsenden Geschlechter sich für das Leben lieben und binden lernen, so daß dem Menschenfreunde die einfachen Schwingtage liebere und denkwürdigere Feste blei-

ben, als jene Volksfeste, die man in den Großstädten einmal zu feiern sich vorgesetzt, als die leeren Bälle, wo geputzte Menschen sich die Hände in Glanzhandschuhen reichen, und zierlich nach dem Gezitter der Geigen drehen.

Es hat Liedermeister und Sänger gegeben, welche sich den schönen Namen Volksdichter zu erschreiben trachteten, und nun Lieder für Dreſcher und Pflüger, für Melkerinnen und Mäherinnen so natürlich als möglich dichteten, setzen ließen, und durch die ländliche Schule ins Leben bringen wollten; trotzdem ist es mir nimmer gelungen, im Volke einem solchen Liede zu begegnen, meine Landsleute hüten ihre Schweine, meine Landsmänninnen melken ihre Kühe, aber dabei denken sie wie homerische Könige und Königstöchter, welche das auch thaten, und noch wohl mit mehr Schwung und Einbildungsflug. Aus dem Stalle der Melkerin tönt wohl das Lied: „Es waren zwei Königskinder!" ꝛc., hinter dem Pfluge her: „Die Königstochter harrt so lang ꝛc.", während der Hofmann in seiner goldenen Halle sich müht seinen Festen einen Anstrich von Schäferei und Ländlichkeit zu geben. Die meisten Lieder des Niederrheins sind Sagen, Mährchenlieder, welche von den Sängern selber Leuschen*) (Lühschen), vollkommen der fremden Romanze entsprechend, genannt werden. Viele von diesen Leuschen sind Stammeigenthum des gesammten Volkes, und großentheils schon durch veröffentlichte Sammlungen z. B. durch das

*) Leuschen verwandt mit Lauschen Rauschen mit Laise (choral) und laisen laien lai (Geigen und Gesang). Lühsch heißt auch das Schilf, wahrscheinlich von dem durch dasselbe hervorgebrachten flüsternden Ton.

Wunderhorn, durch Erlachs Werk, bekannt, ſehr viele aber, wie ich vermuthe, nicht außer den Rheinlanden erſchollen, und von mir dort vielleicht zum erſten Male niedergeſchrieben worden. Mehrere werden von ganzen Reigen vollſtimmig geſungen, oder von einigen Vorſängern mit dem vollen Reigen abwechſelnd vorgetragen, daß ein Geſätz (wie ſie die Strophe nennen) von dem Ausſchuſſe, das Andere von geſammtem Schwarme angeſtimmt wird; andere dieſer Leuſchen werden aber blos von den Einzelſtimmen begonnen, ſo daß die andern Alle mit dem Kehrreime erſt einfallen, der entweder eine bedeutſame Wiederholung der letzten Zeilen iſt, oder einen dem Geſange fremdartig ſcheinenden Satz in das Ganze ſchiebt, welcher denſelben immerwährend durchbricht, zuletzt ſich in daſſelbe auflöſt und dann zu demſelben in ein wirkungsreiches, bald launiges, bald tiefernſtes Verhältniß tritt, dem erzählenden Fluſſe immer ein liedliches Gefühl entgegenſetzt. Zu den erſteren Liedern gehört die obenerwähnte Leuſche: „Es waren zwei Königskinder," welche ſchon vielfach in Sammlungen mit andern bekannten aufgezeichnet und mitgetheilt worden. Von den minder bekannten genügt es hier nur eins mitzutheilen, damit der Geiſt jener Geſänge, welche natürlich durch die lange Ueberlieferung vielfach Lücken erhalten, und Wortverwechſelungen erlitten, ſich klarer herausſtelle.

Es floh ein Ritter mit ſeiner Dam'
Sie flohen weit von Hauſe,
Sie flohen in einen finſtern Wald
Wo nie ein Menſchentritt erſchallt,
Vom Anbeginn der Welt.

Die Handwerkgeſellen bauten ein Schloß
Mit Mauern und mit Graben.

Als fertig Mauer, Schloß und Wall,
Da rief sie der Ritter in den Stall:
Sie sollten die Löhnung haben!

Der Ritter schloß die Thüre zu,
Und that den Stall anzünden.
Die Handwerkleute sind verbrannt,
Nicht einen Knochen man da fand,
Des Ritters Schloß zu verrathen.

Kannst du nicht in der Einsamkeit
Mein edler Ritter ruhen?
Kannst schlafen bei dem schönen Weib,
Genießen ihren jungen Leib,
Wer will dir Einhalt thuen?

So wie es dunkle Mitternacht,
So kommen die da Verbrannten,
Es pocht am Thore der Zimmermann,
Der Schmied, er klirrt die Stiegen heran,
Die wollen den Lohn sich holen!

Eine andere Art der Leusche ist die, wo einzelne Stimmen den geschichtlichen Theil (das heldische) vortragen, der Reigen dieselben aber, wie gesagt, mit einem liedlichen Rufe bald tief ernst, bald heiter, bald scherzhaft unterbricht; ich will von allen dreien Gattungen Belege anführen, welche meines Wissens noch nicht sehr bekannt sind. Ersteres Lied scheint auf die Gräuel des 30jährigen Krieges anzuspielen.

Drei Franzosen kamen wohl über den Rhein,
Ach mögt es anders sein! Gott läßt es geschehen!
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein!
Mächtiger Vater im Himmelreich!

Frau Wirthin hat sie ein fein Töchterlein?
Ach mögt es anders sein! Gott läßt es geschehen!
Die uns mag schenken Bier und Wein!
Mächtiger Vater im Himmelreich!

Feins Töchterlein das hab' ich gar wohl! Ach u. s. w.
Wie's eine Frau Wirthin haben soll. Mächtiger u. s. w.

Der Erste der sprach: Das Mädel ist mein, u. s. w.
Ich hab' ihm gegeben ein Ringelein. u. s. w.

Der Zweite der sprach: Das Mädel ist mein,
Ich hab' ihm gegeben mein Händelein!

Der Dritte sprach Halt! wenn ich nicht wär',
Wir wollen es theilen mit blankem Schwert.

Sie legten das Mädel wohl auf den Tisch,
Und theilten's wie einen gebackenen Fisch.

Und wo ein Tröpflein Bluts hinsprang,
Da saß ein Engelein und sang.

Und wo ein Englein saß und sang,
Da war ein Glöcklein das erklang.

Die Glocken läuten das Mädchen ein,
Die Raben sangen den Mördern ein.

Das Mädchen kriegte von Gold nen Sarg,
Die Mörder kamen wohl unter das Rad.

Jedesmal wird hier nach einer Zeile von dem gesammten Reigen die tiefernste Zeile wiederholt, wie denn folgendes Lied immer dieselbe heitere Ruhe zwischenschiebt.

Es stunden drei Rosen auf einem Zweig.
Schön ist der Sommer!
Drauf sang eine Nachtigall anmuthreich!
Schön ist der Sommer!

Und unter dem blühenden Rosenbaum. Schön u. s. w.
Lag eine Feine im tiefen Traum. Schön u. s. w.

Der Ritter kam hindurch den Wald:
Mein Rößlein, was machst du plötzlich Halt?

Was ſchimmert rothes durchs grüne Gras?
Als ob es Roſen in ihrer Pracht!

Was leuchtet darneben wie lichtes Gold?
Es ſind der Locken krausgekrollt.

Die Feine liegt da ohne Gewadd,
Wie ſie der Himmel erſchaffen hat.

Der Ritter meint da zu vergehn,
Hat nie ſolch herrlich Weib geſehn.

Der Ritter ſinket wohl auf den Grund,
Und küſſet der Feinen den ſüßen Mund.

Er küßt ihn herzlich und küßt ihn ſacht,
Bis daß die Feine vom Schlaf erwacht.

O Ritter, o Räuber! o weh! dein Kuß!
Daß ich nun immer weinen muß.

O Ritter, du Falſcher, was haſt du gethan,
Mein Ehr' mir genommen du böſer Mann.

O Maid ſo ſchöne, o Maid ſo hold,
Ich weiß es ſelber nicht, was ich gewollt!

Dein Schönheit hat ſo große Gewalt,
Da hat mein Herz nicht Stütz und Halt!

Verziehen ſei dir, mein Bettgenoß,
Doch künde Keinem was du genoß.

Dann ſprächeſt du nur ein einziges Wort,
So wär' ich auf immer von dir fort.

Der Ritter ging durch den Königsgart,
Die Königin ſchaut vom Söller herab.

Mein Ritter, du geheſt aus und ein,
Verſteheſt nicht meine Aeugelein!

Mein Ritter, du meiner Augen Licht,
Was herzeſt du, und küſſeſt mich nicht?

Ich herze und küſſe kein ander Weib,
Als der ich verlobet auf ewige Zeit.

Haſt du dich verlobet auf ewige Zeit,
Sag an, in welcher Halle die Maid?

Die Maid wohnt ſich in keiner Hall,
Unterm Roſenbuſch im grünen Wald.

Der Ritter ging unter die Roſen oft,
Die war da nimmer, auf die er hofft.

Und hab' ich verloren mein höchſtes Gut,
So will ich verderben mit Gut und Blut!

Er ſitzt zu Roß, ſprengt hoch auf den Stein,
Wollte ſich ſtürzen ins Meer hinein.

Halt an, mein Ritter, mein Lieber halt,
Die Feine harrt dein im Roſenwald!

Du haſt dein ſchnelles Wort gebüßt,
Die Braut auf ewig dein eigen iſt!

Von dem ſcherzhaften Kehrreim mag folgende Leuſche noch zeugen.

Kennt ihr nicht den Herrn von Falkenſtein?
Er hat drei ſchöne Töchterlein.
Trinket aus, ſchenket ein,
Bringet Bier, bringet Wein!
Heidi heidum!
Reicht den Becher nur herum,
Kennt ihr nicht den Herrn von Falkenſtein?

Und die erſte, die heißt Adelheid,
Gertrudchen heißt die andre Maid. Trinket u. ſ. w.

Und die dritte iſt die ſchönſte weit,
Sie geht bergauf zur Abendzeit. u. ſ. w.

Mein ſchönes Lieb, jetzt gehſt du heim,
Nimmſt mich nicht mit, ſo bleib ich allein.

Ich nehm' dich mit, wenn's Rosen schneit,
Wenn Mond und Sonn' begegnen sich.

Der rothen Rosen schneit es nie,
Der Mond begegnet der Sonne nie.

Ja, wenn nur schweigen könnt dein Mund,
Gingst in die Kammer mit zur Stund'.

Doch weil du nicht fein schweigen magst,
Bleibt dir der Riegel zu heut Nacht! Trinket u. s. w.

Wie gesagt schließet aber in diesen sinnigen Liederkreisen die Leusche das Lied nicht aus, sondern läßt es in seinen verschiedensten Richtungen entfalten, wie es dann bei diesen Festen welche aufzuzeichnen giebt, die alle Gefühle des Herzens in Anspruch nehmen. Lieder der Hausandacht, welche sich an den kirchlichen Ton anschließen, Lieder, welche das Vaterland, seine Freuden und Leiden singen, von denen wir eines hier aufführen wollen:

Auf zu Roß und fortgeritten
In das weite Gottesfeld,
Für das deutsche Land gestritten,
Das zu lange schon gelitten,
Jeder Mann sei hier ein Held!

Hörst du die Trompeten tönen,
Lebe wohl, herzliebster Schatz!
Bald denk' ich getreu der Schönen
Dort wo die Karthaunen dröhnen,
Auf des Kampfes blut'gem Platz.

Kehr' ich heim, wirst du die Meine,
Bist du meine holde Braut,
Muß ich im Gefechte bleiben,
Wirst du eine Thräne weinen,
Weil ich deiner Lieb' vertraut.

Liebe Aeltern, liebe Brüder,
Baut auf Gott mit festem Muth,
Wills der Herr, seyn wir uns wieder,
Wenn das Vaterland den Frieden
Sicher vor der Feinde Wuth.

Und nun blase du Trompeter,
Kameraden fröhlich singt,
Lasset unsern König leben,
Lang zu Aller Heile leben,
Daß ihm Alles wohl gelingt!

Weiter umfassen die Lieder Natur und Leben, wie dann mitunter recht schöne Liebeslieder gesungen werden, welche jedem Dichter Ehre machen würden, von denen wir auch eins hier niederschreiben.

Ei Mädel komm nur her, du bist mein,
Was bildest du, mein Knab', dir ein?
Ich will ein Schwänlein werden,
Will fortziehn von der Erden,
Der Teich,
Drauf will ich leben freudenreich.

Ich schwimme her, ich schwimme hin!
Hast dessen nimmermehr Gewinn,
Ich habe Netz und Garne,
Die sollen bald dich fangen,
Gar bald
Ruf ich dir loses Vöglein halt!

Ei Mädel komm nur her, du bist mein!
Was bildest du dir Knabe ein?
Als Fischlein will ich schwimmen,
Ich komm' zu Lande nimmer.
Der Fluß,
Darin ich fortan leben muß.

Ich ſchwimme her, ich ſchwimme hin!
Und dennoch haſt du's nicht Gewinn,
Ich habe eine Angel,
Die ſoll gar bald dich fangen.
Gar bald
Ruf' ich dir flinkes Fiſchlein halt!

O Mädel komm nur her, du biſt mein!
Was bildeſt du dir Knabe ein?
Als Täublein will ich fliegen,
Am Tannenwipfel wiegen,
Der Baum
Iſt wohl für mich der beſte Raum.

Ich wiege her, ich wiege hin!
Und dennoch haſt du's nicht Gewinn,
Mein Beil ſoll mir gar ſchnelle
Den Baum zu Boden fällen,
Gar bald
Ruf' ich dir ſcheues Täublein halt!

O Mädel, komm nur her, du biſt mein!
Was bildeſt du mein Knab' dir ein?
Als Lerche will ich ſchweben,
Mich in den Himmel heben,
Im Blau
Ich ſchon den Himmel offen ſchau'.

Ich ſchwebe her, ich ſchwebe hin!
Und dennoch haſt du's nicht Gewinn,
Ich will auf's Korn dich nehmen,
Will dir den Flügel lähmen,
Gar bald
Ruf' ich dir feines Lerchlein halt!

O Mädel komm nur her, du biſt mein!
Und muß es denn, mein Knabe, ſein!
Laß backen Hochzeitfladen,
Und alle Gäſte laden,

Wohl heut
Das dünket mir die beste Zeit.

Zunft und Zeche bilden wieder einen andern Abschnitt dieser Lieder, welcher vorzüglich an Jagdliedern reichhaltig ist, auch recht schöne Trinklieder aufzuweisen hat, dem sich die Schalk- und Spottlieder dann anschließen, in welchen nicht selten die rechte Laune sprudelt; als Beleg führe ich das Kirchweihlied an, in welchem die Belehnung bitter verspottet wird.

Herbei! Herbei! was Junggesellen sein!
Sie kommen schon herbeigeeilt,
Die Lehen werden ausgetheilt,
Unsere tollen Streiche
Gleiche
Kein im weiten Reiche.

Herbei u. s. w.
Der Hans kommt an auf einer Krück',
Er sei im Reich der Läufer flikk! Unsre u. s. w.

Der Henig fiel runter von dem Pferd,
Als Stallmeister sei der geehrt.

Der Benz, der immer toll und voll,
Der paßt zum Kellermeister wohl.

Ein Dieb, wie es noch Keiner trieb,
Sei uns als Richter werth und lieb.

Der Kunz, das lose Plaudermaul,
Sei uns als Beichtiger nicht faul.

Der Bartel mit der steifen Hand
Ist unser Schreiber wohlbekannt.

Und Gottfried ohn Sinn und Verstand,
Beherrscht als König das weite Land. Unsre u. s. w.

Den letzten Abschnitt bilden die Kinderliedchen, welche dann in das Gebiet der bloßen Reimlein und Sprüche hinüberspielen, in welchen sich keine deutliche Weise mehr herausstellt, die also mehr hergesagt als hergesungen werden.

So verhielt es sich mit dem Volksgesange vor Jahren, und verhält es sich noch in einigen Thälern des Niederlandes, allein das regere Leben, das im Vaterlande erwacht, schlägt immer größere Wellen und droht auch die letzten Ueberbleibsel hinwegzuschwemmen; daher würde eine vollständige Sammlung aller dieser Gesänge mit ihren Weisen nur erwünscht kommen. Von frühester Jugend an wurde ich schon aufmerksam auf diesen reichen Liederschatz meiner Landsleute, und brachte mir Alles genau zu Papier, was ich auf ihren Liederabenden, Schwingtagen und sonstigen Festen immer nur erlauschen konnte. Ein Fremder hat zwar nicht selten Mühe und Noth, die guten Leute zum Singen zu bewegen, muß sich hüten, mißverstanden zu werden, weil man schwer begreifen kann, daß rege Theilnahme für ihren Gesang vorhanden, weil sie vermuthen, daß man sich blos über sie lustig machen wolle, oder weil sie sonstige Absichten unterlegen, wie denn die jungen Bursche öfter eifersüchtig wurden, wenn ich die Lieder und Weisen ihrer Mädchen mir niederschrieb, sahen sie aber zuletzt die ungeheuchelte Theilnahme, so erwachte ihr Stolz, so sangen sie mir das Beste, das Schönste, was sie sich entsannen, daß ihr Schatz allmählig auch der Meinige ward. Als der verstorbene Kriegsrath Kretzschmer seine Sammlung ankündigte

und mich um Rath und Beistand ersuchte, sandte ich ihm Alles, was ich niedergeschrieben hatte, nachdem ich es vorher noch einer genauen Prüfung unterworfen, leider wurde der genannte tonkundige Sammler durch den Tod verhindert, das ganze Werk erscheinen zu lassen, er starb, nachdem erst (bei Gubitz Vereins-Buchhandlung in Berlin) acht Hefte erschienen. Freilich ist sein Werk nicht ganz, so wie ich es wünsche, es herrscht beinahe keine Ordnung in selbem, dann hat der Meister aus Unbekanntschaft mit dem Volksleben und den Erzeugnissen unserer jungen Tonsetzer, manches aufgenommen, welches nicht eigentlich zum Schatze des Volkes gehört, sondern nur vorübergehend von dem einen oder dem andern gesungen worden, aber dennoch erfüllt es mehr, wie ein Werk vor ihm, die Ansprüche, zu welchen man immer berechtiget. Damit das Werk nicht unvollendet bliebe, habe ich meine Hand geboten, und es bereits zu Ende geführt, dabei auch gerügt, wie dessen Mängeln abgeholfen, und in der Folge eine bessere Ordnung eingeführt werden mag. Durch die Vervollständigung dieses Buches würden nun dem Forscher die gesammten Lieder unseres Vaterlandes zur Einsicht vorliegen, würde er dichterisch wie tonlich dieselben ausbeuten und genießen können, aber dem Landmanne dürfte die Sammlung zu kostspielig bleiben, und das bunte Gemisch, wie es aus dem Volksmunde aufgeschrieben, nicht zuträglich sein; daher wäre für diesen, für Haus und Schule, eine billige Sammlung, in der Art der jetzt erscheinenden deutschen Volksbücher, sehr zu wünschen, in welchen man die schönsten Leuschen wie die schönsten Lieder, jedoch so, daß sie ohne Anstoß in der Schule gesungen werden könnten, in gereinigter Gestalt wiedergäbe. So

würden dann die schönen Lieder jedermann leicht zu erschwingen sein, würden sie noch lange Jahre, vielleicht Jahrhunderte die alten Feste und Feiertage verschönen und nicht von den flüchtigen Erzeugnissen des Tages verdrängt werden, nicht vor dem Geschrille der Leierkasten verstummen dürfen.

VII.

Oesterreichs Stellung

zu dem allgemeinen europäischen Staaten-System, dem deutschen Zollverein und den eigenen Völkerschaften.

I.

Diese dreifache Stellung darf nie aus den Augen gelassen werden, wenn man über die politischen Zustände des Kaiserstaates und seine Zukunft nur einigermaßen richtig urtheilen will. Der Süden, wegen seiner jetzigen Ohnmacht, und der Norden, wegen bundesrechtlicher Verpflichtung, kann ihm zwar vorerst keine Gefahr für seine physische Existenz bereiten; bedenklicher ist aber die Stellung des Ostens und Westens.

Rußland entwickelt im Geheimen eine große materielle Kraft, die bei einer so starken und homogenen Bevölkerung dem Kaiserstaate, wenn er allein dastände, allerdings gefährlich werden könnte. Allein die Interessen gegen jede russische Vergrößerung sind so stark, daß von dieser Seite eine nahe Gefahr nicht wahrscheinlich ist, da wenigstens England, wie früher, als treuer Alliirter, auftreten würde. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß Oesterreich

bei der größern Concentration seiner Bevölkerung den Russen vielleicht eine eben so starke materielle Macht entgegen führen könnte.

Unserer Meinung nach kommt die größte und dringendste Gefahr für Oesterreich von der westlichen Seite und namentlich von Frankreich her. Diese Gefahr haben auch seine Diplomaten richtig erkannt, aber nicht richtig berechnet. Die kräftige Unterstützung des Don Karlos, obgleich jeder Gebildete dabei von einer bittern Wehmuth wegen der Ströme vergossenen Blutes erfüllt wird, war politisch ganz konsequent. Spanien sollte dem Absolutismus erhalten werden, um im Rücken gegen Frankreich ein Gegengewicht zu bilden. Die Berechnungen der nordischen Diplomatie sind fehl geschlagen, und Spanien ist für das westliche System gewonnen, und hat eine glänzende Zukunft vor sich. Von nun an hat der Westen, dem Frankreich und England entschieden angehören, selbst in materieller Beziehung ein nicht mehr zu verkennendes Uebergewicht. Seine Kraft wird aber dadurch noch verdreifacht, daß es eines öffentlichen Staatslebens sich erfreut, und die Sympathie aller Gebildeten auf der ganzen Erde für sich hat. Daß bei einem öffentlichen Staatsleben, wo die Handlungen aller Beamten einer scharfen und nie erschlaffenden Kontrolle unterworfen sind, die Kraftentwickelung eines Volks stets größer ist, zeigt uns die alte und neue Geschichte zur Gnüge, ohne daß es einer besondern Ausführung bedurfte. Auch rückt der Einfluß des westlichen Staatensystems immer mehr vor, während der Osten von Jahr zu Jahr mehr bedrängt wird, und in seiner Bedeutung zurücktritt. Wenn auch nicht in materieller Beziehung drohend, doch in mora-

lischer Hinsicht höchst empfindlich ist die Stellung, welche der deutsche Zollverein, den man eben so gut einen politischen nennen könnte, Oesterreich gegenüber eingenommen hat. In allen den Staaten, welche dazu gehören, ist ein secundaires öffentliches Staatsleben allerdings vorhanden. Ganz Süddeutschland mit Sachsen im Norden huldigt unbedingt dem Repräsentativ-System, und auch Preußen hat sich seit den Kirchenwirren in seiner Verwaltung freiwillig geschärft und der öffentlichen Meinung genähert.

Der Zollverein hat wenigstens eine indirekte, wenn auch farblose Freiheit der Presse bewirkt, indem alle bedenklichen Schriften in einem andern Staate gedruckt werden, während in den Kaiserstaaten eine grabähnliche Stille herrscht. Besonders sind die kleinen Staaten hierin ziemlich liberal und sehen recht gut ein, daß, je größer die geistige Kultur in Deutschland, desto mehr ihre Existenz gesichert ist. Der höhere geistige Verkehr im deutschen Zollvereine sticht daher sehr grell ab gegen die Stagnation in Oesterreich, welche aber, wie wir weiter unten zeigen werden, bis jetzt ganz consequent und politisch richtig berechnet war.

Noch bedenklicher und beinahe eine Lebensfrage bildend ist die Stellung Ungarns zum Kaiserstaat. Ein Drittel der Bevölkerung, welches sich im Besitze des fruchtbarsten Theiles der Monarchie befindet, genießt eine der liberalsten Verfassungen des Mittelalters. Die parlamentarische Macht liegt zwar nur in den Händen einer Kaste, allein der ungarische Adel hat gerade auf dem letzten Landtage bewiesen, daß er die Rechte der Menschheit in seinen Mitbürgern nicht zu verkennen entschlossen und sie zu

erweitern nicht abgeneigt ist. Diese Nation hat schon jetzt eine so imposante Stellung eingenommen, daß die höhere Vollendung ihrer Nationalität mit den bisherigen Mitteln nicht mehr aufzuhalten ist.

Zu allen diesen Nachtheilen kommen noch die Elemente des Liberalismus, die überall eindringen und deren Zurückdrängung von Tage zu Tage unmöglicher wird. Alle übrigen Völker der Monarchie möchten auf diesem Wege wie Ungarn ihre Nationalität geltend machen, da ihnen auf einem andern die Erlangung eines öffentlichen Staatslebens unmöglich gemacht wird. Die Ausbildung der verschiedenen Nationalitäten würde aber die Einheit des Kaiserstaates zerstören und die Macht der Centralgewalt gänzlich lähmen. Um beide ungeschwächt zu erhalten, mußte Oesterreich, wie bisher, zu einer hermetischen Sperre nach Außen greifen und im Innern jedes bewußte Nationalleben tödten. Was es dadurch auf der einen Seite an Kraft verlor, gewann es auf der andern an Sicherheit und Einheit der Handlung. Dies System läßt sich aber nur so lange rechtfertigen, bis man im eignen Lande keine siegreiche Gegner, wie die Ungarn, hat und dem Auslande an Kraft überlegen ist. Beide Verhältnisse haben in neuerer Zeit seit des Don Karlos Sturz, seit dem Eintritt des parlamentarischen Ministeriums in Frankreich und seit der nicht mehr aufzulösenden Verbindung der französischen und englischen Nation ganz aufgehört; mithin muß auch nothwendig eine Aenderung des österreichischen Systems eintreten. Wir sind von der Klugheit der österreichischen Staatsmänner überzeugt, daß, wenn sie einmal diese Richtung einschlagen, sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben werden. Uebrigens liegt

darin auch nicht die allergeringste Inconsequenz. Da sie das Wohl ihres Vaterlandes aufrichtig wollen, so müssen sie auch von den gegebenen Zuständen Europa's ausgehen und können nicht, während Alles sich um sie verändert, und zu einem öffentlichen Staatsleben sich wendet, stehen bleiben.

II.

Es wäre tadelnswerth, auf der einen Seite ein Regierungs-System nicht mehr den Zeitverhältnissen für angemessen zu erklären und auf der andern es unterlassen, ein besseres, das zugleich auch ausführbar ist, anzugeben. Daß Oesterreich keine Repräsentativ-Verfassung wegen der vielen Nationalitäten haben kann, ist schon längst von allen besonnenen Publicisten, unter andern auch vom Professor Dahlmann, anerkannt worden. Allein das Repräsentativ-System macht nur einen Theil des öffentlichen Staatslebens aus, das allerdings in solchen Ländern einen großen Werth hat, wo es mit Aufrichtigkeit ausgeführt wird. Sein hoher Werth bestehet unter dieser Voraussetzung besonders darin, daß die Volksvertreter die Regierung durch Verweigerung der Steuern zur Annahme ihrer Grundsätze zwingen können. Allein nicht minder werthvoll sind auch die anderen Theile eines wahrhaft öffentlichen Lebens, wohin vorzüglich die Freiheit der Presse und die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und der ganzen Administration gehören. Wenn wir uns recht erinnern, so hat auch ein hoher österreichischer Staatsbeamter in seinen Briefen an den badischen Minister Freiherrn von Berkstädt, den großen Unterschied zwischen einer Karte und einer Konstitution schon längst anerkannt

und besonders hervorgehoben, und der ersteren sich nicht so sehr abgeneigt erklärt.

Um ein öffentliches Staatsleben zu gewinnen, braucht daher Oesterreich nur eine Karte unter dem Namen des Kaiserrechts, welches alle bisher erprobte Garantien und Rechtsgrundsätze enthalten muß, zu erlassen. Seine Basis darf nicht ängstlich abgemessen sein, weil es für alle Provinzen bindende Kraft haben soll. Wie Ludwig der XVIII. die Bewachung der französischen Karte der National-Garde anvertraute, muß die pünktliche Ausführung des Kaiserrechtes einem obersten Gerichte, dessen Mitglieder vom Volke in Vorschlag zu bringen sind, anvertraut werden. Diese wäre eine ganz alte germanische Einrichtung, da in mehreren deutschen Staaten die Stände das Präsentationsrecht zu den obersten Tribunälen bis zur Stunde ausüben. Wäre man erst über die Nothwendigkeit eines solchen obersten Gerichtshofes einverstanden, so würde die Ausführung der Details keine besondern Schwierigkeiten mehr darbieten. Das Kaiserrecht müßte aber die besondere Bestimmung enthalten, daß jeder Staatsangehörige die Verletzung desselben, ohne irgend erst eine Legitimation nachzuweisen, vor den Gerichten verfolgen dürfte. Die actiones populares der Römer, die im Alterthum so sehr zur Belebung des Volkslebens beigetragen haben, würden auf diese Weise wieder ins Leben treten.

Wie in England jede Polizei-Stube öffentlich ist, müßte auch die gesammte Administration einer unbedingten Oeffentlichkeit unterworfen sein. Zu diesen Einrichtungen müßte eine vollständige Preßfreiheit sich gesellen, welche allein geeignet ist, alle diese Institutionen mit wahrer

Lebenskraft zu durchdringen und vor dem Verfall zu bewahren. Dem Mangel an Thätigkeit der Presse ist es besonders zuzuschreiben, daß die ständischen Verfassungen des Mittelalters, ihrer großen Vorrechte ungeachtet, von der schleichenden Beamten-Willkühr nach und nach vernichtet worden sind, und manche Dynastie schuldlos in ihren Abgrund hinabgezogen haben. Nur auf dem Wege eines öffentlichen Staatslebens kann Oesterreich hoffen, dem Westen mit Glück zu widerstehen und die erwachten neuen Ideen unschädlich zu machen. Nur auf diese Weise kann es sich mit den übrigen deutschen Staaten in wissenschaftlicher Beziehung ganz ausgleichen und diejenigen Sympathien im gemeinschaftlichen Vaterlande gewinnen, die es beinahe schon ganz eingebüßt hat. Nur wenn es sich auf diese Weise höher als alle Nationalität stellt, kann es hoffen, die prädominirende Nationalität der Ungarn unschädlich zu machen, und nach und nach zum Wohl des Ganzen zu bewältigen.

Für Oesterreich giebt es unserer Meinung nach kein Laviren, kein Juste-Milieu. Es muß den Extremen folgen, entweder ganz gesperrt oder ganz offen sein. Das geschickte Schachbieten einer gewandten Diplomatie, hört in der neuern Geschichte, wo nur die Völkerzustände und nicht mehr die Personen den Ausschlag geben, ganz auf, eine zeitgemäße Operationsbasis zu sein. Eine breitere Grundlage muß gesucht werden, und diese kann keine andere sein, als das auf der reinen Vernunft gegründete Kaiserrecht, dessen pünktliche Ausführung den durch das Volk gewählten öffentlichen Gerichten und der freien Presse anvertraut wird.

Die josephinischen Grundsätze, die leider nur zu früh und zu rasch zur Ausführung kamen, sind jetzt auf dem angegebenen Weg zu verwirklichen. Jedes fernere Beharren in dem bisherigen System muß mit der Zeit Verderben bringen. Wir erinnern nur an zwei factische Umstände. Oesterreich hat seit der Juli-Revolution schon bedeutend mehr Staatsanleihen gemacht, als es seit dem allgemeinen Weltfrieden Schulden getilgt hat. Außerdem ist es genöthigt, bei jedem politischen Lufthauch, der sich in Italien erhebt, eine große Armee hinzuschicken. Ein solcher Zustand ist ein höchst unnatürlicher und kann nicht lange ausreichen. Dies scheint man auch in Wien tief zu fühlen und rühmend müssen wir alle die großen merkantilischen Unternehmungen und Erleichterungen, welche in neuerer Zeit verwirklicht worden, anerkennen. Auch die Presse hat einige, wenn auch nur unbedeutende Erleichterungen erfahren, und der schneidende Ton der österreichischen Polemik gegen die übrigen deutschen Zustände hat schon seit längerer Zeit aufgehört.

VII.

Die Universität Zürich.

Von

F. C. P.

Wenn man vom Revolutionsplatze gegen den Fröschengraben geht, erblickt man jenseits des Wassers die hintere Fronte eines drei Stockwerke hohen Gebäudes, das man seinem äußern Ansehen nach für ein Spital, eine Fabrik oder eine Kaserne zu halten berechtiget wäre. Oken hat es einmal als Beispiel dessen angeführt, was man unschön nennen kann; auch stellt es sich wenig günstiger dar, wenn man durch den Hof, der es von einer engen Straße und alten, winkligen Häusern trennt, zu seinem Haupteingange und an die Façade gelangt. Man wird von der Lage, den architektonischen Formen dieses Baues, dessen Räume der Wissenschaft, ihren Lehrern und Jüngern geweiht sind, um so unangenehmer berührt, als in geringer Entfernung ein prächtiger Gasthof, das Hôtel Baur, und das Postgebäude, in größerer das neue Hospital, und sonst manche Privathäuser dem ästhetischen Sinne des Beschauers große Befriedigung gewähren — und wünscht, es wäre erlaubt gewesen, auf das Vorhandene weniger Rücksicht zu nehmen, und einer Schöpfung, deren geistiger Charakter ihr das Recht und die Hoffnung dauernden Bestehens giebt, eine würdigere Stätte anzuweisen. Wenn es eine Zeit gab, die ihr Wesen in großartigen Bauwerken aussprach, so scheint es hingegen der Periode, in welcher wir leben, vorbehalten, dem Gedanken vorzugsweise jenes Kleid zu geben, das, aus dem vergänglichsten Stoffe gemacht, ihm doch Unvergänglichkeit sichert. Darum mag es hingehen, wenn die Steine unpassend gefügt sind — nur die Ideen sollen es nicht werden.

Unter den Volkswünschen, welche die am Tage von Uster (22. Nov. 1830) dort versammelten Tausende aussprachen, bezogen sich dringende auf die Verbesserung des Unterrichtswesens, das, obwohl seit der Revolution von 1798 bedeutend gehoben, doch den gesteigerten Forderungen der

Zeit nicht mehr genügte. Abgesehen von dem vernachlässigten Zustande des Volksschulwesens, klebten auch den für höhere Bildung bestimmten Anstalten selbst nach ihrer 1806 erfolgten Reorganisation mancherlei Mängel an, unter denen als der auffallendste die Einrichtung hervortrat, daß am Karolinum, der aus einer philologischen, philosophischen und theologischen Klasse bestehenden Gelehrtenschule die ausschließlich Geistlichen übertragenen Lehrstellen nach einer Art Rangordnung besetzt wurden, die auf das Wissen der Schüler nicht den besten Einfluß üben konnte, und zu sehr auf die Untrüglichkeit des Sprichwortes berechnet war, daß Gott mit dem Amte auch den Verstand gebe. Die einzelnen Lehrer rückten nämlich in Amt, Gehalt und Würde in einer Stufenfolge vor, die von jenem der Kirchengeschichte, welcher nur zwei Stunden in der Woche Unterricht gab, bis zu den mit der professio veteris und novi testamenti Betrauten hinanstieg, so daß in dieser Hierarchie einem lange Lebenden die Möglichkeit gegeben war, nach und nach als Lehrer aller Zweige des philologischen, philosophischen und theologischen Wissens aufzutreten. Doch weist das Karolinum trotz dieser pädagogischen Monstrosität eine Reihe ausgezeichneter Lehrer auf, und es genügt, Namen wie Bodmer, Breitinger, die Philologen Hagenbuch, Steinbrüchel, Hottinger, den Theologen Schultheß u. a. m. zu nennen, um damit zugleich die Thatsache zu erklären, daß Zürich den Anspruch auf die Ehre, der geistige Vorort der Schweiz zu sein, nie verlor.

Eben so unzweckmäßig war die Verfügung, daß die in der philologischen und philosophischen Klasse befindlichen Schüler auch die Vorlesungen über theologische Disciplinen mit anhören mußten, und zwar durch mehrere Jahre Dogmatik, dann Kirchengeschichte u. s. w. Neben dem Karolinum, und völlig unabhängig von ihm bestand das 1782 errichtete medizinische und das politische Institut, dieses seit 1806 und mit der Bestimmung, dem Kanton Staatsmänner und Rechtsgelehrte heranzubilden, und beide nur schwach das repräsentirend, was im Universitätsorganismus medizinische und staatswissenschaftliche Fakultät heißt. Es waren dies eigentlich Stadt-, und nur insofern die Stadt der Souverain war, Staatsanstalten; die Städter zogen aus ihnen den meisten Vortheil, und es haben sich noch manche Anekdoten erhalten, welche den Geist charakterisiren, in dem manchmal verfahren wurde. So wurde einst eine ganze Klasse von der Prüfung dispensirt, damit so auch der zu einem Pfarrer bestimmte, aber von Minerva etwas stiefmütterlich ausgestattete Sohn eines Stadtjunkers ihr entschlüpfte. Im Laufe der Zeit hatte man, die Mängel gewahrend, einzelne neue Lehrstühle errichtet, den Studienplan erweitert, und das Projekt, die höhern Lehranstalten einer umfassenden Veränderung zu unterwerfen, mit welchem die durch die Ereignisse des Jahres

1830 verdrängte Regierung umging, war 1829 schon so weit zur Reife gediehen, daß ein darauf bezüglicher Plan bereits die Genehmigung des kleinen (Regierungs-) Rathes erhalten hatte. Den Männern, welche darauf ans Ruder gelangten, war nun die Aufgabe gestellt, das schon von ihren Vorgängern als nothwendig Anerkannte in einer den Bedürfnissen und dem Charakter des Volkes und der Zeit entsprechenden Form ins Leben zu rufen — sie lösten sie auf würdige Weise durch die Stiftung der Hochschule, und bewiesen so durch die That, was einer der Talentvollsten unter ihnen ausgesprochen hatte, — daß die eben vollbrachte Revolution keine bloß zerstörende, sondern eine schaffende sei.

Am 28. September 1832 nahm der große Rath, unter dem Präsidium des Fr. L. Keller, der mit den Professoren Orelli, Hottinger, Escher u. a. den thätigsten Antheil an der Entwerfung desselben genommen hatte, den Gesetzentwurf über die höhern Lehranstalten an, nachdem schon früher das Chorherrnstift ungeachtet einer leidenschaftlichen, für dessen Erhaltung kämpfenden Schrift des Theologen Schultheß aufgehoben, und die Verwendung seiner überschüssigen Fonds zu Schulzwecken dekretirt worden war. Blos neun von der Stadt gewählte Mitglieder machten die Minorität aus, wohl nur, weil sie gewünscht hätten, daß man das Resultat der Arbeiten jener Commission abwartete, die auf die Einladung des Gesandten der Waadt Monnard, am 24. August 1832 zusammengetreten war, um sich mit dem Plane zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule zu beschäftigen, und 5 Commissäre aus ihrer Mitte, Monnard, Heß von Zürich, Tavel von Bern, Heusler von Basel, Rossi von Genf gewählt hatte, die ein darauf bezügliches Projekt ausarbeiten sollten. Doch siegten diejenigen, welche der Unstern, der in der Schweiz über allen ähnlichen gemeinsamen Unternehmungen schwebt, schreckte und bewog, die Anstalt erst ins Dasein zu rufen, indem sie die Ueberzeugung aussprachen, der Anschluß der Nachbarn werde leichter zu erlangen sein, wenn man die Vorzüglichkeit des Bestehenden, auf thatsächliche Resultate gestützt, werde geltend machen können. Der Erfolg hat bewiesen, daß sie sich täuschten; denn nicht nur ging jene Commission unverrichteter Dinge auseinander, auch die wahrhaft liberalen Vorschläge, welche der Erziehungsrath in der ersten Hälfte des Jahres 1835 den mit ihm auf gleicher Stufe stehenden Behörden der Kantone Luzern, Glarus, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Thurgau u. s. w. machte, blieben unberücksichtigt, und so kam es, daß die Schweizer, welche doch vor Allem wohl thäten, das Pfeilbündel als Emblem, und die Devise „Eintracht macht Macht" in ihre Herzen zu graviren, ihre wissenschaftlichen Interessen gegenwärtig in drei Universitäten und drei Akademien (Lausanne, Genf, Freiburg) zersplittert sehen, während Eine Hochschule, oder höchstens zwei (für die östliche und west-

liche Schweiz) vollkommen hinreichend wären. Das Schlimmste ist, daß sich diese Wahrheit Allen aufdringt, daß es aber fast unmöglich scheint, auf den jetzt zur Regulirung solcher Angelegenheiten bestimmten Wegen zum Ziele zu gelangen. Denn so oft es sich darum handelt, Maßregeln zur Beförderung des allgemeinen Wohles auf Kosten der im engherzigsten Sinne aufgefaßten Interessen einzelner Kantone, Korporationen, oder selbst Individuen einzuleiten und durchzuführen, werden, um es zu verhindern, alle Springfedern in Bewegung gesetzt, welche die Verfassung dieser vielköpfigen Republik anzuwenden erlaubt, und ihrer sind so viele, daß der beste und kräftigste Wille an dem Widerstande scheitert. In gewissen weltgeschichtlichen Epochen geschehen Dinge und erstehen Menschen, welche den in scheinbarer Auflösung begriffenen Staaten neue Lebenskraft einhauchen — auch die Schweiz bedarf wieder eines Impulses, wie er einst von den Männern ausging, die auf dem Rütli schwuren.

Am 29. April 1833 wurde das Einweihungsfest der Universität feierlich begangen. Die Kantonalbehörden und Professoren versammelten sich im großen Münster, und nachdem der Präsident des Erziehungsrathes, Hirzel, gesprochen, hielt der Rektor, Oken, eine Rede, in welcher er den unterscheidenden Charakter der verschiedenen Bildungsepochen der Menschheit schilderte, und aus der letzten derselben die Entstehung der jungen Universität erklärte. Hierauf übergab ihm der Bürgermeister, Heß, die Stiftungsurkunde, und die Feier schloß mit Gesängen und einem heitern Mahle, bei dem die neue Schöpfung in vier Sprachen (romanisch redete der Gesandte von Graubündten) begrüßt wurde. Die Zahl der im 1. Semester immatrikulirten Studirenden betrug 161, und an der Spitze der Lehrer standen Oken und Schönlein. So war die Hochschule unter den günstigsten Auspicien ins Leben getreten. Ihrer Aufgabe klar bewußt, auf das allgemeine Wohlwollen gestützt, konnte sie in der ihr vorgezeichneten Bahn rüstig und freudig vorwärtsschreiten, und ebenso einen wohlthätigen Einfluß auf das geistige Leben der Schweiz ausüben, als dahin wirken daß die Schranken, welche eine für Deutschland unheilvolle Zeit zwischen diesem und einem stamm- und sprachverwandten Volke aufführte, wenigstens auf dem Gebiete der Wissenschaft fielen, und an ihre Stelle ein ungehemmter Ideenverkehr trat, welcher vielleicht bald ein innigeres Anschließen auch in politischer und kommerzieller Beziehung zur Folge gehabt hätte. Daß diese Hoffnungen nicht vollständig erfüllt wurden, darf diejenigen nicht entmuthigen, welche, die Ungunst jener vielbewegten Zeiten erwägend, in den von den deutschen Regierungen erlassenen Verboten nur temporäre Maßregeln sehen, die, nachdem die Umstände, durch welche sie motivirt wurden, nicht mehr vorhanden sind, im wohlverstandenen Interesse beider Staatentvereine bald die erwünschte Erledigung finden wer-

den. Die Meinung, daß die Hörsäle der Universität Zürich zu revolutionären Klubbs, ihre Katheder zu politischen Tribünen dienen, hat man wohl nie im Ernste gehegt, da selbst das Berliner politische Wochenblatt (Jahrgang 1837), während es in seiner gewöhnlichen Weise gallsüchtig und übertreibend von der Universität Bern sagte, sie sei als Universität das, was Basellandschaft als Staat, von Zürich redend sich nur äußerte, „der wissenschaftliche Geist sei ertödtet in dieser Duodezwelt voll krasser Eigensucht und Philisterei" — eine Behauptung, welche die Thatsachen schon längst widerlegt haben. Die Besorgniß aber, daß der Aufenthalt in Staaten mit republikanischen Verfassungsformen den Grundsätzen junger Leute, die später in Monarchien Aemter bekleiden sollen, eine gefährliche Richtung gebe, verliert für denjenigen alles Gewicht, der aus vielfachen Erfahrungen die Ueberzeugung gewann, daß nichts geeigneter ist, überspannte politische Träumer zu bekehren, und zur unbefangenen Würdigung der bestehenden Verhältnisse zurückzubringen, als die Selbstschau gewisser Zustände, die nur in der Entfernung idealisch, aber in der Nähe betrachtet eben nur so erscheinen, wie sie sind, d. h. recht gut für Alle, welche Geburt, Erziehung und Gewohnheiten an sie knüpfen, aber unpassend für die Meisten, deren Leben, wie das ihrer Nation, einen andern historischen Entwicklungsgang ging.

Der Antheil, den das Volk des Kantons an dem Gedeihen der Universität nahm, bethätigte sich auch durch die vielen Bürgerrechtsschenkungen, welche, wie sie auf der einen Seite verdiente Anerkennung aussprachen, auf der andern eine immer innigere Verschmelzung der Interessen herbeizuführen bestimmt waren, damit die Anstalt, stets festere Wurzeln fassend, auch, so weit dies nöthig und mit dem allgemein menschlichen Charakter der Wissenschaft verträglich, nationalisirt werde, und das Aussehen eines aus fremdem Boden hieher verpflanzten Gewächses verliere. So wurde Oken Bürger von Wipkingen, Rettig von Zürich, Pommer und Andere von andern Gemeinden, Schönlein aber von Stäffa, nachdem der Antrag, ihm das Bürgerrecht der Stadt Zürich zu ertheilen, an protestantischen Antipathien, welche Zwingli selbst schwerlich getheilt hätte, gescheitert und mit 212 gegen 190 Stimmen verworfen worden war. Was jedoch die Väter hier gesündigt, machten die Söhne wieder gut; die Studirenden brachten ihm eine Serenade, und im Namen der Uebrigen sprach ein Theolog ungefähr folgende Worte: Hochverehrter Lehrer! Lassen Sie sich nicht entmuthigen durch den Vorfall des gestrigen Tages! Wir, das wahrhaft junge Zürich, sind gekommen, Ihnen unsere hohe Verehrung auszudrücken. Die nahe Zukunft wird die Schmach von uns wälzen, welche eine engherzige Gesinnung unserer Vaterstadt aufgebürdet hat. Uns ist die Intoleranz verblendeter Völker fremd, wir streben nach Wahr-

heit und Licht! Harren Sie aus in dem Lande der Freiheit! Die Söhne dieses Landes werden sich derselben würdig zu zeigen wissen. — Daß sich hier aber nur religiöse Bedenklichkeiten, und nicht ein der Hochschule oder der Wissenschaft feindlicher Sinn geltend machten, geht aus der Thatsache hervor, daß, als es sich im Frühjahre 1836 um die Versetzung der Kantonsschule nach Winterthur handelte, die Stadt, um die höhern Lehranstalten ungetrennt zu erhalten, sich zu einem jährlichen Beitrage von 20,000 Schweizerfranken verpflichtete, und zu demselben Zwecke die Herren Alt Bürgermeister Conrad von Muralt und Bürgermeister Heß jeder eine Schenkung von 16,000 Schf. machte.

Die schweizerische Presse, mit Ausnahme jener Blätter, die Alles begeifern, was nicht nach Sarnerei riecht, bewiesen sich im Allgemeinen wohlwollend gegen die Hochschule, und die Zürcherische, so verschieden sonst ihr Glaubensbekenntniß war, legte doch in dieser Beziehung Einigkeit an den Tag. Aber es konnte nicht fehlen, daß diejenigen, welche von der neuen Anstalt Förderung ihrer politischen Zwecke in diesem oder jenem Sinne gehofft hatten, sich in ihrer Erwartung getäuscht sehend, anfingen, sie mit weniger günstigem Auge zu betrachten, und indem sie einzelne Uebelstände, die auch an den größten, sich sonst in der gedeihlichsten Lage befindenden Instituten dieser Art vorkommen, zum Vorwand nahmen, begannen sie eine Polemik, die weniger gegen Sachen, als gegen Personen gerichtet war, und bald in gehässige Erörterungen ausartete.

Der erste Keim der Zwietracht zeigte sich im Jahre 1836, als nach dem Tode Rettigs die Berufung des Dr. Strauß zur Sprache kam, und wenn sie auch für diesmal sogleich beseitigt und Elwert an Rettigs Stelle gewählt wurde, so blieb doch der Erisapfel unter die Zeitungsgötter und ihre Klienten geworfen, und allmählig kam Mehreres zur Sprache, was man entweder gar nicht, oder nur mit vielem Takte berühren sollte. Veranlassung zum völligen Ausbruch des Streites gab die politische Constellation, als im Frühjahre 1838 der Wahlkampf besonders heftig war, und die Parteien alle Hebel in Bewegung setzten, um ihre Kandidaten in den großen Rath zu bringen. Den Conservativen, an deren Spitze Dr. Bluntschli war, standen die Radikalen gegenüber, zu deren vorzüglichsten Agenten der Seminardirektor und Erziehungsrath J. Th. Scherr gehörte, dessen Tendenzen von jenem stets auf das schärfste und unermüdlichste bekämpft worden waren. Da der Streit dieser beiden Männer schon ursprünglich kein bloß politischer gewesen war, so wurde er auch jetzt zugleich auf dem pädagogischen und wissenschaftlichem Gebiete geführt, und Scherr, der hinter seinem Gegner die Hochschule zu gewahren glaubte, dachte seiner Sache besser zu dienen, wenn er auf diese einige Streiche führte. Ob es ihm mit der Tendenz seines Angriffes, die, wie er sagte,

auf mögliche Erhebung, nicht auf Schädigung der Hochschule hinzielte, Ernst war, kann billig bezweifelt werden; denn, wenn ihm auch die Absicht, sich und das Seminar allmählig an die Stelle jener zu setzen, mit Unrecht zugeschrieben worden sein mag, so scheint doch aus der Art seines Angriffes hervorzugehen, daß ihn persönliche Rancüne und nicht die in wahrer Theilnahme für das öffentliche Wohl begründete Absicht, wirklich bestehende Mängel und die Mittel zu ihrer Abhülfe zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, dazu bewog. Denn Alles, was er in seiner Zeitschrift „der pädagogische Beobachter" unter dem alarmirenden Titel: Ueber schreiende Uebelstände an der Züricherischen Hochschule, veröffentlichte, beschränkte sich auf die Angabe, daß einige Kollegien nicht zu Stande gekommen seien — ein Umstand, von dem nur derjenige Veranlassung zur Herabsetzung der betheiligten Professoren nehmen konnte, welcher die eigenthümlichen Verhältnisse, wie sie sich auf allen besonders schweizerischen Universitäten in Betreff gewisser Zweige der Wissenschaft gestalten, nicht würdigen kann oder nicht will. Das erstere konnte von Scherr, der zwar im Fache des Volksschulwesens bedeutende Kenntnisse besitzt, vorausgesetzt werden; dann stand ihm jedoch noch weniger die Befugniß zu, in dieser Angelegenheit die Initiative zu ergreifen. Einen würdigen Sekundanten fand Scherr an dem Volksboten, einem ultraradikalen Blatte, welches um den Preis von 4 Schf. jährlich seine Leser zweimal in der Woche mit Skandal, Zoten, und Personalinjurien fütterte. Dieses brachte unter der Ueberschrift: „Wie ein Zeitungsschreiberlein sich erfrechet, den Deckel vom Hafen der Zürcherhochschule zu lüpfen," einen Arikel, aus dem hier einige Stellen folgen, um den Geist dieses Theils der Presse zu charakterisiren, und die Weise anzudeuten, in welcher man auf die Menge zu wirken beabsichtigte:

„Vor einem halben Dezennium beiläufig geschah es, daß eine kleine Zahl freigesinnter Musensöhne aus allen Weltgegenden des Schweizerlandes gar ehrerbietiglich und demüthiglich, wie es sonst nicht der Studio Art zu sein pfleget, die eidsgenössische Frau Tags-Atzung um eine eidsgenössische Hochschule bat, als die Alte eben an der Reuß im Sonnenschein saß und die Sarnerei durch die Hechel zog. Die runzlichte Matrone würdigte die wenigen Studentlein nicht einmal einer Antwort, und ihre 22 Buben rieben sich lächelnd die Hände, denn Jeder hatte bereits ein eigenes Geköch in seinem Hafen. Vor Allem aus mußte die alte Basilea zerrissen und ihr das Herzblut abgezapft werden; „Zürich eröffnete eine zürcherische Hochschule mit Pomp und Glanz. Fremde Wunderthiere verschrieb man in die griechische Menagerie."

— — — „Der Lohn des Frevels an der Schweizerjugend traf die neumodig zugestutzten Zopfanstalten, die man unter dem Namen von

Hochschulen etablirte, die man mit allem deutschen, mittelalterlichen Doktoren-Quark und Diplomenflitter unserm armen Volke auf den Nacken setzte, statt sich zu einer tüchtigen schweizerischen Hochschule zu verständigen. Jene mürrische, blinde und taube Alte an der Reuß sieht auch da sich wieder ein Denkmal der Schande gesetzt, und wer Vernunft hat, schickt seine Söhne lieber auf fremde Hochschulen, wo sie doch für das schrecklich viele Geld, welches sie auf einer unserer stümperhaften, schweizerischen Hochschulen verzehren müssen, auch noch fremde Menschen kennen lernen. — In politischer Beziehung werden sie draußen nicht mehr Böses lernen, als sie zu Hause, auf unsern Duodez-Universitäten, unter fremden Staatsrechtslehrern Gutes zu lernen versäumen müssen, wo sie zuweilen Grundsätze hören, die jenen Holzuniversitäten Ehre machen würden, von welchen unsere Holzvögte das Forstgesetz bei uns einschleppten."

„Man soll nicht unwissende Doktoren (an Beweis mangelts nicht); sondern geschickte Staatsmänner, allseitig gebildete Volksmänner, solide Aerzte, gute Lehrer, gewandte Rechtsvertheidiger, geschickte Militärs, zuverlässige Thierärzte, vor Allem aus aber, statt junger Pfaffen, philosophische Volkslehrer (aber nicht nach preußischem Schnitt) an unserer Kantonsschule bilden. Das ist das Bedürfniß der Zeit; nicht aber eine Antike hinzustellen, die mit Berlin, Göttingen, Heidelberg, Oxford, Upsala u. dgl. wetteifere."

„Nazional schweizerisch, nicht deutsch, nicht französisch, nicht griechisch, nicht römisch, nicht germanisch, nicht arabisch, nicht Sanskrit, nicht weiß kein Teufel was noch soll unsere Hochschule sein. Wer sich chinesisch ausbilden will, der halte sich dafür einen Privatlehrer; aber er soll nicht die Anmaßung haben, vom Staate zu verlangen, daß er einen solchen für ihn füttere."

Den Insinuationen des pädagogischen Beobachters antwortete am schlagendsten das Organ der Conservativen, der schweizerische Constitutionelle; von den angegriffenen Professoren vertheidigte sich nur einer, den übrigen genügte es, daß die öffentliche Meinung unzweideutig auf ihre Seite trat, und der unberufene Reformator selbst von den Leuten seiner Partei desavouirt wurde. Obwohl diese bei den Wahlen den Sieg davon getragen hatte, so wurde doch im großen Rathe über die Petition der Gemeinde Hütten, welche sich unter Andern auch gegen die Hochschule aussprach, mit Einmuth zur Tagesordnung geschritten.

Die Wahl des Dr. Strauß zum ordentlichen Professor der Dogmatik, welche am 26. Jänner 1839 vom Erziehungsrathe getroffen und einige Tage später vom großen Rathe mittelbar gutgeheißen, vom Regierungsrathe bestätigt wurde, (die nähern Umstände und der weitere Verlauf dieses Ereignisses sind im 3. Hefte des Freihafens für 1839 erzählt) führten

den Ausbruch des Sturmes herbei, der den kaum gepflanzten Baum der Hochschule zu entwurzeln drohte. In der Frühlingssitzung des großen Rathes wurde ein Antrag zu ihrer Aufhebung gestellt, für erheblich erklärt, und eine Commission niedergesetzt, um ihre Verhältnisse zu prüfen und etwa nothwendig gewordene Abänderungen vorzuschlagen.

Unter den Broschüren und Zeitungsartikeln, welche sich in dieser Zeit mit der Universität beschäftigten, und sich bestrebten, die ihr gemachten Vorwürfe zu widerlegen und die Vorurtheile zu entkräften, welche sich noch hie und da, besonders auf dem Lande, in Beziehung auf sie vorfinden mochten, löste die unter dem Titel: die Zürcherische Hochschule nach den Ansichten der an ihr studirenden Zürcherischen Kantonsbürger," erschienene Schrift ihre Aufgabe am glücklichsten. Die folgenden Auszüge aus ihr sind am besten geeignet, die gegen die Hochschule ausgesprochenen Anschuldigungen auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen, und zugleich den Geist zur Anschauung zu bringen, der an dieser Anstalt unter Lehrern und Schülern herrscht:

— — — „Erfreulichere Resultate noch gewinnt der, der die Leistungen unserer Lehrer in ihrer Hauptaufgabe, dem Lehrberufe prüft. Es ist allgemein anerkannt, daß das Wesen jeder Bildungsanstalt nicht darin besteht, daß sie ein bloßes Wissen in den Schülern fortpflanze. — Die bloß wissenschaftlichen Resultate kann am Ende jeder aus Büchern entnehmen — sondern, wie ein Gelehrter sich schön darüber ausdrückt, darin, „daß sie zu einer Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches werde." Der ist der gute Lehrer, der klar das positiv zu Wissende darzulegen weiß, auf eine Weise aber, daß es zum freien Eigenthum des Schülers, in ihm zum Leben werden könne. Anregen und anfeuern muß er seine Zuhörer zu selbsteigner Thätigkeit und Forschung. Hier können wir mit Zuversicht behaupten: Gerade in dieser Hauptaufgabe glänzt Zürichs Hochschule. Es ist nur Ein Urtheil, auf keiner deutschen Hochschule treffe man so viele Lehrer wie hier, die durch ihre Darstellungsweise den jugendlichen Geist der Schüler in dem Grade zu beleben und anzuspornen vermöchten, keine andere gewähre den Studirenden den schönen Vorzug, dessen die unsrige sich zu erfreuen hat, daß die Lehrer außer den Collegien es sich zur freudigen Pflicht machen, die Studirenden auf die uneigennützigste Weise in ihrer Ausbildung zu unterstützen, und dem Ziele, das sie anstreben, näher zu führen. Nothwendig müssen, wo ein solcher belebender Geist wirkt, auch Früchte hervortreten, die dessen Dasein bezeugen. Wir erwähnen hier besonders die vielen praktischen Vorlesungen, die hier so zahlreich gehalten werden, wie auf keiner andern Universität, die einerseits belebend zurückwirken auf ihre Quelle, anderseits aber für die Schüler fördernder

sind, als jeder andere Theil des Unterrichtes. Wie aber jene anregenden Kräfte auf den Geist und die Thätigkeit der Studirenden wirken, darüber einzutreten geziemt uns nicht. Nur so viel, daß wir uns jeder Prüfung freudig unterziehen dürfen, und daß es eine Thatsache ist, daß jene praktischen Vorlesungen alle, die die eigene Thätigkeit der Schüler am meisten in Anspruch nehmen, höchst zahlreich und eifrig besucht werden, und daß gerade um dieses, unter den Zöglingen unserer Hochschule herrschenden Geistes willen, diese im Auslande von den dortigen Lehrern geschätzt und geachtet ist."

„Wenn man noch von der geringen Zahl der Studirenden reden wollte*), so glauben wir vor allem, es sei nicht gerade die Anzahl dieser, die einer Hochschule Leben und Gedeihen verleihe, und zu schönen Hoffnungen berechtige. Dafür lassen sich Zeugnisse aus allen Zeiten anführen. Allein es ist unbestritten, daß nicht bloß seit der Gründung der Hochschule sich namentlich mehr Landbürger den Studien widmen, als dies vor ihrem Bestehen der Fall war, sondern daß auch gegenwärtig mehr Kantonsbürger studiren, als in der ersten Zeit ihres Bestehens. Und sie werden es immer mehr, je klarere Begriffe über den Zweck und das Wesen der Hochschule sich verbreiten, und je deutlicher man einsieht, daß Bildung und Wissenschaftlichkeit ein wesentliches Erforderniß eines Geistlichen, eines Arztes und gewiß auch eines Staatsmannes und Richters ist. Zu allem dem bedarf es aber der Zeit, und zwar einer längern Zeitfrist, als seit der Gründung der Hochschule abgelaufen, und eine solche darf die Hochschule fordern, wenn sie anders eine gründliche Prüfung erwarten darf."

„Spricht man aber von den Kantonsbürgern, die trotz unserer Hochschule im Auslande studiren, und soll daraus etwa hergeleitet werden, daß die Hochschule nicht sei, wie wir sie übrigens durch Anführung von Thatsachen schilderten, oder daß wenigstens die Vollendung des Studiums bei uns nicht möglich sei, so muß die Zeit auch darüber die Begriffe noch läutern, und namentlich der Wahn schwinden, als ob von Deutschlands Kathedern herab wissenschaftliche Bildung und geistiges Leben den Zuhörern wie gebratene Tauben in den Mund fielen. Und die Begriffe haben wirklich bereits angefangen, sich zu läutern, das mag die Thatsache beweisen, daß mehrere, die unsere Hochschule verlassen haben, mit der Absicht, ihre Studien auf fremden Bildungsanstalten zu vollenden, zu ihr zurückgekehrt sind, da sie sich davon überzeugt, daß unsere Hochschule neben jede des Auslandes, ja in manchen Beziehungen noch über

*) In den 10 ersten Semestern wurden 560 Studirende immatrikulirt.

dieſelben zu ſetzen ſei. Und ihrem Beiſpiele zu folgen, ſind manche, die jetzt noch im Auslande weilen, entſchloſſen."

„Man hat unſerer Hochſchule ferner den Vorwurf gemacht, daß ſie dem Sinn für Nationalität nicht zu heben geſucht habe. Dieſer Vorwurf iſt aber wahrlich der Art, daß es vor allem nöthig ſcheint, zu fragen, inwiefern von Hebung der Nationalität von Seiten der Hochſchule auch nur die Rede ſein könne, und was eigentlich überhaupt unter Nationalität zu verſtehen ſei. Nationalität iſt nichts anderes, als der Inbegriff ſämmtlicher Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten in jeder Richtung, die einem Volke als ſolchem, oder einem Lande als ſolchem vor allen andern Völkern und Ländern aus zukommen. Das iſt der Begriff der Nationalität, und wenn man der Hochſchule vorwirft, daß ſie dieſe nicht begünſtigt habe, ſo haben wir noch behufs der Prüfung dieſes Vorwurfs ferner zu fragen, inwiefern dies der Hochſchule möglich geweſen wäre. Eine Einwirkung der Hochſchule auf die Entwickelung unſerer Nationalität läßt ſich nur in zwei Hinſichten denken: 1) in Beziehung auf das Leben und die Regſamkeit der Studenten unter ſich; 2) in Beziehung auf die Art der Behandlung der Wiſſenſchaft, in Vortrag oder ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen von Seite der Profeſſoren."

„Was den erſtern Punkt, den unter den Studenten herrſchenden Geiſt und ihr Leben und Treiben, anbetrifft, ſo ſcheint ſich uns nur inſofern Nationalität darin äußern zu können, als ächt ſchweizeriſcher Sinn ihre Geſinnung durchſtrömen und Vaterlandsliebe ſie begeiſtern muß, und in dieſer Beziehung braucht lediglich auf eine Thatſache, die Vereinigung der Studirenden zu vaterländiſchen Zwecken, hingewieſen zu werden, auf jene Vereinigungen, welche dieſe mit ihren Studiengenoſſen auf den andern ſchweizeriſchen Hochſchulen und Akademieen zur eifrigen und begeiſterten Wahrung gerade der Intereſſen, die man durch die Hochſchule wo nicht gefährdet, doch durchaus nicht begünſtigt nannte, zuſammengeführt haben, und die mancher biedere Schweizer, in deſſen Bruſt ſie ein heiliges Feuer für das Vaterland angezündet, ſegnet."

„Doch davon wollte man wohl weniger reden; denn man konnte ja, wenn man wirklich Begünſtigung der Nationalität wünſchte, nicht denken, daß durch Beſeitigung der Hochſchule, wenn ſomit die zürcheriſchen Jünglinge gezwungen würden, auf fremden Bildungsanſtalten die Bildung und Erziehung zu ſuchen, die ihnen das Vaterland nicht mehr will zu Theil werden laſſen, der nationale Sinn unter ihnen gehoben würde. Den Lehrern ſollte alſo wohl eher der Vorwurf gelten, doch inwiefern wäre dies nur möglich? Das ſoll ihnen doch nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ſich keiner derſelben in dem Gebiete der Tagespolitik und Parteiung

in dem einen oder andern Sinne verliert, daß keiner derselben unberufen seine Zeit, die nach den Verpflichtungen, die der Staat jedem auferlegt hat, der Wissenschaft und nur dieser gehört, auf fremdartige, von dieser abziehende Gegenstände verwende, oder gar den Lehrstuhl, der dem reinen Dienste der Wissenschaft gewidmet ist, zu unedeln Parteikämpfen in irgend welcher Richtung entweihe. Es muß also dieser Vorwurf der Art der Behandlung der Wissenschaft, in Vortrag oder schriftstellerischen Erzeugnissen gelten. Es fragt sich demnach zunächst, ob, und inwiefern die Nationalität in der Behandlung der einzelnen Zweige der Wissenschaft begünstigt werden könne. Wir haben gesehen, daß von Nationalität ihrem Begriffe nach nur da die Rede sein kann, wo einem Volke oder Lande als solchem gewisse Besonderheiten vor den andern Völkern und Ländern aus eigen sind. Unmöglich kann also die Nationalität da in Betracht kommen, wo ein Volk als solches vor andern aus nichts Besonderes haben, als solches keine besondern Eigenthümlichkeiten an sich tragen kann und an sich trägt, wo nur der Mensch als Mensch erscheint und nicht als Bewohner dieses oder jenes Landes, als Bürger dieses oder jenes Staates. Und dies muß von manchen Zweigen der Wissenschaft, wie z. B. der Theologie, Medizin, Philosophie, Mathematik u. s. w. behauptet werden. Jener Einfluß, den Umgebung, Himmelstrich, Gegend u. s. w. auf jeden Menschen, und so natürlich auch auf den der Wissenschaft sich Ergebenden und seine Erzeugnisse ausüben, könnte allenfalls in den erwähnten Wissenschaften noch in Betracht kommen. Daß aber von diesem nicht die Rede sein kann, folgt daraus, daß dieser Einfluß eben ein nothwendiger ist, einer, dem sich kein Mensch entziehen kann, so daß es durchaus unmöglich ist, über willkührliche Hintansetzung dieser Einwirkungen zu klagen. Fragen wir aber nach andern Zweigen der Wissenschaft, und inwiefern sich da Nationalität denken lasse, so läßt sich bei einigen derselben allerdings eine solche annehmen, doch eben nur insofern und darum, weil der Gegenstand derselben, der ihnen zu Grunde liegende Stoff der Art ist, daß er uns theilweise oder ganz eigenthümlich ist, uns allein im Gegensatze aller andern Völker und Länder angehört. Wir erwähnen hier der Jurisprudenz im Betreff unseres Particularrechtes, der Naturwissenschaften in Betreff der genauen Durchforschung der vielen, unserer Natur inwohnenden Eigenthümlichkeiten und der Geschichte unseres Vaterlandes. Um des angegebenen Grundes willen läßt sich in der Betreibung dieser drei Wissenschaften allerdings eine nationale Behandlung denken, und den Lehrern dieser Wissenschaften fiele es also zur Last, wenn mit Recht über Hintansetzung des nationalen Elementes an unserer Hochschule geklagt werden könnte. Aber gerade in Beziehung auf dieses darf die Thätigkeit der betreffenden Lehrer mit

der vollsten Anerkennung erwähnt werden. Die zwei ausgezeichnetesten Professoren der juristischen Fakultät behandeln unser Zürcherisches Particularrecht mit eben so viel Liebe als Erfolg, und es hat der Eine derselben ein Werk über die Geschichte desselben herausgegeben, das zu gründlicher Verständniß und wissenschaftlicher Behandlung unseres Rechtes unentbehrlich, im Auslande auf's rühmlichste bekannt ist. Die Lehrer der Naturwissenschaften ferner wissen durch anziehende Darstellung und die uneigennützigsten Bemühungen in der Anleitung ihrer Zuhörer außer den Unterrichtsstunden diese für das so reichen Stoff darbietende Studium unseres Vaterlandes in naturhistorischer Beziehung recht eigentlich zu begeistern. Ein lebhaftes Zeugniß für die Wahrheit dieser Behauptung liegt darin, daß einer derselben bereits durch die Herausgabe einer Aufzählung der Pflanzen unsers Cantons bewiesen hat, wie sehr er sich der auf ihn verwandten Pflege würdig zu machen gewußt. Besonders sind aber die Arbeiten und Bemühungen einiger jüngerer Dozenten der Naturwissenschaften an unserer Hochschule zu erwähnen. Von diesen hat hauptsächlich einer in einer früher von ihm herausgegebenen Zeitschrift, und neuerdings durch Herausgabe zweier Arbeiten, die von dem größten Eifer und der gewissenhaftesten Prüfung zeugen, die wichtigsten Beiträge zur genauern Kenntniß unseres Vaterlandes geleistet, so daß dieses sich rühmen kann, in naturhistorischer Beziehung so genau durchforscht, und so wissenschaftlich bearbeitet worden zu sein, wie bis anhin noch kein anderes Land. Der Lehrer unserer vaterländischen Geschichte endlich hat sich durch seine Vorträge, die er trotz großer physischer Beschwerden unermüdlich hielt, und seine vielen schriftstellerischen Arbeiten um unser ganzes Vaterland verdient gemacht.— Wo also den Lehrern an unserer Hochschule Begünstigung der Nationalität möglich ist, fördern sie dieselbe mit wahrhaft aufopferndem Eifer, und es ist daher jener Vorwurf, als würde die Nationalität an unserer Hochschule nicht begünstigt, so weit dieser nämlich einen Sinn hat, zurückzuweisen."

Wo möglich noch unbegründeter als die eben widerlegten Vorwürfe waren die, welche die finanziellen Verhältnisse der Hochschule betrafen. Ihr Budget überstieg nie die Summe von 4000 Schf., von der die Stadt die Hälfte, einen bedeutenden Theil des Restes der Stiftsfond bestritt, so daß der Staat nur mit einem unbeträchtlichen Betrage betheiligt war, während z. B. die Universität Bern diesem Kantone im Jahre 1835 82000 Schf. und später noch mehr kostete. Und diese pekuniären Opfer werden, wenn man wieder nur die Geldseite in Anschlag bringt, reichlich durch die Summen vergütet, welche von den im Durchschnitte in Zürich studirenden 120 Nichtzürchern dort verzehrt werden.

An diesen Wahrheiten mußte der muthwillige, gegen die Hochschule gerichtete Angriff abprallen, und der große Rath beschloß in der Sommersitzung 1839 nicht nur, der oben erwähnten Motion keine Folge zu geben, sondern erließ auch auf den Antrag Dr. F. L. Keller's an den Regierungsrath den Auftrag, die Maßregeln zu berathen, durch welche der Hochschule die zu ihrem Gedeihen unentbehrliche Festigkeit gegeben werden könnte. Eine Dotation der Hochschule, welche sie von den Schwankungen eines jährlich vorzulegenden Budgets und den Parteilaunen unabhängiger machte, würde diesen Zweck vielleicht am besten erreichen. Auf jeden Fall aber sollten die Parteien in Zeiten und Staaten, wo Alles immerfort in Frage gestellt wird, gemeinschaftlich übereinkommend einige Punkte fixiren, an denen sich die Brandungen der politischen Leidenschaften brechen, und wie in England das Königthum außer alle Diskussion gestellt ist, so sollte diese Prärogative dort, wo keine andere Aristokratie anerkannt wird, als die der Bildung, jenen Anstalten zu Gute kommen, welche das Prinzip, auf dem diese Aristokratie beruht, am schönsten repräsentiren.

Die Septemberrevolution hat in den Verhältnissen der Universität keine wesentliche Veränderung bewirkt; nur wurden durch die neue Wahl der Mitglieder des Erziehungsrathes, der aus 14 Mitgliedern und einem Präsidenten bestehenden, der Hochschule unmittelbar übergeordneten Behörde, einige Männer, die bei der Menge als „Straußianer" zu sehr verschrieen waren, durch andere ersetzt, deren Charakter und Bildung jedoch den ihrer Aufsicht und Leitung anvertrauten Anstalten die besten Garantien gibt.

Die ordentlichen Professoren, welche mit den 4 Fakultätsdekanen den akademischen Senat ausmachen, beziehen 1800 Schf. Gehalt, wozu bei einigen eine Personalzulage kommt. Die Besoldung der außerordentlichen beträgt 800 Schf., und den Privatdozenten wird bei angemessener Verwendung eine Gratifikation zuerkannt; doch sind sie nicht, wie eine Klasse derselben in Bern, stimmfähige Mitglieder der Fakultät. Der sonst in allen Zweigen des öffentlichen (mit Ausnahme des Kirchen-) Dienstes durchgeführte Grundsatz der periodischen Erneuerung durch Wahl wurde nicht auf die Lehrer ausgedehnt; die wirklich angestellten sind es auf Lebenszeit und genießen, im Falle sie durch Alter oder andere unverschuldete Ursachen an der Ausübung ihres Berufes gehindert werden, eine Pension. Diesem letztern Beisatze hat Dr. Strauß die 1000 Schf. zu verdanken, welche das Zürchervolk opferte, um sich sein Christenthum unangetastet zu erhalten.

Unter den Lehrern herrscht das freundlichste Verständniß; die Abendzirkel, in denen sie sich wöchentlich versammeln, beweisen, wie sehr ihnen die aus politischer und wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheit entste-

henden Spaltungen fremd ſind. Die geſelligen Verbindungen zwiſchen ihnen und den gebildeten Familien der Stadt werden immer inniger, und ſo ſehr auch die Schweiz in Allem, was ſoziales Leben betrifft, Deutſchland und Frankreich nachſteht, ſo hat ſich doch Zürich in dieſer Beziehung ſeit einigen Jahren weſentlich zu ſeinem Vortheile geändert, und die unmittelbarere Berührung und Vermengung deutſcher und nazional-ſchweizeriſcher Elemente macht auch da wieder ihren wohlthätigen Einfluß geltend.

Die literariſchen Hülfsmittel können, wenn ſie auch denen in deutſchen und fremden Hauptſtädten untergeordnet ſind, immerhin für die hieſigen Verhältniſſe bedeutend genannt werden. Die jetzt unter vorzüglicher Leitung ſtehende Stadtbibliothek zählt an 60,000 Bände, und neben ihr können die Bibliothek der naturforſchenden Geſellſchaft, die mediziniſch-chirurgiſche, die juriſtiſche und die Bibliothek der Kantonallehranſtalten von Lehrern und Studirenden benutzt werden. Ebenſo werden durch den neu angelegten botaniſchen Garten, durch das phyſikaliſche und Naturalien-Kabinet, welches letztere im Fache der Zoologie zu den ausgezeichneten gehört, die ſich mit den betreffenden Doctrinen Beſchäftigenden zureichend gefödert, und das in der Vollendung begriffene neue Krankenhaus mit den Kliniken und der Anatomie wird Alles vereinigen, was das menſchliche Elend weniger abſchreckend machen, ſeine Linderung erleichtern kann. In dem Lokale der Muſeumsgeſellſchaft, die gegen einen mäßigen Beitrag allen Gebildeten offen ſteht, werden 71 politiſche Zeitungen, 27 Zeitſchriften für Literargeſchichte und Bibliographie, 22 für Theologie, 22 für Rechtswiſſenſchaft, 31 für Medizin, 17 für Naturwiſſenſchaften, 9 für Mathematik, Militairweſen und Baukunſt, 11 für Philologie, Pädagogik, Alterthumswiſſenſchaft und Münzkunde 10 für Geſchichte und Geographie, 19 für politiſche Oekonomie, Handel und Gewerbe, 31 für ſchöne Wiſſenſchaften aufgelegt, und in ſorgfältiger Auswahl das Neueſte von Büchern und intereſſanten Flugſchriften zur Lektüre dargeboten.

I. Theologiſche Fakultät.

Ferdinand Hitzig (aus Baden), prof. ord., Doktor der Theologie und Philoſophie iſt dem Gutachten ſeiner Fakultät, welches ſich gegen die Berufung des Dr. Strauß ausſprach, einzig als Minorität entgegengetreten. Auf ſeinem Standpunkte als ſcharfer und geiſtreicher Kritiker konnte er in dem berühmten Biographen nur einen willkommenen Geiſtesverwandten ſehen, Und es macht ihm Ehre, daß er ſeine Ueberzeugung ohne Rückſicht ausſprach und motivirte. Was er als Orientaliſt leiſtet, iſt von anerkanntem Werthe, und ſein Name wird ſtets unter denjenigen genannt, deren Träger als die hervorragendſten Individualitäten der Hochſchule gelten. In der wiſſenſchaftlichen Polemik ſchneidend und rückſichtslos,

Digitized by Google

ist er in gesellschaftlichen Diskussionen nie um einen treffenden Ausdruck verlegen, wie unter andern der Toast beweist, den er bei der Stiftungsfeier der Universität im Jahre 1837 auf den Erziehungsrath ausbrachte, „der Nichts übersieht und Alles übersieht."

Otto Fridolin Fritzsche (aus Preußen), prof. extraord., wurde von Halle, wo er Privatdozent war, im Jahre 1837 nach Zürich berufen. Der jüngste Sohn einer Familie, deren Mitglieder alle die Vorliebe und das Talent für wissenschaftliche Beschäftigung in die akademische Laufbahn führte, (der Vater ist Professor der Theologie in Halle, ein Bruder Professor der Theologie, der zweite Professor der Philologie in Rostock) hat er durch seine Erstlingsarbeit, die zu den besten kirchengeschichtlichen Monographien gehörende Abhandlung de Theodoro Mopsvestensi, welcher einige werthvolle exegetische Aufsätze in den opusculis academicis Fritzschiorum folgten, bedeutende Hoffnungen erregt. In der supranaturalistischen Richtung sich bewegend, läßt er der Forschung, so lange sie aus dem Streben nach Wahrheit hervorgehend das wissenschaftliche Gebiet nicht verläßt, gerne ihr Recht, und streift nicht an jene knöcherne Orthodoxie, welche selbst den gewissesten Resultaten der Spekulation Anerkennung versagend mit dem Buchstaben Abgötterei treibt. Seine Vorlesungen über Kirchengeschichte, die er, seit die ordentliche Professur für Dogmatik und Kirchengeschichte erledigt ist, regelmäßig hält, sind zahlreich besucht; auch scheint er jetzt seine Thätigkeit vorzugsweise diesem Fache zuwenden zu wollen, und hat erst durch die Herausgabe der confessio helvetica posterior eine fühlbare Lücke in der Geschichte der schweizerischen Reformation ergänzt.

Dr. Ludwig Hirzel (aus Zürich), prof. extraord., gilt für einen ausgezeichneten Kenner der hebräischen Sprache, die er am Gymnasium lehrt. Uebersetzung und Commentar des Buches Hiob, die er herausgab, motiviren kein bestimmtes Urtheil über sein theologisches Glaubensbekenntniß; so dürfte er in seinen Ansichten am meisten mit de Wette sympathisiren.

Alexander Schweizer (aus Zürich), prof. extraord., hat in der eben verflossenen stürmischen Periode die verschiedenartigsten Aussprüche über sich ergehen lassen müssen. Die Einen warfen ihm Zweizüngigkeit vor, weil er gleich nach dem Erscheinen des „Leben Jesu" von Strauß als Lobredner desselben aufgetreten sei, dann aber sich an diejenigen angeschlossen habe, welche sich aus allen Kräften gegen die Anstellung dieses Mannes wehrten, obwohl er im Herzen dessen Ansichten theile — den Andern gab er dadurch, daß er sich von ihren Uebertreibungen fern hielt, und durch seine Haltung in der jüngsten Zeit, über die später berichtet werden soll, vielfachen Anstoß.

Schweizer hat, bevor das Leben Jesu erschienen war, in einem Auf-

satze über die Dignität des Religionsstifters (in den theologischen Studien und Kritiken) die entscheidende Frage zur Sprache gebracht, „wie es möglich sei, in alter Vergangenheit ein Einzelwesen anzunehmen, das als Stifter eines religiösen Gesammtlebens Jahrhunderte lang dominiren soll, ja als Stifter der wahren Kirche dominiren soll bis ans Ende der Tage, so daß nie ein anderer über ihn hinauskommen kann?" Diese Frage mußte Strauß, der, geleitet von der Hegel'schen Auffassung des Begriffes der Religion, sie in ein Wissen erheben will, verneinend beantworten, oder, wie er es wirklich that, so beantwortet voraussetzen, weil, nach dem Ausdrucke Schweizers, „diejenigen sich in unauflöslichen Widerspruch verwickeln, welche die Frömmigkeit für ein Wissen halten (oder in den Begriff erheben) wollen und doch in diesem Gebiete, das dann (als Wissen) ein Allen identisches wäre, einen Religionsstifter wollen, der für immer die ganze Menschheit dominire und in seine Kirche zusammenfasse." Ihm mußte Christus vom „Religionsstifter" zum bloßen „Religionsveranlasser" herabsinken, „und alles, was Christum, den veranlassenden Anfänger zugleich als größten der ganzen Reihe, als Vollender des Glaubens darstellt, muß ihm als Täuschung erscheinen, welches nicht leichter durchgeführt werden kann, als durch Einnahme des mythischen Standpunktes." Schweizer aber, der sich auf dem Standpunkte Schleiermachers befindet, welcher „das Wesen der Frömmigkeit als etwas dem unmittelbaren Leben und Selbstbewußtsein Angehöriges faßt und sie auch in diesem behalten will," hat seine Ansichten über den der Straußischen Christologie zu Grunde liegenden Gedanken, „daß die ideale Vollkommenheit (auch die bloß religiöse) nicht in einem einzigen Individuum historisch erscheinen könne, weil die Idee (Gott) sich nicht in Einen auszuschütten pflege in ihrer ganzen Fülle, gegen die Uebrigen aber geize," auf eine nicht mißzuverstehende Weise in dem Aufsatze ausgesprochen, welcher unter dem Titel: „Das Leben Jesu von Strauß im Verhältniß zur Schleiermacher'schen Dignität des Religionsstifters," in den Studien und Kritiken abgedruckt ist. Hier äußert er sich auch: „So konnte es denn kommen, daß der Einsender die konsequente Durchführung dessen, was er früher schon als nothwendig angekündigt, wenn man bei der Ansicht, die Religion solle Begriff werden, verharre, in mannichfacher Hinsicht lobend begrüßte und seine wissenschaftliche Freude ausdrückte über die nun nothwendige neuen Anstrengungen der Theologie, welcher auf so klare Weise, daß Alle es merken müßten, die Punkte gezeigt seien, auf welche es ankomme, während andere, mehr angebaute, viel gleichgültiger seien. Die evangelische Kirchenzeitung war also übel berathen oder bedient, wenn sie den Einsender zweimal als enthusiastischen Lobredner des Buches, der vergeblich wieder habe einlenken wollen, eigentlich aber gerne den Tempel

des Pantheismus in Zürich aufbauen würde, ihren Lesern vorgezeigt hat." Und später sagt er, das Lob ablehnend, welches ihnen im Tholuck's lit. Anzeiger gespendet wurde, weil er so entschieden gegen Straußens Anstellung in Zürich aufgetreten sei: „Allerdings mußte der Einsender auftreten gegen die Tendenz, diesen Mann als „einzigen Ordinarius für's N. T." anzustellen, wiewohl neben ihm noch Extraordinarii gewirkt hätten, die in Zürich als Inhaber ebenfalls gesetzlich errichteter, jedoch zu geringerer Collegienzahl verpflichteter Stellen, ganz etwas Anderes sind als auf deutschen Hochschulen. In diesem Maaße dürfte eine vorübergehende Richtung nicht hervortreten; ob aber überall nicht, darüber hat der Einsender vielleicht Ansichten, die nicht so gelobt würden." Es ist nun wohl klar, daß sich Schweizer weder aus engherzigem Zunftgeiste, noch aus kirchlich-politischer Achselträgerei gegen Straußens Berufung erklärte, und so trifft ihn auch nicht die Spitze des Epigramms, welches der Verfasser der „Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich" gegen ihn schärfte:

Schwyzer magst Du wohl sein, zum Schweizer fehlt Dir der Freisinn:
Ueber die Glatze von Rom hing noch den „Schleier" Berlin.

Die Ungnade derjenigen, die ihre religiösen Grillen zur allgemeinen Geltung erheben wollen, zog sich Schweizer hauptsächlich durch das Votum zu, welches er in der Wintersitzung 1839 des großen Rathes bei der Berathung des Sabbatgesetzes abgab. Man hatte der Partei, die in Zürich mit dem Namen der Pietisten bezeichnet wird, die Absicht zugeschrieben, die gesetzlichen Bestimmungen über die Sonntagsfeier in einem Grade zu verschärfen, der Zürich in die Reihe der puritanischen Staaten Nordamerikas gestellt haben würde. Der vom Regierungsrathe ausgegangene Gesetzentwurf und die Diskussion zeigte zwar, daß diese Befürchtung ungegründet gewesen sei. Doch hielt es Schweizer seiner Stellung angemessen, einige Bemerkungen über die Grundsätze zu machen, aus welchen das in Berathung liegende Gesetz hervorgehen sollte, und hob besonders den Unterschied zwischen jüdischer Sabbatfeier und christlicher Heiligung des Sonntags hervor, was ihm denn von einem Mitgliede, der sich zum Champion der h. Schriften aufwarf, die Zurechtweisung zuzog, „daß er nicht an die heiligen zehn Gebote glaube." Daß dort, wo sich die Parteien scharf sondern, der Unbefangene von dieser und jener angefeindet wird, erfuhr auch Schweizer — doch verdient es Anerkennung, daß er, nachdem er als Professor der Theologie sprechen zu müssen glaubte, dies seiner Ueberzeugung gemäß und ohne Rückhalt that. Schweizer genießt als Prediger verdienten Ruf — seine Kanzelvorträge befriedigen den Verstand, ohne das Gefühl unangeregt zu lassen, und werden stets vor einem zahlreichen und gewählten Publikum gehalten. Daß er es immer ver-

mied, in ihnen das Gebiet politischer Polemik zu berühren, und so die ohnedies aufgeregten Leidenschaften noch mehr zu erhitzen, ist um so lobenswerther, als das Gleiche nicht von allen seinen geistlichen Collegen gesagt werden kann. Seine Vorlesungen an der Hochschule gehören zu den besuchtesten; an ihnen nehmen auch Nichttheologen lebhaften Antheil.

M. Ulrich (aus Zürich), prof. extraord. beschäftigt sich mit Erfolg mit exegetischen Forschungen über das neue Testament, welches auch der Privatdozent, Pfarrer J. C. Usteri zum Gegenstand seiner Vorlesungen wählt.

Dr. Bernhard Hirzel, welchem der 6. September ein politisches Relief gab, hat früher als Privatdocent Vorträge über Sanskrit gehalten. Die von ihm unlängst herausgegebene Uebersetzung des hohen Liedes unter dem Titel: „Das Lied der Lieder, oder der Sieg der Treue," zeigt, daß er die Stunden seiner Muße fortwährend Studien weiht, die er vielleicht nie, wenn auch nur vorübergehend, hätte verlassen sollen, um sich in das Getriebe der Tagespolitik zu mischen. Diejenigen, welche aus einer Handlung seines Lebens, die er selbst für nicht ganz gerechtfertigt erklärt, Veranlassung nehmen, ihn als Fanatiker und Volksverführer zu schildern, stellen ihn in entschieden falschem Lichte dar — er ist es eben so wenig, als in den Banden starrer kirchlicher Orthodoxie befangen, wie dies gerade auch aus seiner eben erwähnten Schrift hervorgeht.

II. Staatswissenschaftliche Fakultät.

Dem Dr. J. C. Bluntschli, (er ist prof. ord.*) Mitglied des Regierungs- und großen Rathes und dritter Gesandter an der eidgenössischen Tagsatzung) wird selbst von seinen entschiedensten Gegnern das Lob ungewöhnlichen Talentes und umsichtiger Thätigkeit zugestanden. Da seine Wirksamkeit als Staatsmann mit seinen Ansichten als Rechtsgelehrter, von denen wieder seine Wirksamkeit als Professor dem größten Theile nach abhängt, in innigem Zusammenhange steht, so ist es am passendsten, hier auf einen Aufsatz hinzuweisen, der gleichsam als sein juristisches Glaubensbekenntniß gelten kann, und unter dem Titel: Die neuern Rechtsschulen der deutschen Juristen überhaupt und die historische Schule insbesondere, in dem Octoberhefte 1839 der Hallischen Jahrbücher abgedruckt ist. Wenn er darin sagt: „Es soll das Recht nicht allein in den Richtern und Anwälten lebendig sein, es ist nicht in diese einge-

*) Obwohl nach dem Gesetze die Stelle eines ordentlichen Professors mit der eines Regierungsrathes unvereinbar ist, so hat Dr. Bluntschli doch den Titel und die Befugnisse eines Prof. ord. behalten, auf das Gehalt aber verzichtet.

schlossen, nicht für diese nur vorhanden, sondern in Allen, in den Hohen und Niedern, den Reichen und Armen, den Gebildeten und den Ungebildeten soll es ein lebendiges Recht sein, sie Alle umfassend, Alle verbindend, Alle beherrschend," und fortfährt: „Savigny faßte nun das Recht wie die Sprache und die Sitte wieder auf als eine Seite des Volkslebens. — So war denn wieder die Nationalität und Individualität des Rechtes anschaulicher geworden. Das Recht war nicht blos ein von oben her gebotenes, sondern aus dem Geiste der Nation war es herausgewachsen als dessen Form. Es war nicht ein willkührliches, das heute so und morgen anders sein konnte, sondern die Vergangenheit war mit der Gegenwart und Zukunft eng verbunden und verwachsen. Es war nicht ein zufälliges, sondern ein innerlich bestimmtes. — Diese Einsicht in die Natur des positiven Rechtes ist das allein charakteristische für die historische Schule —" so hat er damit nicht bloß das Wesen dieser Schule und sein Verhältniß zu ihr im Allgemeinen bezeichnet, es ist auch erklärt, warum er im öffentlichen Leben der Willkührlichkeit feind ist, welche alle Verhältnisse mit Einem Maaßstabe zu messen, und das Bestehende in das Prokrustesbett ihrer Theorie zu zwängen nicht ansteht. Nachdem er weiter der historischen Schule ihre Verdienste auf dem Gebiete des römischen Rechtes vindizirt hat, und zum Schlusse kommt, „daß es hier gegenwärtig keine historische Schule mehr gebe, weil, sobald einmal was eine wissenschaftliche Schule bisher zu einer Schule gestempelt hat, Gemeingut geworden ist der ganzen Wissenschaft, sie auch aufhöre als Schule zu gelten," sagt er einen andern Streit voraus in der Wissenschaft, der an die Stelle des erledigten zwischen der historischen und unhistorischen Schule treten werde, „einen Streit nämlich, zwischen der deutschen und römischen Schule," in der er den „ächten historischen Juristen" ihre Stelle auf Seiten des deutschen Rechtes anweist. Besonders gelungen ist die Schilderung des Gegensatzes zwischen römischem und deutschem Rechte, welches letztere er als gemeines deutsches Recht mit seinen einzelnen Volksrechten, den fränkischen, sächsischen, alamannischen mit der gemeinen deutschen Sprache und ihren Dialekten vergleicht. Die Hauptaufgabe der bürgerlichen Jurisprudenz für die nächste Zeit setzt er in die Nothwendigkeit für die Juristen aller deutschen Volksstämme, sich mit dem deutschen Rechte so vertraut zu machen, wie die Gebildeten es mit der deutschen Sprache thun müssen. Wenn er endlich auf das Gebiet des öffentlichen Rechtes übergehend anerkennt, das Staatsrecht und die Politik bedürfe einer totalen Umarbeitung im Sinne der historischen Schule und sagt: „Der wahren historischen Politik ist der Staat ein lebendiges Wesen, ein Organismus, in dem ein Geist wohnt," so spricht er damit zugleich sein Verdammungsurtheil über die Versuche aus, einen

Staat a priori zu konstruiren, und ohne Rücksicht auf die eigenthümlichen Bedingungen des Volkslebens abstrakte Grundsätze despotisch durchzuführen.

In Betreff der Lehrweise erklärt sich Bluntschli gegen das von Seite des Lehrers geistlose, auf Seiten der Schüler geisttödtende Diktiren, und wünscht besonders, daß die praktischen Zweige des Unterrichts in Zukunft weniger vernachlässigt werden, als es bisher geschah. Er schlägt zu diesem Zwecke, damit die Arbeit des Schülers in Wechselwirkung mit der Thätigkeit des Lehrers sei, exegetische Uebungen vor, selbstständige Behandlung neuer Rechtsfragen und Uebungen im gerichtlichen Verfahren.

Es mag nach dem Gesagten überflüssig scheinen zu bemerken, daß Bluntschli zu den beliebtesten Dozenten gehört, und seine Wirksamkeit im fortwährenden Steigen begriffen ist.

Dr. Fr. L. Keller, prof. ord., früher des Obergerichtes und mehrmals des großen Rathes Präsident, der politische Antagonist des Vorigen, wurde einst „die Inkarnation des radikalen Prinzips" genannt. Man hat ihn damit als den Leiter jener Richtung im Staatsleben bezeichnet, welche, wie der Rationalismus im religiösen, den Verstand und seinen Inhalt als die einzige Richtschnur nimmt, mit der die verschiedenen Gebiete desselben abgemessen werden sollen. Und in der That könnte der bloßen Verständigkeit kein besserer Repräsentant gegeben werden, als dieser Rechtsgelehrte, der mit der umfassendsten historischen und juristischen Bildung ausgerüstet, sie nur als Hebel benutzt, um damit Alles, was ihm in den Zuständen der Gegenwart ein seiner Meinung nach veraltetes Gepräge zu tragen scheint, aus den Angeln zu reißen. Vergleicht man ihn als Redner im großen Rathe, in dem er bis zur Septemberrevolution saß, mit Bluntschli, so weist schon ihr äußeres Auftreten auf den zwischen beiden bestehenden Gegensatz hin. Während dieser, von seinem Gegenstande hingerissen, weniger der geschlossenen Reihe seiner Argumente als der Ueberredungsgabe vertraut, die er in seine stark betonten, fließenden, mit lebendigem Geberdenspiel begleiteten Vorträge gelegt weiß, erhebt sich Keller, der bis dahin scheinbar theilnamlos, mit übereinandergeschlagenen Beinen ganz nonchalamment dagesessen, so ruhig, wie nur das Bewußtsein der Ueberlegenheit es bewirken kann, und greift seinen Gegner stets auf jener Seite an, wo er ihn am schwächsten weiß — indem er, was Bluntschli zuweilen übersieht, die Durchschnittsintelligenz der Versammlung berücksichtigt und von jener Waffe, die ihm vor Allen zu Gebote steht, dem Sachwitze, den glücklichsten Gebrauch macht. Bluntschli ist ein besserer Rhetoriker, Keller ein schärferer Dialektiker, jener, so durch und durch deutsch er sonst ist, französisch eloquenter, dieser englisch gedrängter, jener überredend, dieser überzeugend.

Keller lieſt über Zürcheriſches Partikular- und über römiſches Recht mit gleicher Meiſterſchaft. Seine Vorträge werden beſonders wegen ihrer Klarheit gerühmt, und Niemand macht ihm als Lehrer die Erfolge ſtreitig, die ihm als Politiker entgingen.

Dr. Ludwig von Löw (aus Naſſau), prof. ord., ein ausgezeichneter Germaniſt, bekannt durch ſeine Schrift über akademiſche Lehr- und Lernweiſe, ſeine Einleitung in das Studium der Rechtswiſſenſchaft und die „Germaniſtiſchen Rechtsfälle," hat an ſich die Wahrheit des Satzes erfahren müſſen, daß es Leute (und Städte) giebt, welche nicht leiden können, daß man von ihnen ſpricht, ſelbſt nicht, wenn man ſie lobt, weil ſie dadurch aus ihrer behaglichen Ruhe aufgeſtört werden. Seine Schrift „Zürich im Jahre 1837" hat eine Menge Theetiſchrezenſentinnen und Kaffeehauskritiker gegen ihn in Aufruhr gebracht, weil er ſich die Freiheit nahm, nicht Alles unbedingt vortrefflich zu finden, und Manches freimüthig, aber in der anſtändigſten, humanſten Weiſe tadelte, was die Bewohner des Athens an der Limmat ſelbſt, einige Perücken ausgenommen, als mangelhaft anerkennen. Wie wäre es erſt dem armen Deutſchen ergangen, wenn er zum Motto ſeines Büchelchens das Epigramm gewählt hätte, in dem ein ſchweizeriſcher Landsmann ſeine gute Meinung über Zürich ausſprach:

Du hießeſt Minervens Stadt, nicht mit erborgtem Ruhm;
Jetzt hat Merkur die Göttin fortgetrieben,
Und nur ihr Spieß iſt Deinem Bürgerthum
Als letztes Heiligthum geblieben.

Dr. von Löw iſt jetzt zum Hofgerichtsrath in Uſingen ernannt worden.

Dr. W. Sell (aus Heſſen-Darmſtadt), prof. ord., früher Privatdozent in Gießen, lieſt über Römiſches- und Criminalrecht, dieſes mit beſonderer Rückſicht auf das zürcheriſche Strafgeſetzbuch, ſo wie mit vergleichender Hinweiſung auf die Strafgeſetzgebungen der übrigen Cantone der deutſchen Schweiz, auf das peinliche Geſetzbuch der helvetiſchen Republik und das Strafgeſetzbuch für die eidgenöſſiſchen Truppen. Seine civiliſtiſchen Verſuche ſind ein intereſſanter Beitrag zur wiſſenſchaftlichen Förderung dieſes Zweiges des Rechtsweſens.

Heinrich Eſcher, früher Regierungsrath, prof. extraord., hat als Redakteur der Neuen Züricher Zeitung den bekannten Preßprozeß mit der Berner Regierung geführt. Seine ſchweizeriſchen Annalen ſind eine unentbehrliche Quelle zur Geſchichte der Schweiz ſeit 1830. Seine Thätigkeit als Dozent iſt vorzüglich auf Criminal- und Staatsrecht gerichtet.

Dr. G. Geib (aus Baiern), prof. extraord., kam aus Griechenland, wo er (in Nauplia) mit dem Titel eines Miniſterialrathes in der nächſten

Umgebung des Königs Otto verwendet war, an die Hochschule. Seine Vorlesungen und die Aufsätze in Mittermaier's Zeitschrift beurkunden ihn als gewandten Criminalisten.

Dr. J. B. Sartorius (aus Baiern), prof. extraord., hat als jüngstes Mitglied der Fakultät das Gutachten gefertigt, welches diese in der Streitsache des Stiftes Einsiedeln mit der Regierung von Aargau in der Angelegenheit des Klosters Fahr zu Gunsten des erstern abgab. Dies zog ihm das Mißfallen derjenigen zu, welche diesen Prozeß (es handelte sich um die Einsiedeln durch die Stiftungsurkunde von Fahr zugesicherten Eigenthumsrechte) nicht nach der auf die vorhandenen Dokumente und die historischen Thatsachen gegründeten Ansicht, sondern nach der „Staatsraison" d. h. nach der eben herrschenden Tagesmeinung entschieden wissen wollten. Als er daher in das Bürgerrecht von Rheinau aufgenommen, sich um das Landrecht bewarb, ertheilte es ihm die damalige Regierung gegen ihr bis dahin gewöhnliches Verfahren nicht unentgeltlich, obwohl er schon mehrere Jahre ohne Entgelt an der Universität gewirkt hatte. Sartorius ist Verfasser mehrerer geschätzter Schriften in seinem Fache.

Dr. J. Schauberg (aus Baiern), Privatdozent, hat sich in seinem neuen Vaterlande (er ist in Schwamendingen eingebürgert) schon ganz nationalisirt. Er nimmt als Mitbegründer und Redakteur des Beobachters aus der östlichen Schweiz, früher des schweizerischen Constitutionellen (beides Organe der gemäßigt conservativen Partei, welche jetzt die in Zürich herrschende ist) auch thätigen Antheil an der Politik, und hat seiner Kenntniß des Zürcherischen Rechtswesens eine einträgliche, aber vielbeschäftigende Stelle am Bezirksgerichte in Zürich zu verdanken. Obwohl er auch früher schon als Anwalt thätig gewesen war, so hat er doch in seinem Berufe als Dozent nicht Unbedeutendes geleistet, was die jetzt abgetretene Regierung durch eine ihm ertheilte Gratifikation anerkannte. Er liest über philosophisches Privatrecht und Exegese des Zürcherischen Strafgesetzbuches.

IIII. Medizinische Fakultät.

Die medizinische Fakultät begriff bis zum Abgange Schönleins beinahe die Hälfte der Schüler in sich, doch dürfte diese Zahl, was in den hiesigen Verhältnissen begründet ist, auch jetzt keine merkliche Abnahme erleiden.

Schönlein war, so wenig er sich in Politik mischte, zu einem public character der Schweiz geworden; ihm widerfuhr, was Dupin, daß man die meisten der kursirenden Bonmots auf seine Rechnung schrieb, und ein Berner Blatt bedauerte seine Entfernung auch deswegen, weil er der

schweizerischen Presse jeden Monat Stoff zu einem Paar Artikelchen geliefert, daß er, wenn auch keinen ebenbürtigen, wenigstens einen würdigen Nachfolger erhält, ist dann wahrscheinlicher, wenn die Stelle eines Direktors des neu erbauten Spitals mit der erledigten Professur verbunden wird.

Als inkonsequent erscheint an dieser Fakultät die Verpflichtung für die Doktoranden, eine lateinische Dissertation einzureichen, da doch in deutscher Sprache disputirt wird, und Vorkenntnisse in jener für die Studirenden der Medizin kein unumgänglich nothwendiges, gesetzliches Erforderniß zur Aufnahme sind.

Der Name Dr. Friedrich Arnold's (aus Baden), prof. ord., ist zu vortheilhaft bekannt, um nicht nähere Andeutungen über die Art in welcher das ihm anvertraute Lehrfach der Anatomie vorgetragen wird, überflüssig zu machen.*) Ihm steht als Prosector der Dr. Hodes (aus Fulda) jetzt außerordentlicher Professor zur Seite, welcher auch der Versammlung der italiänischen Naturforscher in Pisa beigewohnt hat.

Dr. Friedrich Arnold's Bruder, der prof. extraord. Dr. Wilhelm Arnold, Verfasser eines Lehrbuches der pathologischen Physiologie, ist an der Hochschule der einzige Repräsentant der homöopathischen Lehre, die in der Schweiz überhaupt wenig Anhänger zählt.

Dr. C. F. von Pommer (aus Würtemberg), prof. ord., welcher über Physiologie, Pathologie und Therapie liest, rechtfertigt durch eine langjährige, schon in den Feldzügen gegen Rußland ausgeübte, und durch die Verleihung eines Ordens anerkannte praktische Thätigkeit, mit der er bedeutende, auch durch die Herausgabe seiner Zeitschrift für Heilkunde beurkundete theoretische Kenntnisse verbindet, die ehrenvolle Auszeichnung, die ihm seine Collegen durch die Wahl zum Rector, welche Stelle er dieses Jahr bekleidet, widerfahren ließen.

Der Vorsteher der Poliklinik, Dr. J. Locher-Balber, prof. extraord., der als Operateur eines europäischen Rufes genießende Dr. H. Locher-Zwingli, prof. extraord., die Doktoren J. C. Spöndli, prof. extraord., und J. Meister, Privatdozent, welche den theoretischen und praktischen Unterricht in der Geburtshülfe besorgen, der Verfasser einer geschätzten „Splenologie" Privatdozent Dr. Giesker (aus Braunschweig) sind in den ihnen übertragenen Zweigen der Wissenschaft mit vielem Erfolge thätig, und es ist, was im Beginne dieses Abschnittes mit Bezug auf die hiesigen Verhältnisse ausgesprochen wurde, daß nämlich

*) Dr. Arnold hat einen Ruf nach Freiburg angenommen und an seine Stelle wurde Dr. Hänle, bisher Prosector an der Universität Berlin, berufen.

nach dem Abgange Schönleins die Schülerzahl keine merkliche Abnahme erleiden werde, auch durch die Leistungen dieser Dozenten gerechtfertigt.

IV. Philosophische Fakultät.

Dr. Eduard Bobrik (aus Königsberg), prof. ord. hat die Ansichten, welche seiner philosophischen Anschauungsweise zu Grunde liegen, auch einem größern Publikum verständlich in jenen Vorlesungen ausgesprochen, die er, als die Berufung des Dr. Strauß im Werke war, über Hegelsche Philosophie und Straußische Christologie hielt. Ein so ungünstiger Boden die Schweiz sonst für Alles ist, was an das Gebiet abstrakter Spekulation streift, so fand sich doch diesmal ein zahlreiches und gewähltes Auditorium zusammen, das insbesondere durch die Schlußvorträge welche das Verhältniß jener beiden Doctrinen zu Christenthum und Kirche auseinandersetzten, befriedigt schien. Bobrik, der früher in Bonn dozirte, ist, wenn es erlaubt ist, dieses Bild zu gebrauchen, ein selbstständig gewordener, für sich Blüthen und Früchte treibender Zweig vom Baume Herbart's, mit dem er auch den Vorzug eines freifließenden, die mannichfachsten Gebiete des Wissens berührenden und durchstreifenden Vortrages theilt. Seine Logik, welche, wie dies auf der so vielen Systemen zum Kampfplatze dienenden philosophischen Arena herkömmlich ist, allerlei Anfechtungen erfuhr, zeigt von einer durch die Bande der Schule unbeengten Originalität. Bobrik ist auch Verfasser mehrerer auf die Freimaurerei bezüglicher, in weitern Kreise bekannt gewordener Schriften. Für das laufende Semester ist das Rectorat der Universität an ihn übergegangen.

Im Jahre 1835 hielt Dr. Theodor Mittler (aus Leipzig), ordentlicher Professor der Geschichte, seine Antrittsrede. Er sagte darin, die Zeit des Systemmachens, des a priori Construirens sei vorüber — der historische Sinn mache sich geltend, und vom geschichtlichen Standpunkte aus baue man die Wissenschaften neu auf. Daraus werde endlich auch eine völlige Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben hervorgehen. Gewahrt man, wie selbst die Philosophie positiver, historischer wird, so kann man seiner Ansicht nur beipflichten und wünschen, seine Forschungen auf einem Felde, welches nur zu sehr noch dem kretischen Labyrinthe gleicht, möchten stets von einem so wahren Grundgedanken geleitet sein. Mittler beschäftigt sich dem Vernehmen nach mit einem größern Werke über die Zeit der Hohenstaufen, dessen Herausgabe man mit Spannung entgegensieht.

Es ist sehr zu bedauern, daß der geistvolle Historiker Dr. J. J. Hottinger prof. extraord. durch den Zustand seiner Gesundheit genöthigt ist, die Vorträge über Schweizergeschichte auf seinem Zimmer zu halten, was die Zahl der Zuhörer nothwendig beschränkt.

Dr. Heinrich Escher, Professor am Gymnasium, einer der gründlichsten Forscher im Fache der Schweizergeschichte, und Verfasser einiger werthvollen Monographien, hat dieses Jahr keine Vorlesungen angekündigt, vielleicht, weil die neue Besetzung des Erziehungsrathes, dessen Mitglied und Sekretair er ist, seine Geschäfte zu sehr häufte.

Der Privatdozent Conrad Ott, welcher über die Geschichte der französischen Revolution liest, und sich während eines längern Aufenthaltes in Paris mit dem Schauplatze selbst hinlänglich bekannt zu machen Gelegenheit hatte, zeigt in der Redaktion der von seinem Großvater, dem Bürgermeister Usteri, gegründeten Neuen Zürcher Zeitung, die jetzt eine gemäßigt liberale Farbe trägt, besonders durch die Wahl und Handhabung des auf das Ausland bezüglichen Journalstoffes vielen politischen Takt.

Dr. A. Müller (aus Würtemberg), prof. ord., früher Bibliothekar und Privatdozent in Heidelberg, der Gymnasialprofessor und Privatdozent J. L. Raabe (aus Brody in Galizien), der Lehrer an der Industrieschule und Privatdozent Dr. Gräffe, und der Privatdozent von Ehrenberg (aus Preußen, Herausgeber einer Zeitschrift für das gesammte Bauwesen) halten Vorträge über Mathematik in allen ihren Zweigen, und es ist allgemein anerkannt, wie viel Gelegenheit zur Ausbildung in dieser Wissenschaft hier geboten wird.

Die zweite Etage des Hauses, dessen erste Bürgermeister Hirzel bewohnt, umschließt auch das Arbeitszimmer Okens. Der Universität, deren erster Rector er war, ist sein Besitz wohl zu gönnen — doch ist sein Platz nicht in Zürich, und welchem Deutschen seines Vaterlandes Ehre am Herzen liegt, der muß wünschen, daß ein großgesinnter Herrscher, die Unbild früherer Jahre gutmachend, ihm seine Stelle dort anweise, wo sie ihm gebührt — an der ersten Hochschule seiner Nation, damit nicht späte Enkel es ihren Vätern zum Vorwurfe machen, daß sie einen der tiefsten Denker und edelsten Männer auf fremder Erde sterben ließen.

Die Naturwissenschaften in allen ihren Abtheilungen sind durch die außerordentlichen Professoren Dr. J. Fröbel (aus Schwarzburg-Rudolstadt) für Mineralogie und Geographie, Dr. O. Heer, (aus Glarus) für Entomologie und Botanik, Dr. C. J. Löwig (aus Baden) für Chemie, Erziehungsrath A. Mousson (aus Zürich) für Physik, und dem Privatdozenten Escher von der Linth für Geognosie — welche alle durch Schriften in ihrem Fache rühmlich bekannt sind, auf das genügendste vertreten.

An der Spitze der Philologen, nicht bloß Zürichs, steht Dr. J. C. von Orelli, welcher trotz seiner durch die Aemter eines Bibliothekars, Erziehungsrathes (dies war er bis zur Septemberrevolution), Gymnasialprofessors, und außerordentlichen Professors an der Hochschule vielfach

in Anspruch genommenen Thätigkeit fortwährend Zeit findet, die Reihe der von ihm gelieferten Meisterwerke mit neuen zu vermehren. Durch ihre, theils mit Orelli gemeinschaftlich, theils allein veranstalteten Ausgaben klassischer Schriftsteller des Alterthums haben sich die außerordentlichen Professoren Dr. J. G. Baiter (aus Zürich) und Dr. H. Sauppe (aus Sachsen), der Privatdozent und Gymnasialprofessor Dr. A. W. Winckelmann (aus Sachsen) und der Privatdozent S. Vögelin, V. D. M. und Inspektor der Stipendiaten in der gelehrten Welt einen verdienten Namen gemacht.

Der Gymnasialprofessor Fr. Ludwig Ettmüller (aus der Lausitz), liest als Privatdozent über altdeutsche Literatur, deren gründliche Kenntniß er durch die Herausgabe „Sankt Oswalds Leben," „König Orteids Meerfahrt," „die Lieder der Edda von den Nibelungen" u. s. w. an den Tag gelegt hat. Er gehört zu den gewandtesten und fleißigsten Forschern auf dem in Deutschland noch wenig durchmusterten Felde der angelsächsischen Sprache und wird der Uebersetzung und dem Commentare von „Sängers Veitfahrt und Ädhelstans Sieg bei Brunanburg" bald eine gleichartige Herausgabe Beowulfs folgen lassen.

Ueber italienische Literatur in italienischer, und über Geschichte in französischer Sprache hält der Privatdozent F. Gidrei (aus Venedig) günstig aufgenommene Vorträge.

Und nun noch ein Wort zum Andenken eines Todten. Am 19. Februar 1837 starb am Nervenfieber, in den Armen seiner Braut Georg Büchner (geb. 1813), der, nachdem ihm seine philosophische Fakultät in Zürich nach der Einsendung seiner Dissertation: Du système nerveux du barbeau, die Doctorwürde verliehen, als Privatdozent sich an ihr habilitirt hatte. Was er als Dichter war, noch mehr, was er geworden wäre, ist schon vielfach mit schmerzlicher Anerkennung gewürdigt worden — seine Vorträge über vergleichende Anatomie ließen die hohe Stufe ahnen, die er einst als Lehrer erstiegen hätte. Alle diese Hoffnungen hat der Tod in ihrem Keime zerstört — nur einige Blätter sind übrig geblieben als Vermächtniß eines begabten, edlen Geistes, die diejenigen, welche seinen frühen Hingang betrauern, ahnen lassen, daß er ihn wünschte. In den letzten Zeilen seines Tagebuches vergleicht er den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabende, und fügt hinzu: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß, aber ich bin müde, sehr müde — der Herr schenke mir Ruhe."

Bald darauf ist er gestorben.

VIII.

Die politiſche Journaliſtik und Publiziſtik der Schweiz

im Jahr 1840.

So lange man das Schriftweſen mit Literatur bezeichnet, glauben wir uns auch dieſer fremden Bezeichnungen bedienen zu dürfen. Periodiſche Preſſe und öffentliche Blätter klingt zwar etwas reiner und vornehmer, ſagt aber nichts anderes und drückt den Begriff nicht richtiger aus. Das Wort Zeitung ſoll nicht von Zeit, ſondern von Theiding oder Theidung, das heißt, von geſchehenen Dingen oder Geſchichte herkommen, wie Gazette von dem Namen einer Scheidemünze oder dem Leſegeld, das für ein Stück Neuigkeiten bezahlt wurde. Den Charakter der Oeffentlichkeit ſoll dieſen Blättern die Republik Venedig gegeben haben, wo ſolche zuerſt in der Form von Notizie Scritte, Kriegs- und Handelsnachrichten enthaltend, für die Neu- oder Wißgierigen an beſondern Orten ausgelegt worden.

Das Zeitungsweſen in dieſem Sinne als Veröffentlichungsmittel geſchehener Dinge ſetzt ein mittheilendes und empfangendes Publikum voraus und fordert zu ſeiner höchſten äußern Ausbildung die zwei großen die Weltgeheimniſſe durch Zeit und Raum verbreitenden Hebel der Preſſen und der Poſten. Man könnte daher auch füglich das Zeitungsweſen ein die Ferne wie das Dunkel vernichtendes, zur Schau geſtelltes Doppelgeſpräch des Publikums nennen. Der Gebrauch dieſer Gegen- und Wechſelbeſprechung hängt ab von Intereſſe, Intelligenz und Freiheit eines Volks, und ſteigt und fällt mit dieſen Faktoren. Daher läßt ſich auch das Verhältniß des ſchreibenden und leſenden Theils des Publikums und die Erſcheinung erklären, daß im Anfang dieſer Art Literatur die Zahl der Schreiber ſehr klein, die der Leſer ſehr groß iſt, im Fortgang beide immer mehr und mehr in der Zahl ſich ausgleichend annähern, und ſogar eine Ueberbildungsepoche denkbar wird, in welcher mehr

Menschen schreiben als lesen, wie auch oft in einer Gesellschaft alle reden und keiner hört.

In einer Republik, wenn sie wirklich Freistaat ist, sind alle Bürger stimmfähig und wer was zu sagen, aufzutischen, vorzubringen weiß und gebildete oder auch nur geübte Finger hat, eine Feder zu führen, der ist schreib- und turnirfähig. Ja selbst dem Fremden, der Streifzüge durchs Land macht oder sich irgendwo einnistet, steht die Funktion eines Journalisten und Publizisten offen. Ohne daß er irgend eine Rechenschaft oder Bürgschaft von seinem Wissen, Wollen und Treiben ablegt, macht er, wie der Einheimische freien Gebrauch vom höchsten Regalrecht des Geistes in Sprache und Schrift. Nicht nur will endlich jeder Kanton, Bezirk, Munizipalort, nicht nur jede Partei, Faction und Fraction ihr Sprachrohr haben, auch Buchhändler, Buchdrucker, Antiquare und Buchbinder gründen auf ihre Faust und für ihren Sack Zeitungsblätter, nehmen Redaktoren in Sold und werben um Correspondenten und Inserenten. Preßbengel und Druckerschwärze sind, wie Wasser und Luft, Güter von allgemeinem Besitz und Genuß geworden. Es herrscht eine allgemeine schrankenlose publizistische Gewerks- und Gewerbsfreiheit, da jeder den Wein, welchen er ausschenkt nach Gutfinden mit Wasser, Schwefel oder Bleizucker versetzt. Die meisten Kantonsregierungen betrachten auch die Publizistik keineswegs als ein passives und aktives Organ der öffentlichen Meinung sondern dulden dieselbe nur als ein nothwendiges Uebel. Mit Kampf und Müh hat ihnen eine beinahe gesetzlose Censur müssen abgerungen werden, und gegen einen zu freien Gebrauch der Preßfreiheit haben sich einige durch sogenannte Achtungsgesetze bürgerköniglich verbaricadirt. In finanzieller Hinsicht betrachten die meisten Behörden und Beamten die lästige, nur mit Ungeduld tolerirte Presse als eine Steuer- und Sportelquelle, haben daher Marken und Sperren über sie von Kanton zu Kanton verhängt, indem jeder Stand und jeder Ort um der Einwohner willen seinen Blättern den Stempel aufdrückt und von den aus fremden Staaten, das heißt, aus den andern Kantonen eingehenden Zeitungen so ungeheuere Posttaxen bezieht, daß diese oft den Abonnementspreis des Blatts um's zwei- und dreifache übersteigen. Und darin, in diesem geistigen Verkehr halten die Kantone der zersplitterten Eidgenossenschaft freundnachbarlich und bundesbrüderlich einander strengstes Gegenrecht. Von diesem Standpunkte aus, der in Europa kein Seitenstück und außer Europa wohl nur ein einziges, doch nicht vollkommen gleiches Seitenstück hat, muß die schweizerische Journalistik und Publizistik begriffen und beurtheilt werden. In Hinsicht auf Menge und Zahl der Blätter zeigen sich die außerordentlichsten Erfolge von Fortschritt und Ausdehnung. Wir glauben, daß in diesem Betracht das reichste Land an öffentlichen Zeitblättern der

ganzen Erde, Nordamerika, eingeholt habe und jetzt übertreffe. Im Jahr 1822, da das Netz einer zusammenhängenden und ängstlichen willkürlichen Censur noch über die ganze Schweiz ausgebreitet lag, zählte die Schweiz nicht mehr als etwa ein Dutzend eigentlicher politischer Blätter, nämlich etwa acht deutsche, zwei französische und zwei italienische Zeitungen. Jetzt erscheinen in deutscher und halbdeutscher Sprache wohl über ein halbes Hundert, und in den beiden welschen, ja sogar in der romanischen Sprache gegen dreißig Zeitungen, ein, zwei bis drei mal wöchentlich in klein und groß Format, auch mit Feuilletons; und wollte man die kleinere, oft ganz örtliche obscure Schaar von Anzeigern, Wochenblättern, Intelligenzblättern hinzunehmen, so stiege die Zahl wohl weit über hundert.

Was nun den geistigen Gehalt des schweizerischen Zeitungswesens betrifft, so müssen wir der Wahrheit zu Ehren leider das Bekenntniß ablegen, daß derselbe im Allgemeinen in umgekehrtem Verhältniß zu der Großzahl und Vermehrung der Zeitungsblätter steht. Indeß müssen wir aber auch bezeugen, daß es noch, wie von jeher namhafte und ehrenwerthe Ausnahmen giebt, und wir dürfen hoffen, daß, weil das Heilmittel auch hier in dem Uebel selbst liegt, die jetzt herrschende Geistesanarchie in eine sich selbst regelnde Frei-Ordnung aufgehen und bei schwindender Quantität die Qualität wachsen werde. Die Schweiz hat einige wirklich großartige schöne Muster von politischer Publizistik, und zwar von solcher, die einen mächtigen die politische Erziehung und allseitige Volksbildung fördernden Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten und zum Theil auch als die Stelle der Chroniken vertretende Quellen einer prüfenden Geschichtsschreibung angesehen werden können. Obenan steht in diesem Betracht in älterer Zeit der von Pestalozzi projektirte, von Zschokke aber mit musterhafter Popularität in Sprache und Sinn durchgeführte und lang erhaltene Schweizerbote; in neuester Zeit die beim Anbruch der Volksbewegungen im Jahre 1829 wie ein Meteor aufgehende, kurz verweilende aber höchst intensiv und extensiv wirksame und mit dem Leben ihres Redaktor's des sinn- und thatkräftigen Maier von Trogen erlöschende Appenzellerzeitung. Dem erstern zur Seite gingen theils ihm entgegen gesetzt, theils wetteifernd mit ihm vor allem die überaus volksthümliche und körnige altgestimmte Freitagszeitung von Bürkli, der weitverbreitete Correspondent von Schaffhausen, die frühere Aargauerzeitung, die neue Zürcherzeitung (von Usteri), der St. Galler Erzähler (von Müller-Friedberg), der besonders in kirchlicher Hinsicht bedeutsame Wegweiser in der Eidgenossenschaft und noch früher die gehaltreichen Tagblätter der helvetischen Republik und das historisch nicht unwichtige Solothurnerwochenblatt (von Lüthy). Dem Abschnitt und Wendepunkt, welchen die

frische, kühne, lebendige Appenzellerzeitung in der schweizerischen Publizistik bezeichnete, gehen theils vor, theils zur Seite und es folgen nach der Waldstetterbote und die allgemeine Schweizerzeitung von Bern, lange Zeit die stärksten und schärfsten Oppositions- und Restaurationsblätter, dann der Republikaner von Zürich, der dortige Freiheitsfreund, der Bernervolksfreund, das aargauische Volksblatt der Eidgenossen von Luzern, der schweizerische Beobachter von Bern, der Freimüthige von St. Gallen (trefflich geschrieben von Dr. Henne) der Nouvelliste Vaudois, die Helvetia vom Jura, und endlich die großartigste, durch Umsicht, Haltung, Grundsätze und Schreibart ausgezeichnete Erscheinung der Europe centrale in Genf (von James Fazy), der schnelllebenden und nicht ganz einheimischen „jungen Schweiz" die übrigens auch ihre guten Blätter hat, gedenken wir nur der Uebersicht wegen. Wir haben hier nur das Bedeutsamste der frühern Perioden erwähnt, es wird die Aufgabe einer publizistischen Literargeschichte sein, die Reihen vollständig anzuführen und die besondern Leistungen ausführlich zu würdigen.

Wir gehen nun zu unserer eigentlichen Aufgabe über, nämlich eine skizzirte Revue von den in der Gegenwart noch bestehenden Blättern und den neu hinzugekommenen zu geben. Es versteht sich, daß wir uns nur auf die hauptsächlichsten Produkte der Kantone und eine gedrängte Charakteristik derselben beschränken werden. Wir werden unsre Schau der Reihenfolge der Kantone nach anstellen.

Zürich.

1. Die Freitagszeitung von Bürkli ist die lebenszähe-veteraine, welche sich von der aura popularis nährt und erhält. Anhänglichkeit an's Alte ist ihr Charakter. Sie leibt und lebt im Sinn und Geist des Zürchervolks im Guten wie im Bösen. Zur Zeit der neuesten Kantonsumwälzung hat sie einen neuen Aufschwung genommen. Die Zahl ihrer Abonnenten soll 6000 sein. Hausbackner Verstand und ein derber drolliger Witz sind ihr Styl. Ihr gebührt der Ruhm einer Tugend. Es ist die einer durch alle Zeitenwenden hindurch bewahrten nationalen Gesinnung und Haltung dem Ausland gegenüber. Die Freitagszeitung war immer schweizerisch-volksthümlich. Sie hat niemals fremden Götzen geopfert.

2. Die neue Zürcherzeitung, für höhere Kreise angelegt als die vorige, sie erscheint wöchentlich dreimal und befriedigt seit einer Reihe von Jahren die gemäßigt-gesinnten Gebildeten. Ihre Haltung ist würdig, doch wär ihr mehr Farbe und Leben zu wünschen. Der öftere Wechsel

von Redaktionen, wodurch ſie auch mehrmal in Hände von Ausländern überging, hat ihr geſchadet. Gegenwärtig wird ſie von einem ſoliden jungen Gelehrten, von dem Privatdozenten Conrad Ott redigirt. Einen Vorzug vor andern geben dieſem Blatte die oft eingeſtreuten recenſionsartigen literariſchen Anzeigen, da die ganze Schweiz nicht eine einzige Literaturzeitung hat.

3. Der ſchweizeriſche Republikaner, in ſeiner erſten Zeit, in der Blüthezeit unter der Redaktion von Ludwig Snell, hatte ſich beſonders Verdienſte um die Geſtaltung der neuen Ordnung der Dinge erworben, und ſich öfters durch gediegene Aufſätze, geſunde politiſche Urtheile und eine gut gehaltene Schreibart ausgezeichnet. In neueſter Zeit hat aber der Republikaner an ſeiner Selbſtſtändigkeit verloren, indem er als Condottiere in Dienſt von Parteiintereſſen getreten iſt, welche er gut dialektiſch verfocht, aber auf dieſem Wege es nicht wieder zu ſeiner alten Glorie brachte. In Hinſicht auf Grundſätze und Thatſachen läßt ſich das Schweizervolk nicht leicht irre führen.

4. Der Beobachter der öſtlichen Schweiz, das baare Gegentheil des Republikaners, inſoweit er nämlich dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Zürich, der aus der letzten Umwälzung hervorgegangen, vertritt. Unter dem Patronat von Dr. Bluntſchli ſoll den Beobachter Hr. Privatdozent Schauberg redigiren. Das Blatt iſt als Verſchmelzung von dem Sulzer'ſchen Conſtitutionel und der ehemaligen Thurgauerzeitung entſtanden und trägt jetzt das Gepräge eines Miſchlings aus einem gedoppelten Juſte- und Triſte — milieu mit der Deviſe: beſonnener Fortſchritt!" Es ſpricht daher oft den gemeinen Volksſinn an, aber verletzt den eigentlichen Volksgeiſt.

5. Der Landbote von Winterthur hat urſprünglich ſeine Miſſion von der Contre-Inſurrektion erhalten und bildet eine geregelte Oppoſition gegen die jetzige Magnatentafel in Zürich. Der Landbote ſpricht gut wie ein Advocat und ſchreibt fertig, wie ein Bürocrat. Als Ferment hat das Blatt in der neueſten Zeitgeſchichte auch ſeinen Werth. Es enthält oft beachtenswerthe Winke.

6. Der ſchweizeriſche Jugendfreund unter der Redaktion von Ferdinand Meyer, jetzigem Präſidenten des Erziehungsraths eine merkwürdige Metamorphoſe des „ſchweizeriſchen Jünglings" einer Schöpfung von dem jetzt verpönten Seminardirektor Scherr. Dieſer Jugendfreund macht den Uebergang von der politiſchen zu der literariſchen Journaliſtik, welche in der Schweiz nicht ſo ſcharf geſchieden iſt, wie anderswo.

Uri, Schwyz und Unterwalden.

Von einem Buchreviſor in den Blättern für literariſche Unterhaltung iſt geſagt worden: „Es fänden ſich in der Schweiz noch geiſtige Einöden deren Bewohner im Zuſtande literariſcher Unſchuld und Nacktheit lebten oder höchſtens mit einem einzigen Zeitungsblatte ihre Schaam zu bedecken ſuchten.“ In den geiſtigkleinen Urkantonen war dies buchſtäblich wahr, ehe die aus Italien, Belgien und Frankreich eingewanderten **Peres revenants** der Geſellſchaft Jeſu die dritte Linie ihrer Verfinſterungscolonien angelegt, und Schwyz ihren Caſtellen in Freiburg und Sitten beigeſellt haben. Jetzt wird mit eifrigſter Anſtrengung gearbeitet, daß das Wort, welches Eduard Gans im 2ten Band ſeiner vermiſchten Schriften über dieſe Region ausgeſprochen, in Erfüllung gehen. Da kann alſo auch von geiſtiger Unſchuld und Nacktheit keine Rede mehr ſein.

In Uri erſcheint das Urnerwochenblatt ſeit 1838, war anfangs ein dünner Milchbrei von einem verſtändigen und wohlgeſinnten jungen Mann aufgetiſcht, wodurch die Nachkommen Tell's an ſolidere geiſtige Koſt gewöhnt werden ſollten. Aber auch dieſer Geiſtesnahrung trat der Verleger Hr. Landammann Z'Graggen und das väterliche Landesregiment hemmend und abſchreckend entgegen. Das Blatt hatte doch ſchon 800 bis 1100 Abnehmer und ſtieg bis in die Alpenhütten auf. Jetzt hat man die Redaktion deſſelben um das zu ſchnelle Wachsthum zu verhüten, in die Hände eines Buchbinders gelegt.

In Schwyz, gegenwärtig der curialiſch-jeſuitiſchen Reſidenz, hauſt der Waldſtetterbote. Dieſer Bote als Reffträger mit dem dampfenden Tabakspfeifchen im Mund und einem groben Knüttel in der Hand trat in der Zeit, als das Junker- und Pfaffenthum reſtaurirt werden ſollte, dem Schweizerboten gegenüber. In ſeinen erſten Zeiten war der von ſeiner Partei wohlunterhaltene Bote, wenn auch nicht geiſtreich und witzig, doch ſchnakiſch und drollig, und ſpielte ſeine Rolle gut, wenn es darauf ankam, eine alte Sitte im Volksſinn zu vertheidigen, oder dem ungebundnen Liberalismus eine Ohrfeige oder Maulſchelle zu ſtecken. Nachdem aber der Bote ſomnambül geworden und ſein Dienſt weniger routinirten Nachfolgern übertragen ward, wollen ſelbſt in den Ländlerbergen die abgebrauchten Schnurren und Poſſen nicht mehr ihre Wirkung thun. Mitten in der Wohlfartsglorie des herrlich aufblühenden Kantons Schwyz magert das arme Schooßkind immer mehr ab. —

Unterwalden iſt ohne Preſſe und frei vom Druck der Literatur.

Zug.

In dieſem Kantönchen, welches wie Berg und Thal, auch Alt und Neu vermittelt, gab ſich vor einiger Zeit ein freier Schweizer heraus, aber

es war die Stimme des Predigers in der Wüſte und des unnützen Predigens müde ſiedelte der freie Schweizer aus und überließ ſeine Erſcheinung in Zug einem andern, der nun noch der Freiheit die Stange hält, ſo gut wie möglich.

Glarus.

Die Glarnerzeitung iſt eine Stiftung des jungen Glarus. Ein friſcher wilder Waldbach ſtürzte ſie anfangs über Stein und Fels in's Land hinab, und der ſinnige Landmann horchte auf, und vernahm manch Neues und Gutes — aber das Blatt ſchritt nicht gehörig fort und ging doch zu weit. Es beſteht ein Jahrzehend und iſt nicht über 1830 hinausgekommen mit ſeiner kantonalliberalen und confeſſionallegitimen Tendenz.

Seit der Zürcher — wende, welche auf keinen Kanton einen ſo mächtigen Einfluß geübt hat, wie auf Glarus, iſt dem vorigen Blatte an die Seite geſtellt worden: „der Alpenbote.“ Dieſer wird geſchrieben von dem bekannten ehemaligen Redaktor des Bernervolksfreunds in Burgdorf. Noch können wir darüber nicht viel ſagen. Nicht ſehr erbaulich iſt der Senf nach Tiſch, der Zank der zwei Blätter und die geſtürzte Zürcherregierung, welche die Glarnerzeitung noch fortwährend in Schutz genommen. Wir glauben, es ließe ſich in Glarus ſelbſt beſſerer Stoff zu freundlichen Geſprächen der zwei Nachbarn finden.

Appenzell.

Am Vorabend der neueſten Umgeſtaltung der Schweiz im Jahr 1829 flammten auf den Berghöhen von Appenzell die erſten Kampfzeichen auf. So unerwartet und kräftig ertönte der Freiheitsruf des Alpenſohns von Trogen und einer kleinen Schaar ſeiner Freunde, daß die überraſchte Stadt- und Geſchlechtsherrſchaft in der Schweiz den Sturm für bloßen Scherz und Spaß hielt. Aber mit dem Tode Meier's und der Verdrängung der erſten Kämpfer, die mehr als nur Kantonsumänderungen erſtrebten, durch den grundſatzloſen Liberalismus verſtummten auch die Donnerſtimmen vom Gebirge und an die Stelle der alten Appenzellerzeitung für die Schweiz trat die neue für den Kanton, welche noch von guter Geſinnung zeugt, aber außer Appenzell wenig mehr geſucht wird, während die alte, wie noch keine andere die Idee eines Nationalblattes verwirklichte und eine geiſtige Centralgewalt ausübte. So bläſt auch im Blätterreich der Geiſt, wo er will.

Bündten.

Wie in einer Fata morgana drückt sich die Natur des Landes und seiner Bewohner an dem Geisteshimmel seiner Publizistik aus. Eine nicht nur für die Schweiz, sondern auch für das Ausland interessante Erscheinung ist das Erbtheil, das sich im Leben der Romanen erhalten, ihr Idiom, welches sie zur Schriftsprache auszubilden bemüht sind. In altrhätischer Mundart kommt in Chur eine Zeitung heraus, der Grisun romansch. Nicht nur in der Sprache, auch in der Sinnesweise strebt das Blatt nach Annäherung zu dem altfreien Geiste des Landes. Die große Eigenthümlichkeit in Inhalt und Form, dürfte ihm, sollte man glauben, endlich einen weitern Lesekreis verschaffen, als es bisher errungen.

Die volksthümliche und freisinnige Kantonalpartei giebt die Bündnerzeitung heraus, jetzt unter Christ's Leitung, ein nach seiner Bestimmung achtenswerthes Blatt.

Die Schattenseite stellen dar die Churerzeitung und der Religionsfreund. Die erstre, von Hrn. Tscharner redigirt ist legitimistisch-doktrinair, die zweite, curialistisch-fanatisch, von Latour, vulgo Fuchs, geschrieben. Diese zwei Blätter sind als schlau und geschickt angelegte Conservatorien des weltlichen und geistlichen Bündtnerschlendrians zu würdigen.

Thurgau.

Ein Seitenstück zur ersten Appenzellerzeitung war der Wächter im Thurgau, eine Schöpfung aus der Zeit der hell- und freisinnigen Pfarrer Bornhausen und Bion. In den Jahren des Aufschwungs war diese Zeitung eine wirkliche Leuchte, oft strahlend von Witz und Laune in populairer Haltung. Sie berührte oft die faulen Flecke und Bundesschäden der Vororte und Tagsatzungen und nicht selten belustigten und belehrten die in vielfachen Abdrücken aus ihr verbreiteten Aufsätze und Gedichte das Schweizervolk. — Aber, nachdem alles eingeschlafen, ist auch der Wächter zu Weinfelden schlafen gegangen. Eine Zeitlang machte statt seiner der wackre Dr. Boksberger die Runde. Allein seit dieser gestorben, scheint auch der Wächter todt.

Schaffhausen.

Es war eine Zeit, da die Schaffhauserzeitung, Correspondent genannt, mit dem reitenden und blasenden Postillon auf der Stirne, die Neuigkeiten aus der ganzen östlichen und nördlichen Welt in die Schweiz brachte. Sie war die gelesenste und einträglichste Zeitung und so ein festes Band zwischen den Lesern und Herausgebern. In neuester Zeit

hat ſie ſich aber nicht mehr auf dieſen Novitätenkram beſchränkt, ſondern iſt ein eigentliches Tendenzblatt geworden. Die zwei Brüder und Herrn Geiſtlichen Hurter ſind zu gelehrt und feinſinnig, um gemeine Zeitungsſchreiber zu ſein. Sie haben das Mißgeſchick in einem republikaniſch-proteſtantiſchen Kleinſtaat lebend als Gegner der Freiheitsentwicklung und Freunde des Papismus verdächtig und mehr als verdächtig zu ſein, weswegen die böſe moderne Welt ſie für Jeſuiten zu erklären ſich vermaß und ihr Blatt mit dem Namen Schaffhauſerſtrick zu bezeichnen pflegt.

Aargau.

Der Schweizerbote wohnt zwar noch in dem guten alten Hauſe geziert mit dem zwei und zwanzig Wappenſchildern der ganzen und halben Kantone, aber es iſt nicht mehr der gute alte Bote, der das Haus gebaut hat. Der frühere Schweizerbote war Heinrich Zſchokke. Der Schweizerbote iſt nebſt Bürkli der Jubelſenior der ſchweizeriſchen Publiziſten. Vor vierzig Jahren, in der helvetiſchen Revolutionszeit, begann er ſeine Laufbahn, und wurde gleich anfangs und blieb es wohl dreißig Jahre der Liebling des Schweizervolks. Die Popularität ſeines Sinnes und Ausdrucks war in ſeiner guten Zeit wahrhaft klaſſiſch und hat literar- und kulturgeſchichtliche Bedeutung. Das jüngere Geſchlecht der Journaliſten hat durch den Schweizerboten ſchreiben und ein großer Theil Schweizer am Schweizerboten leſen gelernt. In Hinſicht auf das öffentliche Leben und die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft war der Schweizerbote eine politiſche Macht. Sein Blatt war ein Sammelplatz freiſinniger Kräfte und mehr als eine Schlacht in Räthen und Gemeinden iſt durch Aufſätze des Schweizerboten gewonnen worden.

Ganz anders geſtaltete ſich aber der Schweizerbote als er aufhörte, unbefangenes allgemeines ſchweizeriſches Oppoſitions- und Progreſſionsblatt zu ſein, beſonders nach der Zeitenwende von 1830, als er der Verfechter der Prinzipien der ultraliberaliſtiſchen Kantonalparteien und einer Gouvermentalpolitik ward.

Den Gegenſatz zum neuen Schweizerboten bildete die zur Zeit vom Fabeldichter Fröhlich redigirte neue Aargauerzeitung. Dieſe iſt ein förmliches Oppoſitionsblatt gegen die neue Ordnung der Dinge, ein Parteiorgan, das aber mit Klugheit und Geſchick geſchrieben wird.

Die Aargauerzeitung in Baden, iſt an die Stelle des Aargauiſchen Volksblatts getreten, in Geſinnung und Streben patriotiſch und liberal, aber oft ausſchweifend. Gemäßigter, aber auch weniger intereſſant iſt die von einem Regierungsgliede redigirte ſchweizeriſche Volkszeitung. Zwiſchen, über und unter all dieſen Journalen wird

geblasen das Alpenhorn und das Posthörnchen in Aarau, und unlängst haben sich noch aufgemacht der Freiämtler in Bremgarten und die Volkszeitung in Zurzach, so daß im Aargau bald jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf seine Presse und Zeitung haben, und das contrastirendste Extrem zu den kleinen Kantonen bilden wird.

St. Gallen.

In Hinsicht auf die vielen Zeugungen und raschen Geschlechtsfolgen von öffentlichen Blättern steht St. Gallen dem Aargau zunächst. Noch vor nicht langer Zeit stunden der treffliche Freimüthige von Dr. Henne und die muntere Dorfzeitung von Dr. Borberg in frischem blühenden Leben. In Ungnade gefallen bei dem umgestimmten Publikum sind sie untergegangen und eingeschmolzen worden.

Das St. Gallische Hauptblatt ist der Erzähler, ein Erbe von Müller-Friedberg an seinen Nachfolger Landammann Baumgartner. Der alte Erzähler ist einst mit andern Blättern in der Nemesis von Luden charakterisirt worden, und es dürften die meisten charakteristischen Züge noch auf den neuen Erzähler passen. Wenn Staatsmänner in Freistaaten Zeitungen schreiben, so tragen sie meistens ihre Politik in die Publizistik hinein und sie bezeichnen ihre Bahn mit diplomatischen Schwalbenflügen. Sie mögen das Tros Tyriusve an die Stirne ihrer Blätter setzen oder nicht, so weiß man, daß es mit ihrer Unbefangenheit nicht weit her ist, und daß sie ihre fixen Pläne und Zwecke verfolgen. Solche Zeitungen sind meistens nur Kundmachungen aus dem Kabinet und gleichen dem Kartoffelsack, den der Bauer zuweilen umwendet. Uebrigens sind wir weit entfernt, nicht anzuerkennen, daß der Erzähler in Hinsicht auf Sachgehalt eins der interessantesten und auch eins der mit großer Gewandtheit und Haltung geschriebenen Schweizerblätter ist.

Neben dem Erzähler erscheinen im Kanton noch die St. Gallerzeitung, der Toggenburgerbote und Rheinthalerbote. — Alle drei Blätter haben eine klare und entschieden auch wohlgehaltene republikanische Tendenz. Sie zeigen, wie verschiedene Ansichten und abweichende Meinungen sich allgemeinen und gemeinsamen Grundsätzen unterordnen und einander selbst entwickeln und fördern können.

Noch haben wir hier eines Blatts zu erwähnen, welches sich mit großer Unwahrheit Wahrheitsfreund nennt. Es ist der lucus a non lucendo, und gehört zur hierarchisch-demagogischen Publizistik.

Luzern.

Wenn man von Wochenblättern absieht, ist die publizistische Presse in diesem sonst geistesheitern Kanton noch sehr jung. Der Waldstet-

terbote hat mit seinem Preßbengel auswandern müssen, und daß die Polizei der regenerirten Republik auch keine große Liebhaberin von zu vielem oder zu starkem Schreiben und Lesen ist, haben der Lungisland und der Wächter am Pilatus erfahren. Der erstre ist, wie die Engländer sagen, am gebrochnen Herzen gestorben und dem Wächter ist dringend das Schlafen empfohlen worden, doch hat der erstere wenigstens seine Mission erreicht.

Die eigentliche Staats- und Rathszeitung ist ein in Sursee unter dem Titel „Eidgenosse" und mit dem Bilde von Wilhelm Tell herausgegebenes Blatt. Aus dem Umschwung der Dinge im Jahre 1831 hervorgegangen, hatte dieß Blatt auch seine gute rühmliche Periode. Eine Zeitlang entsprach es seinem Namen und Beruf treu und würdig. Auch später noch finden sich Anklänge aus bessern Tagen. Im Ganzen aber hat es sich endlich in die Parteitendenz der blindauflärmischen und ultraliberalistischen Sturm- und Drangperiode verloren. Neben dem Eidgenossen spricht die Luzernerzeitung zum Publikum, mit gedämpfter Stimme und rückwärts gewandtem Gesichte, eine Schwester vom Waldstetterboten, doch klüger und stiller ihr zerrüttetes Hauswesen möglichst gut besorgend.

Die schweizerische Bundeszeitung schon des Namens wegen in diesen bundeslosen Zeiten eine merkwürdige und achtenswerthe Erscheinung hat sich große Zielpunkte gesetzt: die Volksfreiheit im Kanton und einem neuen Bundesverein im Ganzen. Mehr als irgend ein Blatt hat sie sich an die Volkspartei angeschlossen, und ist in dieser Richtung so weit gegangen, daß sie pfäffisch-demagogischer Gesinnung verdächtigt werden konnte. Es ist zu erwarten, daß sie durch fernere Entwickelung ihrer Grundsätze ihr allerdings etwas schroffes Auftreten gegen das entgegengesetzte System rechtfertigen werde. Wir glauben, das Blatt habe eine Zukunft.

Solothurn.

Das Solothurnerblatt gehört zu der leichtern und beweglichern Waffengattung, nimmt aber in dieser einen vorzüglichen Rang ein. Es ist mit mehr Geist und Witz geschrieben, als die gewöhnlichen Kantonsblätter, nur huldigt es zu sehr dem herrschenden Zeit- und Ortsgeist. Es hat Anflüge feinerer Denkart und zuweilen auch nationale Anwandlungen, allein mit einer Art von Uebertreibung, welche Zweifel über die Klarheit der Einsicht oder den Ernst der Meinung erregen muß. Seit ein paar Jahren ist als Gegenfüßler aufgetreten die Schildwache am Jura. Die Schildwache am Jura hat die Geistesrüstung des Restaurator Ludwig von Haller angezogen. Unter ihrem Schutz und Hort vertritt ein gut

eingeſchulter Jeſuitenzögling die Intereſſen des Patriciats und Clerus. In dem Maaße, wie der Waldſtetterbote abgenommen, hat dieſe Schildwache in der katholiſchen Schweiz Terrain gewonnen. Der Schildwache am Jura gegenüber hatte ſich auch ein Sänger am Jura aufgeſtellt, welcher den Wächterruf überſtimmen wollte, wir wiſſen aber nicht, da wir nichts weiter gehört, ob der Sänger nicht beim letzten Winterſchauer verſtummt iſt.

Freiburg.

Längere Zeit beſtand in dieſem Hauptſitz der jeſuitiſchen Congregation eine von einem der mächtigſten Beförderer derſelben, Omahoni redigirte Zeitſchrift Le Veridique. Was bei Leuten, welche die Menſchheit zu blindem Glauben und ſklaviſchem Gehorſam verdammt halten, die Wahrheit ſagen heißt, hat die Schweiz vom Veridique erfahren. Neben dem Veridique und ihm zuweilen entgegentretend beſtund le Journal de Fribourg, welches weniger die Aufklärung und Freiheit des Volks, als den Gouvernementalliberalismus und die ſchwache neue Ordnung der Dinge in Schutz nahm. Beide ſind abgeſchieden und wenig betrauert.

Bern.

Still wie in einem Carthäuſerkloſter, wo das Reden verboten iſt, ging es ehedem in der großen Republik, dem Reich der Mitte der Schweiz zu. Auf dem alten düſtern Rathhauſe ward für die ganze Republik und für alle Republikaner in ihr gedacht, geſprochen, geſchrieben, gerathet und gethatet — ſo war's in dem bon vieux temps, und noch im Uebergang zur neuen ſchlechten Zeit, die man durch Verbote des Schweizerboten und der Appenzellerzeitung abhalten zu können glaubte. Wer wird ſich da wundern, daß, als das Schloß von Mund und Fingern abgenommen ward und das langwierige und langweilige Silentium aufhörte, Alles zu reden anfing, wie ihm der Schnabel gewachſen und die Red- und Schreibfreiheit nirgend ſo laut und weidlich genoſſen und ausgeübt ward, wie in der entfeſſelten Republik.

Die erſte Sprecherin, welche das Laut- und öffentlich Reden anfangs noch wie ein Schwefel- und Opium Monopol mit hochobrigkeitlichem Privilegium für ſich anſprach und handhabte, war die allgemeine Schweizerzeitung. Wer erinnert ſich nicht noch der terroriſtiſchen Publiziſtik, welche in jenen Tagen des Zorns unter Albrecht dem erſten und letzten ausgeübt ward! — Durch den Verluſt ihres Hypomochlions und die Gewalt der Umſtände iſt dann freilich die allgemeine Schweizerzeitung eines der vielen Blätter geworden, die wie die andern ohne weitere Excellenz, als die ſie ſich ſelbſt geben, ihre Partei vertreten und deren In-

teressen vertheidigen. Die allgemeine Schweizerzeitung nun ist das Organ des gestürzten Patriziats und der alten Ordnung. Von diesem Standpunkte aus läßt sich ihr ganzes Wesen und Treiben erklären. Auch läßt sich ihr Geschick, Muth und Beharrlichkeit in Verfolgung ihrer Aufgabe nicht absprechen. Wenn sie im Anfallen und Bekämpfen, Anders denkender oft Maaß und Ziel überschreitet, so rächt sich dieß an ihr selbst.

Der Berner Volksfreund steht seit dem Jahre 1831 der vorigen gegenüber. Er erscheint in Burgdorf und ist von den Gebrüdern Schnell gegründet. Diese, die Männer von Münsingen sind die Volkstribunen, von welchen die Umwälzung der im Jahr 1815 gegen den Volkswillen zurückgeführten alten Ordnung ausging. Mißlang ihnen die That, so würden sie vielleicht mit dem Leben auf dem Schaffot gebüßt haben. Eine Rolle dieser Art läßt sich eben so wenig als die ihr entgegengesetzte, ohne Animosität, Leidenschaft und Ausschweifung denken. Wer den Volksfreund beurtheilen will, muß die allgemeine Schweizerzeitung lesen, wie umgekehrt. Uebrigens ist der Volksfreund immer noch ein Organ der Volkspartei. Diese würde er aber würdiger und glücklicher vertreten haben, wenn er weniger auf Nationalinteressen beschränkt sich auf den föderalistisch-nationalen Standpunkt erhoben hätte. Eine politische Partei, welche zuerst aufstund, darf nie in der Folge zurückbleiben.

Der schweizerische Beobachter, die Institution eines Buchhändlers. Die verschiedenen Redaktoren und Mitarbeiter haben dem Blatt im Ganzen eine freisinnige, doch nicht immer in sich zusammenhängende Richtung gegeben. In Beurtheilung bernischer Zustände, besonders in Sachen des Rechts und der Gesetzgebung verdient das Blatt mehr Zuversicht, als in Besprechung der Angelegenheiten anderer Kantone oder der Eidgenossenschaft. Abgesehen von seiner Stellung zum Volksfreunde, die von Gereiztheit zeugt, ist Streben nach Unparteilichkeit aus ihm hervorleuchtend.

Der Bernische Verfassungsfreund entstand in den Zeiten der Bedrängniß der Republik durch die französischen Vexationen. Er trägt daher noch das Gepräge seiner Abkunft und Bestimmung. Gegnerische Blätter haben den Verfassungsfreund einen geschmeidigen Regierungsfreund genannt, ihn für ein Schutz- und Trutzblatt des liberalen und conservativen Justemilieu erklärt, und behauptet, er würde von Schwaben redigirt. Der Charakter des Blatts und das Dunkel, in welches sich die eigentliche Redaktion wohl aus guten Gründen hüllt, mag dazu Anlaß gegeben haben.

L'Helvetie erscheint im bernschen Jura (Pruntrut). Sie ward zur Zeit des höchsten Aufschwungs der Gemüther, im Jahr 1832, von Neuenburger und Berner Patrioten gegründet. An ihrer Spitze

ſtand Stockmar, unter deſſen Leitung ſie früher von Gaullieur und ſpäter von einem Italiener Bassy redigirt ward. Das Blatt hatte urſprünglich eine radicale und nationale Tendenz. Dieſe modificirte ſich aber mehrmal, je nachdem Stockmar eine Stellung zur Regierung in Bern einnahm; ward aber nie ganz aufgegeben. Als Stockmar ſelbſt in die Regierung gerufen, nachher aber als Betreiber der Lostrennung des Jura vom Kanton von ihr ausgeſtoßen ward, ſpaltete ſich die Helvetie in zwei Blätter.

Die Helvetie von 1839 unter der Redaktion Bassy ſchließt ſich an den Status quo und die Regierung, iſt gegen Trennung, vertheidigt die Doktrinen des Gouvermentalliberalismus und der Behörden Souverainität, repräſentirt das Capacitätenregiment der zweiten Hälfte des verfloßenen Jahrzehends.

Die Helvetie von 1840 iſt erwachſen aus der erſten Helvetie und dem Observateur du Jura, einem früher ultramontaniſchen Blatte, welches ſich die Bezeichnung Obscurateur du Jura erworben hatte. Ein populaires Element des durch Sprache, Sitte, Glauben und Geſetzgebung vom übrigen Bern ſo verſchiedenen Jura hat ſich mit dem clericaliſchen verſchmolzen, bildet jetzt offne Oppoſition gegen die Regierung und verfolgt eine gefährliche Trennungstendenz.

In Biel, wo früher die junge Schweiz herauskam, erſcheint jetzt der Seeländeranzeiger unter der Redaktion von Hrn. Schüler, mit deutſchthümlichen Influenzen.

In Bern wird ſeit Anfang des Jahrs eine Dorfzeitung herausgegeben, welche in populairem Ton geſchrieben ſich moraliſche und patriotiſche Belehrung und Erbauung des Volks zum Ziel ſetzt.

Neuenburg.

Le Pont Thiélle, die Brücke der Thiele, ſcheidet la Principauté von der Confédération mit einer Inſchrift; deswegen wird es den Seigneurs de Neuchatel immer etwas ſchwer, zugleich gute Royaliſten und ächte Republikaner zu ſein. Dem Journal de Neuchatel, redigirt von Gonsalvi Petitpierre ward zu bald der ohnehin ſchwache liberale Athem ausgeblaſen, als daß wir davon reden ſollten. Deſto mehr ließe ſich von dem Constitutionel neuchatelois ſagen, der, wie ſchon ſein Titel andeutet, ein Mixtum compositum der merkwürdigſten Art iſt. Durch eine diplomatiſche Wendung iſt Hr. Savarger Redakteur des Blattes geworden. Er machte den Krieg dem ſchweizeriſchen Radicalismus; ſich aber den Kampf zu erleichtern, verwechſelt er den conſequenten Radicalismus mit dem grundſatzloſen Liberalismus. Dabei affectirt er

die Einsicht eines Staatsmannes und die Klugheit eines Ministers, die gewissenhafteste Unparteilichkeit und die grenzenloseste Ehrlichkeit. Er ahmt darin ein wenig der alten Baselerzeitung nach; aber seine Stellung, in welcher er Vogel und Fisch sein sollte, genirt ihn zuweilen gewaltig. Persönlich ist der Constitutionel zwischen seine eigne Vergangenheit und Gegenwart eingeklemmt und er wird oft wahrhaft plaisant und récréatif, wenn er z. B. die Monarchie und den Protestantismus mit dem Ultramontanismus und den Jesuiten versöhnen soll. Preßfreiheit und Oeffentlichkeit sind ein wahres Fegefeuer, welches die falschen Freunde der Freiheit und geheimen Feinde der Wahrheit selbst verzehrt.

Basel-Stadttheil.

Die Baselerzeitung wollte zur Zeit des bürgerlichen Verfassungskrieges und ehe an dem Kanton das von der Stadt aus verhängte Salomonische Urtheil vollstreckt ward, das große Wort politischer Weisheit führen. Allein die Doctrinen dieser Weisheit sind durch die Anwendung und ihren Erfolg widerlegt worden. Stadtbasel hat erfahren, daß es politische Grundsätze und Wahrheiten gibt, welche so wenig als religiöse verletzt werden dürfen. Die vielen Redactionen, welche dem anfänglich verblendeten Partei- und Zeitblatt gegeben wurden, haben sich daher immer mehr wieder dem gesunden Menschenverstande angenähert. Zwar hat noch keiner derselben dieses Ziel vollkommen erreicht; doch blieb die Baseler-Zeitung und die Baslerzeitung immer eins der gesuchtesten Blätter in der Schweiz, da die günstige Ortslage sie zu rascher Neuigkeitsverbreitung befähigt, und sie, wie keine andere Schweizerzeitung, sechs Mal wöchentlich erscheint.

Den gleichen Vortheil sich aneignend, dagegen aber einem freiern und zeitgemäßern Gedankensystem huldigend, trat der alten Baseler- und Baslerzeitung der Basilisk von Dr. Eckenstein zur Seite. Der Basilisk mit seinen neuen Tendenzen gedieh in dem Maaße, daß er mit Anfang dieses Jahrs in erweitertem Umfang und mit größerer Fülle erscheinen konnte mit der Firma: Neue Baslerzeitung. Die neue Baslerzeitung huldigt den neuen Prinzipien und Tendenzen, und sie wird darin eher zu viel als zu wenig thun, wenn sie die bereits in politischer und kirchlicher Hinsicht eingeschlagene Bahn weiter verfolgt. Indeß ist für Basel selbst der Vortheil nicht gering zu schätzen, wenn in seinen alten Mauern die Sache der alten und der neuen Zeit von zwei Seiten frei vertreten und die gegenseitigen Plaidoyers durch raurachischen Wetteifer belebt werden.

Basel-Landtheil.

Der unerschrockne Rauracher ist nach Kampf und Sieg im landschaftlichen Unabhängigkeitskrieg schlafen gegangen. Mit diesem ersten Heros verschwand aber auch die Einheit in der landschaftlichen Publizistik. An des Raurachers Stelle trat das noch unerschrocknere Basellandschaftliche Volksblatt. Wenn Hr. Pfarrer Walser oft etwas zu comfortable oder nicht gehörig fashionable, Lehren und Sätze in dem Volksblatte vortrug, so geschah es immer mit dem Witz und der Schärfe des Appenzellergeistes. Diesem die Spitze zu bieten, stellte die Gegenpartei die Basellandschaftliche Zeitung auf, aber diese erwies sich nicht mehr geeignet, den Volksgeist zu heben, über seine wahren Interessen zu belehren, und auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu führen.

Das schlechteste Mittel, dieses zu erzwecken wird sein, wenn man den Unterricht und die Erziehung durch Schule und Presse in die Hände großsprechender Ausländer legt, und durch rohe Demagogen verdeutschthümeln läßt. So wird Baselland der Schweiz entfremdet und noch lange mehr Stoff zur Publizistik liefern, als in diese selbst auf eine ehrenvolle Weise eingreifen.

Genf.

Genf ist wohl unstreitig der concentrirteste Lichtpunkt in der Schweiz, und dennoch steht diese Grenzrepublik in ihrer politischen Organisation weit hinter der Mehrzahl schweizerischer Kantone zurück. Es fehlt an dem, was wir republikanische Moralität nennen möchten. Das ganze Volk beinahe lebt hier wie in einer alten Polis innerhalb der Stadtmauern, sieht aber, wie noch zur Zeit von Jean Jacques zu dem Repräsentantenrath und Herrenthum hinauf. Aus diesem Gesichtspunkt muß die Genfer Publizistik beurtheilt werden.

Die einzige Ausnahme, die wir kennen, machte die von James Fazy herausgegebene Europe centrale. Es war dies eines der großartigsten und geistreichsten Journale, welches die Schweiz sah. Die Europe centrale hat aber vergeblich die Eingeweide der Republik gelichtet und diese avec cette Suisse allemande si peu connue in nähern Rapport zu setzen gesucht. Sie starb an der Morgue Genevoise.

Aus der Europe centrale ging hervor unter einer andern Redaktion der National génevois und aus diesem das Journal de Géneve. So ward auch dieses Blatt auf den Niveau des Kantonsliberalismus hinabgestimmt. Das Genferjournal steht daher gegenwärtig ungefähr

auf gleicher Linie mit der **Helvetie-Bassy**, und ſchaut alle politiſchen und diplomatiſchen Objecte der Schweiz, Europa's und der Erde durch eine mattgeſchliffene grüne Genfer-Converſativbrille an.

An der Seite ſolch eines zahmen Nachbars kann daher auch **le Fédéral** — zu deutſch Bundsgenoſſe, nicht Eidsgenoſſe, wie er ſich überſetzt hat — gar wohl beſtehen. Der Geiſt von Roſſi, ſeinem Stifter, ruht auf dieſem Blatt, auf dieſem Hauptdepot der welſchen liberalen Ariſtokratie, welche gern der ganzen Schweiz das Geſetz geben möchte. Ein Doctor der Medizin und der vornehmen Welt hat dieſen Depot, zu welchem auch zuweilen Sismondi ſeinen Beitrag von Declamation liefert, in die Cur genommen. Er wendet mit großer Erleuchtung die homöopathiſche tauſendtheilige Methode der Emancipation auf die Demokratie an. Da ſich aber unter dieſer Behandlung der Zuſtand der Patientin, wie die Berichte aus Wallis melden, immer mehr verſchlimmert, hofft man unſer **Doctor Redactor**, dem es weder an Verſtand noch Bildung fehlt, und der auch ohne Amt zu leben vermag, werde aufhören, die Schweizernatur zu maltraitiren.

Wallis.

Ein ganzes Jahrzehend ſpäter als die andern Kantone hat dieſer die revolutionaire Kriſis, welche ihm, wie allen andern durch die Reaktion von 1815 war eingeimpft worden, durchgemacht. Der Kampf iſt keineswegs durch geiſtige Waffen entſchieden worden. In ganz Wallis finden ſich, und zwar erſt ſeit neuerer Zeit, nur zwei welſche Blätter. **Defenseur de la foi** nennt ſich das eine, und verſteht unter **sa foi** Biſchof, Jeſuiten und Vorrechte. Es iſt mit dergleichen Salbung geſchrieben wie der **Veridique** es war. Man findet darin viel legitimiſtiſche Gemeinplätze und allerlei ſchwarze Doctrinen, welche im Namen der wackern deutſchen Oberwalliſſer prononcirt werden, die kein Wort davon verſtehen. Die jüngſten Ereigniſſe haben dieſem Glaubensbekenntniſſe ein Ende gemacht.

Das zweite Walliſerblatt iſt das **Echo des Alpes**. Es iſt wirklich ein Echo des modernen Liberalismus, der jetzt in dem größten Theil der übrigen Schweiz als neue Ariſtokratie herrſcht, und etwas ſpät an die Berge von Unterwallis anſchlug. Dem guten Wallis wäre mehr als nur ein Echo zum Wiegenlied ſeiner Freiheit zu wünſchen geweſen. Indeß iſt dieß genug für Unterwallis der Tagſatzung und Vorörtlichkeit gegenüber, welche der Anklang und Wiederhall des Urgeſangs, wie er einſt in Oberwallis ſtattgefunden, ſchon ſattſam geärgert hat. Uebrigens iſt das Echo noch jung und wir hoffen, es werde einheimiſche und ſelbſtſtändige

Stimmen wecken zu Berg und Thal, und Wallis werde erkennen, daß einem Augiasſtall reinigen noch nicht ein Odéon erbauen heißt.

Teſſin.

Das Teſſinervolk iſt eines der anlagvollſten, aber auch verwahrloſeſten Stämme der Schweiz. Seit der landvögtliche Druck ganzer Gemeinweſen von ihm gehoben, ſpielt hier eine republikaniſche Geſchichte, welche Zeiten der Ruhe, des Glücks und Friedens verſpricht. Die Geſchichte hat wohl kaum eine gerechtere und raſchere Revolution aufzuweiſen, eine Revolution, die weniger Revolution iſt, als die jüngſte im Kanton Teſſin auf ganz trocknem, unblutigem Wege durchgeführte iſt. Geiſteskämpfe hatten ſie vorbereitet. Als Gegner ſtunden ſich gegenüber die **Gazetta di Ticino** und der **Republicano Suizeno**. Die Gazetta hat die Vorrechts- und Herrſchaftspartei, der Republicano die Volksfreiheit und Rechtsgleichheit vertreten. Der Kampf wird deshalb nicht erlöſchen, obgleich auch in dieſem Kanton, gemäß der Natur der Sache, das demokratiſche Prinzip geſiegt hat; nur iſt die Stellung zwiſchen der Partei, die ſich ſelöſt und jener, welche das Volk vertritt ganz umgekehrt und der letztern, wie es ſcheint, auf die Dauer die Ueberlegenheit geſichert. Es zeigt ſich demnach auch hier, daß die Publizität politiſche Zuſtände weniger begründet als offenbart.

Waat.

Wir ſchließen mit dieſem Kanton, weil er unter allen Kantonen von nicht deutſcher Zunge der bedeutſamſte iſt. Bei ſeiner großen und verbreiteten geiſtigen Bildung hat ſich in ihm das deutlichſte Bewußtſein über die Natur und Löſung der für die Schweiz vorliegenden politiſchen Aufgaben offenbart. Die Waat iſt einer der Hauptkantone der Zukunft und wird in die Reihe der natürlichen Vororte treten. Daß ſie ſich bisher alles ernſten Antheils an den übelberathenen und willkürlichen Bundesflickereien enthalten und in der Züricherfrage durch ihre Geſandtſchaft gemäß dem wahren alteidgenöſſiſchen Recht ſich für das Volksprinzip entſchieden hat, giebt ihr eine große Miſſion und bildet den Wendepunkt in der Schweizergeſchichte der neueſten Zeit.

Die Journaliſtik und Publiziſtik der Waat, die ohnehin auf der höchſten Stufe der geiſtigen Kultur ſteht — denn Genf hat kein Volksleben — iſt gegenwärtig von der höchſten Bedeutung und Wichtigkeit. Die Waat iſt auch der einzige Kanton, der gegenwärtiges kein retroactives, ja ſogar kein conſervatives Blatt mehr hat, ſo daß die der Tendenz

des Stabilismus oder der Restauration nachhängende Partei sich erst ein Organ schaffen muß, und wie man hört, auch wirklich damit umgeht.

Die Waat hat gegenwärtig die **Gazette de Lausanne, le Charivari de la Suisse française** und **le nouveliste Vaudois.**

Die **Gazette de Lausanne** besteht schon über dreißig Jahre, sie wird von einem politischen Veteran, Hrn. **Miéville** herausgegeben. Eigentlich beschränkt sich dies Blatt blos auf Neuigkeiten und Anzeigen, Raisonnement und Reflexion wird möglichst vermieden. Wenn aber das Blatt in das Gebiet der Meinungen und Urtheile aufsteigt, so geschieht es mit großer Bedächtlichkeit und mit Unterwürfigkeit unter die herrschenden Constellationen des politischen und diplomatischen Himmels. Das Blatt hat übrigens sich zu seiner Zeit einige Verdienste erworben und das größte bei seiner jetzigen Fassung ist, daß es sich nicht von der oben berührten Partei hat kaufen lassen.

Le Charivari de la Suisse française ist eine Stiftung des freigesinnten Advocaten **Vaillet**, und steht unter der Redaktion von Hrn. **Lereſche**, dem rühmlich bekannten Verfasser mehrerer Schriften. Er erscheint monatlich dreimal, oft mit lithographirten Bildern. Die Tendenz des Charivari ist radicale Freisinnigkeit, meistens gegen die Doctrinairs, Methodisten, gegen die Capacitäten und die neue Aristokratie gerichtet. Satyre, Persiflage, Parodie und Ironie sind, wie bei diesem Genre gewöhnlich, die Waffen. Es ist nicht zu läugnen, daß sie oft mit Talent und Glück geführt werden. Nur will es uns bedünken, daß es zuweilen an ästhetischem Sinn und politischem Takt fehlt, indem die Angriffe, was nicht sein sollte, auf schonens- und achtenswerthe Gegenstände gerichtet, oder die gehörige Art und Weise des Angriffs selbst verfehlt wird. Jedoch ist diese Waffengattung ein gutes Kampfmittel für unsere Zeit und es liegt die Vervollkommnung selbst in der Uebung.

Le Nouvelliste Vaudois ist das Hauptblatt dieser Epoche in der welschen Schweiz. Das scheinen auch die anders gesinnten Publizisten, ganz besonders der **Constitutionel neuchatelois** und der **Féderal genevois** anzuerkennen, indem sie dem **nouveliste** die Ehre erweisen, so viel nur möglich auf ihn zu reflectiren. Das Blatt ward von einer Gesellschaft Actionaire im Jahr 1823 gegründet und von Hrn. Professor **Monnard** im Sinn des Liberalismus und der Epoche bis zur Katastrophe von 1830 oder bis Hr. **Fiſcher** das Blatt mit großen Opfern an sich brachte, redigirt. Eine neue Gesellschaft und die Redaktion des Professor **Rodieux** hoben das Blatt aufs neue, und bildeten es zeitgemäß um. Auf seinen gegenwärtigen blühenden Stand wurde es gebracht unter der Redaktion **Gaulieur**, besonders durch die Mitwirkung von Hrn. Staatsrath **Drouey**. Eine Menge der bündigsten und mitten in

die Zeit eingreifenden Aufſätze bezeugen, daß in dieſem Blatte die Prinzipien der Republik die Intereſſen des Volks, und die Aufgaben der Regeneration des Bundes wie der Kantone auf eine ganz ausgezeichnete Weiſe beleuchtet und vertreten werden.

Le Courier Vaudois. Dieſer Courier hat ſich lange erwarten laſſen. Seit mehr als einem Jahr lag ſeine Ausrüſtung und Beweglichmachung im Plane. Viele nobelgeſinnte Perſonen haben ſich unter einem Pair de France vereinigt, den Plan auszuführen und es iſt auch wirklich ein Redaktor aus Frankreich beſtellt worden. Zu welch hohem Zweck all dieſes, haben wir oben angedeutet. Wir glauben der Waat und der Schweiz zu dieſem neuen Oppoſitionselement nur Glück wünſchen zu dürfen. Es muß möglich ſein, durch geiſtige Kämpfe blutige Fehden zu verhüten. —

Hiermit haben wir denn ein treues und wahres Gemälde der publiziſtiſchen Preſſe in den zwei und zwanzig Schweizerkantonen entworfen. Treue und Wahrheit lag wenigſtens in unſerer Abſicht und Strebung. Von welchem Standpunkte aus wir die Erſcheinungen aufgefaßt und beurtheilt haben, ergiebt ſich wohl dem ſinnigen Leſer aus den vorliegenden Blättern von ſelbſt.

* *

IX.

Russische Literaturwirren in Deutschland.

Von

Wolkoff.

1) H. Koenig's „Literarische Bilder aus Rußland," in ihrem wahren Lichte dargestellt von Gretsch — übersetzt.

Die den Bildern nachgewiesenen Verzeichnungen dürften allerdings zum Theil Tadel verdienen; aber die, ohne nähere Begründung, blos gerügten hätte doch der Uebersetzer mindestens den deutschen Landsleuten, da, wo diesen der großen Mehrzahl nach, die Mittel zu eigener Entscheidung fehlen, näher auseinandersetzen sollen, anstatt dieselben dem Zweifel zu überlassen, ob die vielen Machtsprüche des äußerst heftig erregten Richters lediglich in seiner Subjectivität, oder, wie es freilich den Anschein gewinnt, in einer an Ort und Stelle allgemein gültigen Anerkennung hin und wieder ihren Grund haben. Denn die einseitige Parteienspaltung unter den Russischen neueren Literaten existirt bekanntermaaßen keineswegs blos im H. Koenigschen Buche, sondern ist leider eine Thatsache, die noch jeder unserer Nordischen Gäste bestätigt. Obwohl nun aber auch von der Literatur gilt, was von der Ehe:

Ein schlechtes Dorf, wo's keine Kirchmeß giebt —
eine schlechte Ehe, in der kein Tanz!

so ist doch die hier aufgespielte Melodie so ganz tactlos, daß der Geiger sich nicht wundern dürfte, wenn sein Publikum, im gerechten Unwillen über die Zumuthung, dergleichen Gassenhauer sich gefallen lassen zu sollen, von dem alten sprichwörtlichen Rechte gegen den Fiedler Gebrauch machte. — Mindestens würde es uns wundern, wenn derselbe mit seiner Sansculottes-Manier nicht so lange, bis ihn Jemand darin

übertroffen, zum Sprichworte bliebe, trotz seinen 14 Zeilen langen Titelchen, deren Diplome sämmtlich auf ehrlichem Druckpapiere ausgestellt, und deren Gesammtverdienst am Erschöpfendsten gewiß durch Ertheilung des Großkreuzes vom Maculaturorden zur gebührenden allgemeinen Anschauung gebracht würde, — die ihn den Rennpferden im Römischen Corso mit ihren buntbebänderten und schellenbehangenen Zopfschwänzen und mit dem brennenden Stachelschwamme unterhalb dieser noch ähnlicher machen.

NB. Diesen Titelschweif hat Herr Gretsch, auf einem eigenen Blättchen abgedruckt, an den Berliner Drucker per Post aus Rußland eiligst eingesandt, als das Pamphlet schon im Drucke begriffen oder gar schon fertig war.

2) Gedichte von Alex. Puschkin, aus dem Russischen übers. von E. v. O[lberg?]. Berlin, 1840, bei G. Gropius.

Das Unrecht, welches wir etwa begehen, indem wir die hier gebotene Uebersetzung völlig werthlos nennen, glauben wir ruhig auf uns nehmen zu können — sagt doch der Hr. Uebersetzer selber ganz ehrlich: er sei „durchaus nicht Literat, noch weniger aber Dichter" — und beantwortet die hiernach gewißlich gerechtfertigte Frage: Warum gerade Er sich dennoch gerade mit Puschkin öffentlich zeige? nur durch die längstverbrauchte Redensart: daß seine Arbeit ursprünglich einzig zu Privatzwecken bestimmt gewesen und nur auf Veranlassung „unserer gefeiertesten literarischen Autoritäten und hochgeschätzter gelehrter Männer" — veröffentlicht werde. — Er bringt 3 kürzere und 3 längere Gedichte: „Der schwarze Shawl" — „Den Verläumdern Rußland's" — „der Jahrestag von Borodino" — „und die Fontaine von Bachtschisarai" — „die Zigeuner" — „Poltawa" — von allen aber nur das erstgenannte in gereimten Versen, und, trotz der so abgeschüttelten Fessel, alle zusammen weder so treu, noch so schwunghaft, wie diese genommene Freiheit, es zu fordern, durchaus berechtigt. Wollten wir nun auch allenfalls annehmen, daß der Uebersetzer von den Bearbeitungen Puschkin's durch Tietz keine Notiz nehmen mochte (wie billig) und über die vom Dr. Lippert, sowie vom Dr. Schmidt (namentlich dessen treffliche „Zigeuner") keine Notiz gehabt, so träfe ihn ja ebendeshalb gewiß billiger Vorwurf — kannte er aber gar die gedachten Arbeiten, so bekennen wir gern unser Unvermögen, auch nur zu ahnen, wessen und welchen Dank er eigentlich (d. h. ohne Redensart) durch seine Arbeit erzielt. Daß er durch sie das Interesse für die Slavische Literatur überhaupt, welches ihm doch am Herzen zu liegen scheint, ebenso wenig, als „der Deutschen näheres Be-

kanntwerden mit Puschkin" insbesondere fördern könne, mußte ihm einleuchten, wenn es ihm mit seinem obigen Geständnisse Ernst gewesen wäre. Ein wahres Glück, daß er den von ihm verarbeiteten Stücken nicht mehr schaden konnte, da würdige Bearbeitungen derselben bereits vorliegen! — Sein ganzes Verdienst scheint darin zu bestehn, daß er zufällig der Originalsprache mächtig und mit richtigem Geschmacke für ihre Erzeugnisse ausgestattet ist; die Deutsche indeß handhabt er weder gewandt, noch richtig, das bezeugen eine Menge von harten, eckigen und prosaischen Stellen — und Fehler, wie z. B. „sprich, oder harre Aerg'res noch!" — Fragen möchten wir ferner (ohne das Unverbesserliche, d. i. das Wesentliche, hier näher prüfen zu wollen): Warum schreibt Uebersetzer neben der so überaus sorgfältigen Form „Haremm" auch: „Krimm," „Zaar" und bald „Buntschük," bald „Bundschuk" — warum setzt derselbe so häufig die härtesten Apostrophe, anstatt durchweg, wie er allerdings bisweilen thut, das i auch da mitzuschreiben, wo es freilich den Vers um eine Sylbe zu lang macht, jeder Verständige aber doch von selber es elidirt? — So scheint uns in der That das einzige Schätzens- und Dankenswerthe bei der ganzen Sache der Brief Schukoffskj's an Puschkin's Vater*) und der des Letztern an Turgenieff: zwei gleichherrliche Zeugnisse hohen Edelsinns! — sowie das einzige Rücksichtbedingende dabei das, daß das Buch den Kaiserlichen Majestäten von Rußland widmungweise dargebracht worden ist.

Sollte aber unsere Namenconjectur zutreffen, so hätten wir hiernach obendrein hinzuzufügen: daß von demselben Hr. Uebersetzer nächstens vielleicht auch eine — wie uns ebenfalls von „hohen Literaten" versichert worden — ähnliche prosaische Arbeit dem deutschen Publikum dargebracht werden möchte.

---

*) Welcher übrigens — bereits vor längerer Zeit — durch den „Freihafen" veröffentlicht wurde.

Nachtrag.

N. Gretsch und die russische Literatur in Deutschland.

Von

H. Koenig.

Hanau 1840.

Diese Antwort Koenigs auf die gegen ihn geführte Polemik geht uns noch beim Abschluß dieses Heftes zu. Koenig bringt einiges humoristische Leben in diesen verdrießlichen Streit, der durch die Eitelkeit und Rohheit seines Gegners zugleich ein so schmuziger geworden ist, und in dem es sich, was das Thatsächliche anbetrifft, leider um gar Nichts handelt, oder, was dasselbe ist, bloß um Herrn Gretsch selbst. Hr. Gretsch rühmt in einer seiner Schriften, die Koenig citirt, der russischen Censur nach: „sie verlieh allen unsern Erzeugnissen (der russischen Literatur) den Charakter des Adels, des Anstandes, der Bescheidenheit," ferner „Worte und Ausdrücke, die in Frankreich und Deutschland ohne die mindeste Gewissensscheu in Büchern gebraucht werden, sind bei uns nicht einmal in den gemeinsten Büchern geduldet." Wie gut muß sich daher Hr. Gretsch mit der russischen Censur stehen, wenn er in seinem Libell gegen Koenig, das doch ohne Zweifel auch von der russischen Censur genehmigt werden mußte, Alles bei Seite setzen durfte, was Anstand, Sitte und edle Gesinnung auch bei dem heftigsten Streit erfordern. Wir sind in Deutschland an Manches gewöhnt, aber Müllner's kritische Gallenentleerungen, die gemeinen Schimpfereien eines Gutzkow, sind doch nur matte Leistungen gegen das Prachtstück, das Gretsch hier geliefert hat. Der Streit, der das literarische Gebiet durchaus verlassen hat, ist jetzt lediglich ein Ehrenhandel geworden, und muß als solcher betrachtet werden. Fühlte sich Hr. Gretsch berufen, literarische Irrthümer der „Bilder aus Rußland" zu berichtigen, warum that er es nicht mit rein literarischen

Waffen? Statt dessen suchte er zu verdächtigen, zu beschmuzen, anzuschwärzen, und hat dadurch der Sache eine moralische Wendung gegeben, die für ihn selbst die allerunvortheilhafteste sein muß. Er hat sich die verdiente Abfertigung von einem Ehrenmanne wie Koenig, zugezogen, die nicht anders ausfallen konnte als so. Koenig hat sich in seiner Antwort zu folgenden Bezeichnungen seines Gegners genöthigt gesehen: S. 25. „declarirte Bornirtheit des Urtheils und Gemeinheit der Gesinnung. S. 34. „feige und tückische Denunciation." S. 52. „Man muß das im Libelle selbst lesen, um sich zu überzeugen, daß Einem durchaus keine andere Wahl bleibt, als diesen Gretsch entweder für verrückt oder für einen — zu erklären. Doch nein! diese Wahl bleibt uns nicht einmal übrig, die Entschuldigung der Verrücktheit fällt ganz hinweg, wenn man bedenkt" u. s. w. u. s. w. S. 54. der Loyalitäts-Eifer des Herrn Gretsch ist eine Heuchelei. Wenn Hr. Gretsch ein Mann von Ehre ist, woran wir in bürgerlicher Hinsicht nicht zweifeln wollen, so muß er sich durchaus von diesen Bezeichnungen seines Charakters reinigen, oder man wird fernerhin jede Berührung mit ihm in Leben wie in Literatur vermeiden müssen. „Dagegen sagt Koenig an einer andern Stelle S. 35. mit allem Fug und Recht: „Mir ist Hr. Gretsch, wie er aus seinem Libell herausguckt, zum purſten Spaß. Und so darf mir auch der Leser, der im Libell des Hrn. Gretsch einigemal die Ausdrücke „züchtigen" oder „zur Rechenschaft ziehen" findet, obigen Ausruf: „Mich fasse Hr. Gretsch an" nicht etwa für Uebermuth auslegen, als setze ich wol gar Leib und Leben daran. Nein, ich verlasse mich auf die soliden Grundsätze des Herrn Gretsch. Er ist durchaus conservativ, und zuerst an sich selber. Ich bin auch ganz mit ihm einverstanden, wenn er in seinen „Reisebriefen" die Duelle als „abscheuliche, gotteslästerliche Entscheidungen der Streitigkeiten in höchster Instanz verwirft. Und wenn Hr. Gretsch, wie er in demselben Buche erzählt, wirklich das Unglück hatte, während seines Aufenthalts zu Paris in den Verdacht geheimer russischer Agentschaft zu fallen, so würde ich ihm gar nicht übel genommen haben, wenn er auf so bedenkliche Stichelreden, wie die leichtfertigen Franzosen zu führen pflegen, auf der Stelle Paris mit Unwillen verlassen hätte." — Hr. Gretsch befindet sich also der öffentlichen Meinung gegenüber in der übeln Lage, daß jede derartige abscheuliche und gotteslästerliche Entscheidung eines Ehrenhandels, die er dennoch antragen dürfte, abgelehnt werden muß, indem seine darüber an den Tag gelegte Ansicht jedes ehrenvolle Eingehn darauf mit ihm ausschließt. Hr. Gretsch ist zu bedauern; ein sonst verständiger, gelehrter und zum Theil verdienstlicher Mann hat sich hier durch seine unnatürliche Heftigkeit und Reizbarkeit die ärgsten Streiche

geſpielt. In Deutſchland wenigſtens dürfte er ſich für immer um ſeinen Credit gebracht haben. Er zählt zwar hier einige impoſante Streitkräfte, die für ihn fechten, als da ſind der berliner Figaro, aber es iſt zu muthmaßen, daß er hier ſelbſt hinter dem Harniſch ſteckt. Auch in dem Brockhauſiſchen Converſations-Lexicon der Gegenwart ſteht ein günſtiger Artikel über ihn. Aber bekanntlich haben die biographiſchen Artikel des Brockhauſiſchen Converſations-Lexicons in der Regel nur einen ſehr zweideutigen Credit. — D. R.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Der Freihafen.

Dritter Jahrgang.

Viertes Heft.

In demselben Verlage ist erschienen:

Briefe

aus und nach

Grafenort

von

Carl von Holtei.

8. Altona, Hammerich 1841. geh. 1⅓ Rth.

Diese höchst gemüthlichen Briefe des genialen Verfassers der allbekannten und beliebten Schauspiele: Der alte Feldherr — Leonore — Wiener in Berlin u. s. w. empfehlen wir dem gebildeten Publikum angelegentlichst als eine interessante, anregende und unterhaltende Lectüre.

Des Lebens Heiland.

Roman

von

L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich 1841. geh. 1½ Rth.

L. Mühlbach, die Verfasserin der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Romane: Frauenschicksal. 2 Bände — Zugvögel. 2 Bände u. s. w. schildert in diesem Romane das Leben einer jungen Jüdin.

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Dritter Jahrgang.

Viertes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1840.

Inhaltsverzeichniss.

I. Anton Friedrich Justus Thibaut und sein Verhältniß zur Musik. Von J. C. Freieisen. . . . . S. 1

II. Eine Volkssage in Niedersachsen. Von d. F. v. W. . . . . = 12

IIII. Ueberlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons. Von Helmine von Chezy. 3. Friedrich und Dorothea von Schlegel in Paris. . . . . = 47

IV. Das Ewig-Weibliche. Eine theologische Erörterung der Schlußscene des Goethe'schen Faust. Von G. L. W. Funke. . . = 90

V. Johannisfeier in Mainz. Von H. Koenig. . . . . S. 132

VII. Deutsche Dampfschiffahrt und Marine. Von J. H. v. Schomberg-Gervasi. . . . . = 168

VIII. Heine, Börne, und das sogenannte junge Deutschland. Bruchstücke. Von Theodor Mundt. . . . . = 182

I.

Anton Friedrich Justus Thibaut und sein Verhältniss zur Musik.

Von

Joh. Christoph Freieisen.

Die Kunde von Thibaut's Tod hat in ganz Deutschland Trauer erregt. Die so zahlreichen, in allen deutschen Gauen thätig-wirkenden Schüler des großen Rechtsgelehrten hörten mit tiefer Wehmuth, daß der Mund des geistreichen Lehrers sich auf immer geschlossen habe und richteten bewegt ihre Blicke nach den stillen St. Annen Friedhofe zu Heidelberg, der jetzt seine Gebeine in sich schließt. Die öffentlichen Blätter warfen, anerkennend seine ausgezeichneten Gaben und Kräfte, noch einen Rückblick auf seine so bedeutenden wissenschaftlichen Kenntnisse, auf seine rege akademische Wirksamkeit, auf seinen hellen Verstand, auf seine vor- und ins Klare strebende Denkkraft, auf seinen lichtvollen mündlichen Vortrag, und priesen laut den hohen Werth, den er sich auf dem Felde juristischer Gelehrsamkeit, die er nicht als todten Vorrath aufspeicherte, sondern mit vollen Händen dem sich entwickelnden Leben

fort und fort spendete, erworben hatte. — Doch weder die Trauer jener von ihm herangebildeten Schüler, noch die laute öffentliche Anerkennung seines so bedeutungsvollen Wirkens am Gebäude seiner Wissenschaft führt uns den ganzen Verlust vor Augen, den wir durch sein Hinscheiden erlitten haben. Thibaut war noch mehr als ein großer Jurist und Universitätslehrer. Er war ein Mann, dessen reiche Anlagen nach allen Seiten hinstrebten und dessen Philosophie es war, überall hinzudringen, wo sich dem Geiste Nahrung böte, sei es auf diesem oder jenem Gebiete. — Er besaß ein weitgeöffnetes Auge für alles Große und Schöne und sein fester, klarer Verstand war von lebhafter Einbildungskraft, sein gründlicher Sinn von tiefem Gemüthe, sein fester Charakter von geſellig heiterer Bildung begleitet. Er besaß die empfänglichsten Sinne für Poesie, die, so willig er auch war das wahrhaft Große und Mächtige zu bewundern und anzustaunen, doch stets von seiner prüfenden Besonnenheit überwacht wurden. Vor Allem war seine Thätigkeit als Musiker bedeutend. Für die hohe Göttin der Tonkunst schlug warm sein Herz und der Reichthum seiner Gaben und das Gleichmaß zwischen seinem innern Leben und seiner ins äußere Leben eingreifenden Wirksamkeit zeigte sich auch hier, indem er neben der Themis auch Polyhymnia bekränzt und ihr einen Altar in seinem Hause errichtet hatte.

Haben es die öffentlichen Blätter sich bis jetzt zur Aufgabe gemacht, Thibaut's juristische Wirksamkeit ins rechte Licht zu stellen und sein Verhältniß zur Rechtswissenschaft zu erläutern, so sollen die folgenden Zeilen es versuchen, des Mannes musikalische Thätigkeit zu schildern

und die Stelle zu bestimmen, die er auf dem Felde dieser Kunst eingenommen.

Ich erinnere mich noch lebhaft aus meinen akademischen Jahren des Eindrucks, den Thibaut von dem Katheder aus auf mich machte. Sein berühmter Name hatte mich vermocht einer seiner Pandektenvorlesungen als Hospitant beizuwohnen und so hörte ich ihn nun hier mitten unter zahlreichen Zuhörern sich mit behaglicher Ironie über verschiedene Controversen aus dem Erbrechte verbreiten. Sein Vortrag war bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit von dem eigenthümlichsten Humor begleitet und so tief wurzelte die Laune und der Witz in seinem Wesen, daß er auch die trockenste Rechtsmaterie scherzend zu beleben wußte, ja, daß je trockener der Gegenstand war, er um so eher ihn mit seinen Witzfunken in Flammen setzte, daß, je fester er die Gedankenknoten aneinanderzureihen hatte, er auch um so leichter ironische Beziehungen hineinzuflechten verstand. Sein mündlicher Vortrag war belehrend, leicht, wie gesprächsweise, klar entwickelnd, leise andeutend oder gründlich eingehend, wie es der Gegenstand erheischte und dieß Alles zusammengehalten von einem Talente liebenswürdig-anziehender Darstellung.

Ganz so fand ich den Mann noch an demselben Abend in seinem Hause am Flügel. — Thibaut hatte einen Singverein gestiftet, der sich jeden Mittwoch Abend bei ihm versammelte und zu dem Zutritt zu erhalten nicht gerade sehr schwer war. — Hier bewirthete er mit seltener Gastfreundlichkeit die Theilnehmer und wußte Geist wie Körper aufs Beste zu erquicken. Hier erholte er sich von seinen wissenschaftlichen Arbeiten und hier am Flügel,

mitten unter den Tönen von Palästrina und Orlando Lasso hat er gewiß seine schönsten Stunden verlebt. Hier war es, wo die mächtigen Chöre Händels, Ahnungen und Erinnerungen in ihm weckten und wo er sich von diesem Adler himmelan tragen ließ. Hier war es, wo er sich während der Pausen, in geistreichen Gesprächen erging, wo er mit ruhig begeisterndem Ernste auf das Ewig-Wahre und Schöne hinwies, und mit feinem Spotte das nichtige Treiben der Modekunst verfolgte.

Dieser Singverein war eine ächte Kunstschule und um so bedeutender, als er sich bestrebte, eine Kunst aufrecht zu halten, die die sich auch musikalisch-verflachende Zeit vergessen zu haben schien, ja vergessen zu haben sich rühmte. — In ihm wurde gepflegt, was der musikalische Pöbel „altes Zeug" nennt, namentlich die Kirchenmusik aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, die Werke von Palästrina, Orlando Lasso, Morales, Lotti, Durante, Scarlatti. Die einfache Gewalt dieser Werke wußte Thibaut mit klarer Beredsamkeit geltend zu machen und noch eindringlicher als sein Mund sprachen seine Augen und seine Finger, mit denen er die Stimmen leitete und die volltönenden Accorde, den Gesang unterstützend, hervorrief. — Die sogenannte moderne Welt, ein Volk, das, flach und nüchtern, in der Musik nur einen Sinnenkitzel sieht, und darum die neueste, die gerade en vogue ist, auch für die beste hält, hätte sich hier freilich schlecht erbaut; aber desto mehr wurden die erhoben und gestärkt, die es wagten in den Kreis einzutreten, den Thibaut gezogen hatte. — Viele wurden hier von dem Mächtigen und Tiefsinnigen angeregt, und die Saamenkörner, die

der Meister hier ausstreute, fielen zu seiner innigsten Freude oft auf fruchtbares Erdreich.

Ich hörte am ersten Abend bei Thibaut Händel's Judas Maccabäus, dessen Chöre, voll der tiefsten Volksklage, uns um so schmerzlicher und inniger berührten, da an demselben Abend gerade die Nachricht vom Falle Missolunghis in Heidelberg eingetroffen war. Thibaut saß begeistert und begeisternd vor seiner Partitur, vergessend Glossatoren und Bartolisten, Cujacius und Trebonian, die eleganten Juristen und die nichteleganten, so wie Savigny und Hugo, der die Bäume von oben beschneidet. Er war ganz in Händel versunken. Seine Leitung des Oratoriums war voll Liebe, Ernst und Einsicht und ganz Herr der ihm untergebenen Kräfte führte er sie mit Sicherheit auch an den gefährlichsten Stellen vorüber. Freilich fühlte man hier und da, daß diese Kräfte der materiellen Größe des Werkes nicht ganz gemäß waren, doch wußte Thibaut diese Lücken am Flügel trefflich auszufüllen, die Schwachen zu unterstützen, die Schwankenden aufrecht zu halten, so daß der Totaleindruck durchaus ein des Werkes würdiger war.

Nach beendigtem Gesange entwickelte Thibaut voll Feuer und Enthusiasmus Händels große Eigenschaften und kam bald durch einige witzig-ironische Wendungen auf den Produktionsstolz der musikalischen Handwerker zu reden, die die ewigen Meisterwerke der Heroen mit vornehm-affectirter Miene bei Seite schieben, um ihre Schnurpfeifereien geltend machen zu können. Seine satyrischen Klagen erstreckten sich besonders über die Direktoren von Musikvereinen, die, fast Alle selbst Componisten, Nichts

eiliger zu thun wissen, als ihre Werke aufführen zu lassen.

„Der Stolz dieses musikalischen Corps, fuhr er fort, gleicht dem der Adeligen in Madagaskar, die allein das Recht haben, Metzger zu werden und das Vieh abzustechen. — Sie allein glauben sich berechtigt in musikalischen Dingen eine Stimme zu haben und sehen scheel auf die Dilettanten hin, die mit Luther bescheiden-stolz ausrufen: „Ich wollte mich meiner geringen Musika nicht um was Großes verzeihen!" — Ja, dieses Corps hat am meisten beigetragen zur Verflachung der himmlischen, zur Profanirung der reinsten Kunst. Es sind gewaltige Leute, sie haben viel gelernt und viel gehört, und es ist eine Freude ihnen wieder zuzuhören und von ihnen zu lernen. O, sie sprechen nicht von Palästrina, von Orlando, von Leo und Durante, von Marcello, nicht von Hasse und Jomelli, nicht von Händel und Sebastian Bach, und kaum von Haydn, Mozart und Beethoven, oder, sie sprechen höchstens davon mit Achselzucken, mit lächelnder Selbstgenügsamkeit, faseln von dummer Instrumentation, von Mangel an Effect; aber ihre eignen Werke, ja die sind die Blumen der Welt, während die ewigen Töne jener Meister längst zu Gras verdorret sind. Ja, wenn sie nur ihre Seichtigkeiten ppp und fff in die Welt hineinsendeten, so, meinen sie, müssen alle jene Herrlichkeiten schwinden und zusammenschrumpfen. O, wie oft habe ich herzlich lachen müssen, wenn ich bemerkte, wie viel sie sich auf sich selbst zu Gute thaten, auf ihre Effektchen, auf ihr sentimentales Augenverdrehen, auf ihre Zapfenstreichinstrumentirung, auf ihr Pauken und Pfeiffen. — Die

Musiker sind die umgekehrten Narren der Maler. Jene laufen den abgeschmacktesten Bildern nach, wenn sie nur alt sind und diese schlagen vor jeder Musik ein Kreuz, die nicht von gestern ist. — Eine ruhige Entwickelung einfacher Größe finden wir heute gar nicht mehr. Man wird jetzt in einem Musikstück wie ein Kreisel durch alle Tonarten gejagt und weder erhoben noch gereinigt kommt man bei den Schlußaccorden an, sondern nur betäubt und wie vor den Kopf geschlagen. Man meint, sie hätten sich d'Alemberts Ansichten über die Musik aus der Encyklopädie zu eigen gemacht, der die Musik blos aus dem Wunsche, Lärm zu machen, entstehen ließ und dem die Musik nur ein vervollkommnetes Geräusch war. Es ist ein Höllenlärm der Instrumente von Anfang bis Ende, die auch die Sänger, damit sie nur gehört werden, zum Schreien zwingen, so daß die Singkunst zur Schreikunst hinaufgesteigert wird. Und daran sind die musikalischen Despötchen schuld, die vom veralteten Händel, vom veralteten Bach reden. — Veraltet! Der veraltete Raphael, der veraltete Homer, der veraltete Cervantes! Die eiteln Tröpfe! Sie meinen, weil sie im Mechanischen vorgerückt sind, so habe auch ihr Geist weitausgreifendere Flügel gewonnen. Aber Zappeln ist nimmer Fliegen und das Bemühen sich an seinem eigenen Haarzopf in die Höhe zu ziehen noch lange kein Aufschwung!"

So ergoß sich Thibaut jedesmal nach der Aufführung eines Werkes in eine Fülle reicher Bemerkungen, die um so eindringlicher wirkten, wenn man ihn selber sprechen hörte, den Ausdruck seines geistreichen Gesichtes wahrnahm, die Munterkeit seiner Darstellung und die Natürlichkeit

empfand, mit der er sich dem Scherze überließ. Auch besaß er die Kunst zu sprechen in eben dem Grade, wie die Kunst zu schreiben und jene wurde noch gestützt und gehoben durch die Feinheit seines Blickes und die Modulationen seiner Stimme.

Sein Singverein war ihm ein Gebiet, in dem er mit ganzer Seele Herr war. Die Pflege der ernsten Vocal-Musik hatte er sich zum Vorwurf gemacht und hier wirkte er mit vollem Herzen und mit ganzer Seele. Er wußte diese seine Schöpfung von der Gemeinheit jeder Art entfernt zu halten und sie ganz dem Studium des Classischen zu weihen. Er war ein strenger Feind aller gemeinen, zeitvertreibenden Musik und hielt sie von sich ab, so wie die Leute, von denen er merkte, daß Nebenabsichten sie bestimmten, in seine musikalische Sphäre einzudringen. Thibaut pflegte zu sagen: „Hat ein Singverein die Zwecke der bloßen Unterhaltung, oder des Bekanntwerdens der Heirathslustigen, so hört hier die höhere Gesetzgebung auf; dann mag ein solcher Verein immer mit einem Trauerchor anfangen, Conversationen und Stadtgeklatsche folgen lassen und das Donauweibchen zum Dessert auftischen."

Eine reiche musikalische Bibliothek unterstützte Thibauts Kunstbestrebungen. Er hatte eine der vollständigsten Sammlungen mit vielen Kosten aufgehäuft. Seine Notenmanuscripte, die er in deutschen, niederländischen und italienischen Klöstern auftreiben ließ, für deren Auffindung er selbst Reisen machte, mögen manches Pandektenhonorar verschlungen haben. Er besaß Werke der verschiedensten Style, Meister und Nationen, Choräle, Oratorien, Motetten, Requiens, Messen, Credo's und dann noch eine ausgewählte

Sammlung alter Nationalgesänge der verschiedenen Völker der Erde.

So war er im Stande trotz des festen Zieles, wornach er strebte, Mannichfaltigkeit in sein Wirken zu bringen und die Einseitigkeit zu vermeiden. Beim Einstudiren der Werke übte er die größte Geduld und besaß eine bewunderungswürdige Ausdauer. Er wußte es, daß er sich seinen Verein erst erziehen mußte, deren Mitglieder oft mit Vorurtheilen und unter Befangenheit an das Studium seiner Lieblingswerke gingen. Aber Thibaut wurde nicht müde und hatte oft die Freude wahrzunehmen, wie das Wahre und Aechte sich nach und nach Bahn brach und Licht in die dunkeln Seelen warf. Freilich hatte auch der allgemein geschätzte und verehrte Mann hier eine sehr glückliche Stellung und wußte sein geistiges Uebergewicht auf entscheidende Weise geltend zu machen. Daß er mitunter auch musikalische Heuchler erzog, ist ihm nicht anzurechnen.

Ja, Thibaut's Singanstalt war einzig in ihrer Art und verdient die vollste Anerkennung. Nur der Verein von Zelter in Berlin und Schelble's Cäcilienverein in Frankfurt am Main mögen ihn, jedoch nur durch die größere Masse äußerer Mittel, übertroffen haben. Schelble hatte viele Aehnlichkeit mit Thibaut. Dieselbe Tüchtigkeit, derselbe Ernst für das Classische; dieselbe Ausdauer für das, was als würdig und groß erkannt worden; derselbe feine und geläuterte Sinn für die tiefer liegenden Schönheiten; dieselbe Gabe, für ihre Ideen gleich Begeisterte heranzuziehen und sie zu gleichem Wirken anzuspornen. Waren Thibaut's Kenntnisse in der Geschichte der Musik größer und umfassender, so war Schelble als Theoretiker

und ausübender Künstler höher zu stellen, da er zugleich bedeutender Sänger und Clavierspieler war. — Die Nachwirkungen der Bemühungen Beider sind ebenfalls von gleich großer Bedeutung. — In Heidelberg wie in Frankfurt wurden Schüler erzogen, welche die Gedanken der Meister lebendig erhalten werden. Frankfurts Sängerfest im Jahre 1838 und seine Mozartstiftung geben laut Zeugniß von dem Geiste, den namentlich N. Schelble dort geweckt hatte, und wenn alljährlich in Heidelbergs Schloßruinen die mächtigen Töne großer Werke über Wald und Gebirge hinklingen, so werden Viele, Viele zu vernehmen glauben, es töne ihnen aus dem Echo der Harmonien Thibaut's Namen entgegen.

Thibaut's Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst" hat ihn, wiewohl sie anonym erschien, auch als musikalischen Schriftsteller berühmt gemacht. Sie verwickelte ihn in vielfache Streitigkeiten, unter denen die bedeutendste die mit dem Zürcher Hans Georg Nägeli war, der, wiewohl in seinen Ansichten nicht allzusehr von denen Thibaut's abstehend, es nicht ertragen zu können schien, daß ein bloßer Dilettant mit so sicherer Würde den Musikern von Profession gegenübertrat. — Beide wechselten heftige Schriften, wobei unserem Thibaut bei aller Tüchtigkeit der Gesinnung noch die leichten Waffen des Witzes zu Gebote standen, denen der Gegner, trotz seiner eminenten Kenntnisse im musikalischen Fache, nicht gewachsen war.

Mit Unrecht hat man der Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst" Einseitigkeit und blindes Ueberschätzen der alten Kirchenmusik vorgeworfen. Thibaut schätzte das Schöne, wo er es fand, bei Alten oder Modernen. Mozart

liebte, Beethoven bewunderte er. Daß er in Singvereinen darauf drang, sich der einfach-großen Kirchenmusik ganz hinzugeben und die moderne Musik der Oper und den Concerten zu überlassen, hat man fälschlich dahin ausgelegt, er wolle von keiner Musik etwas wissen, die jünger als Händel sei. — Ein grober Irrthum oder ein absichtliches Mißverstehen! Thibaut war begeistert für den modernen Kirchencomponisten Cherubini, und gewiß, hatte er noch vor seinem Tode Gelegenheit, Mendelssohn's Paulus zu hören, so bin ich überzeugt, daß seine entzückte Seele diesem der Alten würdigen Werke unserer Tage anerkennend wird entgegengejauchzt haben.

Thibaut ist nicht mehr. Sein Wirken wird noch lange fortleben.

Das ist der Vorzug edler Naturen, daß sie auch noch nach ihrem Hinscheiden segnend fortwirken und die Zurückgebliebenen nach ihnen hinblicken, wie nach Sternen, deren Leuchten uns ein höheres Leben verbürgt. — Thibaut wird fortleben. — Sein Geist, der bis zu seinem Ende jung und frisch blieb, erquickt und stärkt noch übers Grab herüber. — Und wie Thibaut von sich gerne sagte: „ich könnte im Geist nicht alt werden, wenn ein freundliches Schicksal mir den reinen Genuß einer veredelten Tonkunst lebenslänglich erhalten wollte," so sagen wir jetzt: Sein Geist wird fort und fort in den Herzen leben, in die er den tüchtigen Ernst und die innige Liebe zu Wissenschaft und Kunst lebenspendend pflanzte.

III.

Eine Volkssage in Niedersachsen.

Von

d. F. v. W.

Im Flachlande des nördlichsten Deutschlands, dort wo der Süddeutschen Behauptung zufolge, jeder Maulwurfshaufe ein Hügel, jeder wirkliche Hügel ein Berg heißt, erhebt sich inmitten reich angebauter Gefilde eine bedeutende Anhöhe, welcher vor undenklichen Zeiten der Name des Blotenberges beigelegt, was nach niedersächsischer Mundart, so viel, als kahler Berg, bedeutet. Kein Weg führt darüber hin, nur die Hirtenknaben, welche bei ihrem langweiligen Geschäfte oft unstät umher schweifen, und wanderlustige oder romantisch gesinnte Bewohner der Umgegend, pflegen denselben zu erklimmen, und zwar nicht ganz ohne Anstrengung, da jene, fast senkrecht sich erhebende Höhe, mit Haidekraut und Moos bewachsen, wodurch das Erdreich glatt und unsicher wird. Der Ueberblick, dessen man dort über die weite Umgegend theilhaftig wird, ist, wenn nicht großartig zu nennen, da die beiden colossalen Naturwunder, Meer und Felsen fehlen, doch so vollkommen anmuthig, daß man eines wahrhaft seligen Gefühls dabei

sich nicht zu erwehren vermag. Unmittelbar im Vorgrunde und dann entfernter, zur Linken und Rechten, prächtige Landseen über welche leichte Fischernachen gleiten, hin und wieder an den von herrlichen Waldungen, Dorfschaften und schönen Besitzungen begränzten Ufern, malerisch ausgespannte Fischernetze, daneben die friedliche, von Bäumen beschattete Hütte des Eigenthümers. Dort eine liebliche Anhöhe, wo ein Tannengehölz, dessen dunkles Grün gegen das prachtvoll-lichte der Buchen, schneidend sich absetzt, seine düsteren Schatten in den lachenden See versenkt, jenseits ein noch anmuthigeres Thal; in weiter Ferne ein schiffbarer Fluß, weiße Segel, welche den Rand des Horizonts zu berühren scheinen, und zu dem Allen, der Klang der Abendglocken von den malerischen Thürmen naher Kirchdörfer, welche sanft und feierlich, in der Abendstille verhallen. — Betrachtet man das Alles und senkt den Blick allmälig zu dem Näheren und Nächsten, dann verweilt derselbe nicht ohne Staunen, an einem großen Granitblocke, der etwas abwärts auf dem Gipfel der Höhe sich befindet. Die schwere Steinmasse, merkwürdig schon durch den ungewöhnlichen Umfang, wird es mehr noch, durch eine über die ganze Oberfläche reichende, gleichsam eingedrückte Vertiefung, deren Ursprung man sich vergeblich zu erklären sucht. Keine Spur menschlicher Wirksamkeit ist daran zu entdecken, kein Versuch der Sprengung bemerkbar, die ganze Höhlung ist mäßig tief, ohne Unebenheit oder Erweiterung, gleichmäßig fortlaufend wie im weichsten Thon eingedrückt.

Wo des Menschen Scharfsinn nicht ausreicht, pflegt die ewig dienstbare Sage, durch den Mund des Volkes,

für Alles, Grund und Ursprung anzugeben. So auch ist es hier und unbegreiflich würde es erscheinen, wie so manche Nebendinge in der Uebertragung sich frisch und lebendig erhalten, hätte nicht ein alter Geistliche damaliger Zeit jene Legende aufgezeichnet, welche, so, forterbend von Kind auf Kindeskind, jetzt wo sie muthmaslich lange verloren sein mag, zu fest schon begründet ist, um der Auffrischung zu bedürfen. —

Ob der Blotenberg gleich beim Anbeginn der Welt miterschaffen, ob er durch spätere Erdrevolution entstanden, gleichviel, Keiner erinnert sich seines Ursprungs, aber die Ur-Ur-Urgroßväter haben einst unfern seines Abhanges ein Dorf gekannt und in demselben, in stattlicher Schmiede, den ehrenwerthen Meister und dessen hübsches, einziges Töchterlein. Der Meister Schmied war ein thätiger, etwas rauher Mann, der, rasch den Ambos führend, nicht viel links noch rechts sah, als Handwerker und rechtlicher Mann geachtet, als derber Geselle ein wenig gefürchtet. So auch versah er sein Hausregiment, nicht viel Worte machend, Arbeitsamkeit und gute Sitte begehrend, und jedem, wenn auch nicht auf ansprechende Weise, das Seine gebend und gönnend.

So lange des rüstigen, aber schon ältlichen Mannes, Hausfrau am Leben, ging alles friedlich und gemüthlich in der Schmiede zu, als aber diese in der Blüthe des Lebens starb, nur ein Kind, eine Tochter hinterlassend, verkehrte die bis dahin ernste Stimmung des Hausherrn sich in düsteren Mismuth. Durch Arbeit den Gram übertäubend, sah man ihn vom Morgen bis in den Abend, mit Anstrengung schaffen, als thue es ihm, dem wohlha-

benden Manne, Noth das tägliche Brod zu erringen. Deshalb auch fiel es ihm schwer Lehrbursche und Gesellen zu halten, und fast beständig waren in der Schmiede neue Gesichter zu schauen. Nur Einer hielt dort aus; Peter, der Sohn eines Tagelöhners, trat frühzeitig als Lehrbursche ein, und vielleicht hat nicht oft ein Genosse seines Gewerbes so schwere Prüfung zu bestehen gehabt, da der Meister sehr rasch bei der Hand war, seine Meinung, wie seinen Unwillen, durch Thätlichkeiten kund zu geben.

Peter war ein blühender Knabe mit großen, ehrlichen und doch schelmischen Augen, dessen rothen Wangen, dessen Perlenzähnen man es ansah, daß er das Brod der Beschränkung, nicht aber das des Mangels gegessen. Bei seinem ersten Anblick, konnte selbst der ernste Meister über seine Ausstaffirung, welche in allen Stücken zu weit, zu eng, zu lang oder zu kurz war, sich des Lächelns nicht erwehren, so daß die Gesellen, welche den Meister noch niemals hatten lachen sehen, einen Augenblick in der Arbeit inne haltend, einander verwundert anschauten. Der Schmied schien das durch ihn erregte Aufsehn nicht zu beachten: Wie der Jung' aussieht! — sagte er, in guter Laune, jenem auf die Achsel klopfend „in die Jacke da wird er sich erst hinein essen müssen!"

Jener lachte, seinen guten Willen dazu unbefangen betheuernd, und hieß von dem Tage an im ganzen Hause nur der Jung'; daß der Meister ihn so nannte, fand er in der Ordnung, dagegen verdroß es ihn von den Gesellen, und er wagte, sich dagegen aufzulehnen, indem er halb unerschrocken, halb demüthig bemerkte, daß er Peter heiße. Was der Jung' sich einbildet! war die Entgegnung des

älteren Gesellen und von einer so derben Maulschelle begleitet, daß Peter, nicht gleich andern Supplicanten, sein Ziel durch Beharren zu erreichen beschloß; ihm genügte diese eine Abfertigung vollkommen, für alle Zeit. Keine acht Tage waren vergangen und der Knabe hatte die Fäuste der Gesellen, den Stock des Meisters erprobt, demungeachtet sah er munter und hell in die Welt hinein, diesem oder jenem, nach echter Bubenart, unschuldige Possen spielend. Ein kleiner Vorfall lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Dorfschaft auf ihn; an einem furchtbar kalten Wintertage sah man Peter in der Mitte des Dorfteiches am Rande einer Wacke sitzen, mit im Wasser hängenden Beinen; man rief ihm, er antwortete nicht, und einige näher tretende Bursche fanden den armen Jungen, sprachlos und fast erstarrt. Er ward in die Schmiede und dort in's Bette geschafft, und erwiederte, nachdem er sich erholt, auf alle stürmisch an ihn gerichtete Fragen, daß es seine Absicht gewesen, seine Beine einfrieren zu lassen, um dann, durch plötzliches Aufstehen, alle in Erstaunen zu versetzen, da man gewiß nicht würde begriffen haben, wie er ohne Füße stehen könne, und wo dieselben geblieben. Diese naive Einfalt erregte allgemeines Gelächter, in welches der Hausherr zwar nicht einstimmte, doch aber es bei strengem Verweise bewenden ließ. —

Niemand konnte dienstfertiger, gutmüthiger sein, als der arme verwaiste Knabe, dennoch liefen fast täglich, Klagen über ihn ein; hier war er durch einen Zaun gesprungen, dort hatte er, der gleich einer Katze kletterte, einem Jungen den Hut geraubt, um diesen hoch im Gipfel eines Baumes zu hängen, während der Eigner am Fuße

desſelben, ſchreiend und tobend das geraubte Gut zurück begehrte. Nachdem der Meiſter ſolche Eingriffe in fremde Rechte unzähligemal gerächt, ſollte er eines Tages ſich ſelber betheiligt ſehen.

Unfern der Schmiede ſtand ein ſehr alter und hoher Birnbaum, der nur an den oberen Spitzen der höchſten Zweige reichlich zu tragen pflegte, weshalb zur Zeit der Reife des Meiſters erſter Gang am frühen Morgen in den Garten zu ſein pflegte, die herab gefallenen Birnen aufzuleſen. Als dies einſtens auch geſchah, konnte des Sammelns kein Ende werden, ſo bald der ehrliche Schmied mit Aufleſen fertig zu ſein meinte, fielen in kleinen Zwiſchenräumen immer neue Birnen zur Erde. Der Tag war heiter, kein Lüftchen regte ſich, weshalb jener, Anfangs nichts Befremdliches darin ſehend, zuletzt denn doch aufmerkſam ward und dem Zuſammenhange nachdachte. Sollten dort oben Elſtern verſammelt ſein, nach gewohnter Weiſe Unfug verübend? — Der alte Mann ſchob die Mütze aus den Augen, trat etwas zurück und blickte zum Gipfel auf; Anfangs gewahrte er nur eine Bewegung in den Zweigen, dann ein Paar Beine, und zuletzt Peters blühendes Antlitz, welches ſehr verlegen, halb ſchalkhaft und doch furchtſam, auf ihn nieder ſchaute.

Der Meiſter verſtummte vor Zorn, Jung', ſchrie er endlich, willſt du deinen alten Meiſter äffen? willſt du Spitzbube, gleich herunter! Peter ſchwieg anfangs und ſagte dann kleinlaut: „ja Meiſter, wenn Ihr mich nicht ſchlagen wollt.“

„Ich dich nicht prügeln, Taugenichts? Gleich herab, oder du bekommſt für jede Minute zehn Schläge mehr.“

„Ja, ja, Meister, ich will herabsteigen, aber laßt mir die Paar Birnen, die ich gepflückt, das versprecht mir!“

Man hätte denken sollen ein solcher Vorschlag werde jenen vollends in Wuth versetzt haben, aber es lag nun einmal etwas in dem Benehmen des Jungen, welches ihn wider Willen belustigte, weshalb er barsch erwiederte: „Die Birnen magst du behalten, Schlingel, aber gleich komm herab.“

Mit der Behendigkeit eines Eichkätzchens hernieder kletternd, stellte sich der Knabe, nachdem er die eroberten Früchte rasch in seinen Hut geworfen, dem unvermeidlichen Strafgerichte, welches ihn schonungslos traf. „Weißt du, ließ des Meisters zürnende Stimme sich vernehmen, daß das stehlen heißt, du Taugenichts?“

„Stehlen? Nein, Meister, stehlen wollte ich nicht.“

„Was wolltest du denn?“ war die Gegenfrage von verdoppelten Schlägen begleitet, dennoch erfolgte keine andere Antwort, als: „Nein gewiß, ich wollte nicht stehlen.“

Nachdem der Stock in Ruhe versetzt, besah sich der Schmied den kleinen Missethäter: „Was hast du immer auf allen Bäumen zu suchen, du Bösewicht, sagte er mürrisch, wie deine Jacke zerrissen ist, man muß sich deiner schämen!“

Jener lächelte mit Thränen im Auge: „Meister, wenn ich sie auch schonen wollte, Ihr schlagt sie mir doch entzwei.“

Nach diesen eilfertig gesprochenen Worten, zog er sich mit seinen Birnen in's Haus zurück, jener drohte ihm nach, folgte ihm aber, da sein Zorn verraucht, dorthin nicht weiter. „Was der Junge mit dem Nichtstehlen,

sagen will, brummte er, versteh' ich auch nicht, denn verstockt pflegt er nicht zu sein. Der Bursche hat, wie er einmal ist, doch etwas Ehrenhaftes."

Der alte Meister war ein sehr genauer Wirth, nur das abgefallene, zerschellte Obst ward für die Haushaltung abgegeben, das bessere dagegen zum Verkauf in die Stadt gesandt, als er daher einige Stunden nach jenem Vorfall seine Tochter Katharine einige schöne Birnen, und wie sie wähnte, von ihm unbeobachtet, verzehren sah, murmelte er halb lächelnd vor sich hin: „der Jung' hat curiose Begriffe vom Stehlen, er denkt, wenn er's der da giebt, stiehlt er's mir nicht. Ich muß doch den Herrn Pfarrer bitten, daß er sich seiner ein wenig annimmt, denn der Schulmeister ist Zeit seines Lebens ein Tropf gewesen."

Jahre waren vergangen, aus dem Jungen war ein Geselle geworden, und der Meister, der ihn noch häufig den Jungen nannte, forderte ihn, aus einem Gefühl von Rechtlichkeit, auf, in die Fremde zu wandern.

„Nein, Meister, ich bleibe bei Euch." „Narr, dann kommst du niemals vom Dorfe weg; in der Stadt nehmen sie dich alsdann nimmer zum Meister an." „Thut nichts, so bleibe ich im Dorfe, von Euch gehe ich nicht, bis ich einmal selber eine Schmiede habe." „So bleib, aber ich hab's dir gesagt!"

Im Dorfe zerbrach man sich den Kopf, weshalb der junge rüstige Bursche, der übrigens jetzt ernst und still einher ging, nicht auf die Wanderung wolle; die Muthmaßung, daß er des Schmied's hübsche Tochter zu heirathen und dessen einstiger Erbe zu werden gedenke, lag natürlich nicht fern, das Benehmen des jungen Mannes aber, un-

terstützte solche Voraussetzung nicht sehr. Nie sah man ihn mit der reizenden Katharine im vertraulichen Gespräch, nie bemüht ihr zu gefallen, und obwohl kein Mädchen im Dorfe an ihm vorüberging, ohne ihn erröthend anzulächeln, schien sein Gemüth der Liebe noch gänzlich unerschlossen.

Katharine, welche zu jener Zeit sechzehn Jahre zählte war durch Gestalt und künftiges Erbe ein Augenmerk für Viele. Der ehrsame Meister hielt eine Schankwirthschaft, und niemals war dieselbe besuchter gewesen, als zu der Zeit, wo seine Tochter der Kindheit entwachsen; traf es sich, daß jene mit ihren schneeweißen Hemdermeln und rothem Mieder, mit ihrem weichen blonden Haar und den Veilchenaugen, die Schenkstube betrat, und selber das Bier umher reichte, so schien der Durst der Gäste nicht zu löschen, die Alten neckten, die Jüngeren bewunderten sie, welche das Alles auf eine, ihrem Stande angemessene und doch anmuthige Weise, aufnahm. Lachte sie und die blüthenweißen Zähne blickten hervor, schien es unmöglich sich nicht in sie zu verlieben, warf sie dagegen den Kopf in die Höhe, das Zimmer mit einem schnippischen Worte verlassend, war sie, nach dem Urtheile ihrer Anbeter, vollends unwiderstehlich. Wer die Beflissenheit derselben beachtete, dem mochte, wenn er das fröhliche Mädchen in ewig gleicher Heiterkeit sich regen und walten sah, leicht der Glaube sich aufdringen, daß sie bis dahin zum Verlieben weder Zeit, noch Neigung habe.

Einst an einem heißen Sommertage hatte Katharine sich mit einem Korbe auf den Weg gemacht, den Erndteleuten ihres Vaters das Vesperbrod zu bringen. Noch glühte die Sonne ihr in's Angesicht, da sie zur Abkürzung

des Pfades, den Weg über den Blotenberg eingeschlagen, wo sie, nachdem der Gipfel erreicht, einen Augenblick von der Anstrengung ruhte.

Kaum waren einige Minuten so vergangen, als das Geräusch nahender Tritte, Katharinen, mit der Ueberzeugung, in ein bekanntes Angesicht zu schauen, zum nachlässigen Umblicken bewog. So mußte die Erscheinung eines fremden, und wie es schien, vornehmen Mannes, sie in einige Bestürzung versetzen. Der Fremde, welcher zwischen dem jugendlichen und gesetzten Alter mitten inne stehen mochte, war, was damals nicht häufig vorkam, in feine schwarze Stoffe gekleidet, und seine dunklen glänzenden Augen schienen das schöne Wesen vor ihm mit Staunen zu betrachten.

Das Mädchen senkte vor seinem scharfen bewundernden Blick das Auge jungfräulich zu Boden, zum Erstenmal fühlte sie von Muth und Fröhlichkeit sich verlassen. Er schien es wahrzunehmen, denn er lächelte, und fragte dann, mit sanfter Stimme, als einen Fremden sich kund gebend, nach dem Namen des nächsten Dorfes, nach ihrem Wohnorte, ihrem Namen und weiter und immer weiter, auch nach dem Zwecke ihres Ausganges. Nachdem der Fremde über Alles Auskunft erhalten, ergriff er den Korb, mit der Erklärung, daß er denselben zur Stelle tragen werde, und als Katharine dieß weder zugeben konnte noch wollte, entspann sich ein kleiner scherzhafter Streit, wobei des Fremden feine, weiße Hand die ihrige mit leisem Druck berührte.

Das Mädchen zog ihre Hand mit jenem Unwillen zurück, den Verschämtheit mitunter einzuflößen pflegt;

jener lachte: „Nun gut, wenn du meine Begleitung nicht willst! — Aber wir sehen uns wieder, schöne Katharine, darauf verlasse dich!“

Katharine ging eilfertig ihres Weges, in weiter Entfernung erst nach jenem zurückblickend; er stand unbeweglich ihr nachsehend. Bestürzt wandte sie das Haupt zurück, es war ihr, als sehe, als höre sie ihn die unbezähmte Neugier des einfältigen Mädchens belachen, denn, daß ihr Umblicken ihn auf irgend eine Weise erfreut, zog sie nicht in Zweifel. — Bei den Schnittern angelangt, packte sie eilfertig ihre Vorräthe aus, jeder hatte ein freundliches oder schmeichelndes Wörtchen für sie, worauf sie indessen an jenem Tage nur zerstreute Antwort zu geben wußte. — Nachdem sie gegangen, bemerkten die Mädchen, welche die unverhehlte Bewunderung der jungen Bursche verdrossen: „Die hatte ja heute große Eile und denkt auch wohl, daß sie vornehm thun darf, weil ihr Vater Geld hat!“ Die Entgegnung auf diesen Ausfall ließ sich nicht erwarten, worauf dann eine schwüle Stille folgte; Frohsinn und Lachen hatten für eine Weile keinen Fortgang, bis der Wiederbeginn der Arbeit und deren Mühe und Anstrengung, den kleinen Zwist vergessen machte.

Nachdem Katharine die Schmiede noch in einiger Aufregung wieder erreicht, sah sie mit großer Befremdung jenen Fremden neben ihrem Vater im Vorhause stehen, wo er mit diesem den Eisenvorrath desselben musterte. Eine Platte und Stange nach der andern mit Kennermiene prüfend, bestimmte er nach dem ersten Ueberblick das Vaterland derselben, mit Bestimmtheit sagend, dieß ist Schwedisches, dieß hier Russisches, und dieß Eisen vom

Harz. Dem alten Meister gingen bei solcher Gelehrsamkeit die Augen über und die Mütze hin und wieder schiebend, äußerte er: „Nichts für ungut, Herr, aber woran erkennt Ihr das?“ —

Jener blickte ruhig auf: „Welche Kennzeichen ich habe? — Seht, mein guter Freund, ich wohne am Harz und bin ein Eisenhändler, da muß ich doch meine Waare schon kennen.“

Unwillkürlich vielleicht zog der Schmied die Mütze ab, solche zwischen den Händen zerknitternd: „Ein Eisenhändler? Nun, das trifft sich curios genug! Tretet doch in die Stube ein, Herr, und nehmt vorlieb, und trinkt ein Gläschen.“ Jener der während dem Katharinen mit schalkhaft übermüthigem Kopfnicken begrüßte, entgegnete nachlässig: „Ich werde um ein Abendessen und dann später um ein Bett, oder eine Streu bitten, denn ich gedenke erst morgen in die Stadt zurück zu kehren, wo mein Fuhrwerk meiner harrt, während ich, ein rüstiger Fußgänger, in der anmuthigen Gegend umher schweife. Laßt die schöne Wirthin hier keine Umstände machen, ich esse mit Euch, was Ihr eben habt.“

Katharine eilte erröthend in die Küche und der alte Meister mit seinem Gaste in die Schenkstube, wo dieser durch Bekanntschaft mit Beschlag und Schmiedearbeit aller Art, ihn so sehr in Erstaunen versetzte, daß er im Eifer ausrief: „Wüßte ich's nicht besser, Herr, ich sagte Ihr wärt ein Schmied!“

Jener lächelte: „Ihr seid nicht der Erste, der gemeint, ich treibe sein Handwerk oder sein Geschäft; wer in der Welt die Augen offen hat, bekommt von Allem etwas

weg. Eurer Profession war ich immer zugethan, schon um der Liebhaberei für Pferde willen."

Während jene Beiden sich, dem Anschein nach, vergnüglich mit einander unterhielten, bereitete Katharine eine Schlafstelle für den Fremden, dann das Nachtessen und deckte die Tische; einen kleinen, für den Gast, den Vater und sich, und den zweiten für die Hausleute, in demselben Raum. Der Fremde sah ihr dabei mit Blicken zu, welche ein Erröthen nach dem andern über ihre Wangen jagten. Endlich waren die Erndteleute heimgekehrt und nachdem jene, welchen das Dasein eines vornehmen Gastes angezeigt, sich am Brunnen gehörig gewaschen, und die Gesellen, welche an solchen Tagen im Felde mit zu helfen pflegten, auch durch einen Kammstrich sich vortheilhafter in's Licht gestellt, ward das Essen sogleich aufgetragen. Alle begrüßten beim Eintreten den fremden Herrn, welcher obenhin dankte, dann aber aus einer kleinen Reisetasche ein Fläschchen hervorzog, solches vor des Wirthes Teller schiebend: „In Allem bin ich Euer Gast, sagte er freundlich, nur was den Wein anbelangt, müßt Ihr meiner sein."

Jener, der sich den Vorschlag gefallen ließ, trank mit sichtlichem Behagen, aber der starke Wein schien dem alten Manne zu Kopfe zu steigen, denn als der Fremde die Bereitung der Speisen lebhaft rühmte, entgegnete er lachend: „Schmeckt's Euch? Nun so umarmt immer einmal die hübsche Wirthin, wie Ihr sie nennt, zu schuldiger Danksagung."

Ein Blitzstrahl der das Haus getroffen, würde kaum größere Ueberraschung hervor gebracht haben; am zweiten

Tische ruhten im Nu alle Messer und Löffel, waren das die Worte des sonst so gestrengen Meisters? aller Augen blickten unverwandt auf die Jungfer, wie sie genannt wurde. Selbst der Fremde schien einen Augenblick zu stutzen, dann in gewandter Bewegung sich Katharinen nähernd, fragte er bittend: Erlaubst du's? — Jene, anfangs sprachlos vor Erstaunen, schrie jetzt laut auf, den jungen Mann mit einer Heftigkeit zurückstoßend, die ihm in so derber Weise vielleicht noch nicht vorgekommen, wobei sie hastig ausrief: „Peter, Peter, hilf du mir, leide es nicht!"

Peter hatte, gleich Allen den Blick fest auf Katharine gerichtet, als diese seinen Namen rief, fuhr er augenblicklich in die Höhe, besann sich aber sogleich, und blieb ruhig an seinem Platze. Der Fremde hatte seine frühere Stellung wieder eingenommen, sein scharfer Blick flog über den zweiten Tisch hin; den Aufgerufenen an der höheren Röthe und Verwirrung erkennend, betrachtete er ihn flüchtig und sagte dann, zu dem Mädchen sich wendend, auf etwas spitze Weise: „Bedarfst du des Beistandes, so rathe ich dir, nur an mich dich zu wenden, denn wäre es mein Ernst, der Aufforderung deines Vaters zu folgen, möchte schwerlich der Schutz irgend eines Peters auf Erden dir nützlich sein können."

Der alte Hausherr, welcher seine fröhliche Weinlaune bewahrt, rief scherzend: „Laßt sie laufen, Herr, und lernt die Weiber kennen, morgen giebt sie Euch zwei Küsse dafür."

Katharine stand hastig mit überströmenden Augen auf, das Zimmer zu verlassen, aber der Fremde ergriff

ihre Hand, mit Ernst sagend: „Bleib Mädchen, und sei keine Thörin, dir wird kein Leid geschehen. Ich will es!“ fügte er leise und befehlend hinzu. — Sein Blick der sie einschüchterte, so wie der ungewohnte Redeton, bewogen sie zu schweigendem Gehorsam. —

Jener begann nun in lebendig fröhlicher Weise, von seinem Vaterlande, insbesondere vom Harzgebirge zu erzählen, dessen Wunder er geschickt der Fassungskraft und Bildung seiner Zuhörer anzupassen verstand. Wie es in unsern Zeiten schwierig sein möchte, selbst einen Hufschmied anzutreffen, der die Gränze seines Vaterlandes nicht überschritten, so ward im Gegensatze, damals an Wandern und Reisen wenig gedacht, und ein gereister Erzähler fand ein noch frisches, hörlustiges Publikum, welches das Mitzutheilende mit dankbarem Staunen entgegen nahm. — Der Fremde schien auch in der That den Vorzug einer solchen Stellung zu würdigen, und sich am Eindruck der eignen Darstellung zu ergötzen, wobei er die Schilderung der tiefen, grausen Schachte, mit ihren einsamen und doch so tröstlichen Grubenlichtern, im einfachen Ton der Volks- und Kindermärchen hielt. Beide Arme auf den Tisch gestützt, den Kopf vorgeneigt, mit dem ganzen Wesen eines Tauben, welches leicht von Solchen angenommen wird, die eine Sache nicht zu fassen befürchten, horchte der alte Schmied mit unwandelbarer Aufmerksamkeit, während das Auditorium am zweiten Tische, theils aufmerkend zuhörte, theils in einfältigem Staunen, mehr die Geläufigkeit der Rede, als den Inhalt derselben zu beachten schien.

Katharine hatte anfangs nicht gewagt den Blick zu erheben, aber es war als zwängen die fest auf sie geheftе-

ten Augen des Fremden die ihrigen mit magnetischer Gewalt, sich zu ihm zu erheben, so bald dieß geschehen, senkte sie dieselben wieder mit erschrockener Hast. Es kam ihr halb träumerisch vor, als wandle sie auf jenen lichten Höhen, wohin seine kunstvolle Schilderung sie führte, und als er nun von den Schachten, von Hexen und Kobolden zu reden begann, fühlte sie von einem leisen Schauer nach dem andern sich durchrieselt, bis sie zuletzt von wunderbar seligem Grauen erfaßt, die Augen schloß, erst nickte und das Köpfchen wiegte, dann aber fest und ernstlich einschlief. Jener beachtete es und lächelte still; nachdem er eine Weile noch forterzählt, erhob er sich plötzlich und Katharinen nahend, und einen flüchtigen Kuß auf ihre Wange drückend, verließ er sodann lachend, und Gute Nacht anwünschend das Gemach. —

In ihrer Kammer angelangt und sich in ihren Kleidern auf's Bette werfend, brach Katharine in heiße Thränen aus, erst ihrer Bekümmerniß ohne Nachdenken den Lauf lassend, dann aber, mit vollem Bewußtsein sich ausweinend. Der kleine Hang des Vaters zu starken Getränken, der freilich nur als Ausnahme sich kund gab, hatte sie schon öfterer innig betrübt, und heute, jede Gränze überschreitend, sie einem Fremden gleichsam an den Kopf geworfen, und dessen dreistes Benehmen hervor gerufen. Leises Pochen an den Fensterscheiben unterbrach die so unerfreuliche Betrachtung, verwundert horchend, aber durch innere Ahnung beruhigt, begab sie sich an's Fenster, dasselbe vorsichtig öffnend: „Katharine, flüsterte eine wohlbekannte Stimme, ich bringe dir den Schlüssel zur Speisekammer, den du stecken gelassen; mir war bange,

der Vater möge früher aufkommen als du, und es gewahren."

„Ach, ich danke dir, Peter."

„Gute Nacht, Katharine!"

Fort war er, jene stand eine Weile ihm nachsehend und hub dann, den Schlüssel mißmuthig hinwerfend, bitterlich zu weinen an. „O, der einfältige Schlüssel! Wußte er weiter nichts zu sagen? Es ist recht häßlich von ihm! ich habe ihn so entsetzlich lieb und er kümmert sich gar nicht um mich. Wenn er mich nur einmal lieb hätte, nur in Gedanken, nur eine Stunde, so wollte ich weiter mein ganzes Leben lang, keine Freude mehr begehren. Nur eine Stunde, sollte er an mich denken und seufzen und weinen wie ich es thue — aber ich müßte es nachher erfahren. Wie gut, mir den Schlüssel zu bringen! Ach, er ist so lieb, so lieb! —"

Dieses Selbstgesprächs unerachtet, erwachte Katharine am folgenden Morgen munter und frisch, des Vorgefallenen nicht mehr in gleich tragischer Weise gedenkend. Auch der alte Hausherr schien keine Ahnung des gehabten Räuschchens zu hegen und verkehrte nach gewohnter Art, sich auf treuherzige Weise, zu dem Fremden haltend, der unbefangen freundlich auftrat: nur die lauernd schalkhaften Blicke, welche er auf Katharinen warf, erweckten in dieser geheimes Grauen. Als er den Wanderstab ergriff, reichte sie ihm dienstbeflissen die Reisetasche; er lächelte, vielleicht über ihren Eifer seiner los zu werden und sagte mit festem, sanften Druck, ihre Hand erfassend: „Die Tasche mag hier bleiben, ich kehre wieder, denn, fügte er gegen den Wirth sich wendend, freundlich hinzu, Keiner soll vor

meiner Heimreise meine Pferde beschlagen, als Ihr und Eure kunstfertigen Hände."

Der alte Schmied lachte, behaglich nickend, wußte er doch, daß ihm in seinem Geschäfte so leicht Niemand gleich kam; jener bot ihm die Hand, und sagte mit schelmischem Seitenblick auf Katharinen: „Ich komme wieder, darauf verlaßt Euch, und möge es Euch lieb sein."

Der Meister blickte dem Fortgehenden nach: „Das ist ein Herr, der versteht's!"

„Ach Vater, was versteht er denn? Wie könnt Ihr den nun so auf einmal leiden? —"

„Gänschen, was weißt du; mit dir, mit all' den Gesellen auch, habe ich mein Lebtage nicht so über's Handwerk reden können, und über Eisen und Einkäufe. Das ist ein Mann! Wenn der hätte Schmied werden wollen! —" Nachdem der Gast das Haus verlassen, kehrte die alte Ordnung wieder, die frühere Gesinnung auch, denn Katharine, welche nur das Ungewöhnliche, Ergreifende außer Fassung gebracht, ging wieder mit hellem Blick umher, das Glück der Gegenwart, den Liebling ihres Herzens, täglich ungestört und ungetrübt sehen zu können, mit unschuldigem Jugendmuthe genießend. So vergingen acht Tage, da endlich am Abend des neunten, fuhr der Fremde, der schon halb von ihr vergessene, die Rosse selber lenkend, im leichten Wagen an der Schmiede vor. Erschrocken starrte Katharine bei seinem Anblick zurück; nur der Meister und Peter waren eben im Hause anwesend, und diesem ward befohlen, hülfreiche Hand zu leisten. Ein schwerer, schwerer Koffer ward vom Wagen gehoben, dann ein Kistchen, dem darauf befindlichen Zeichen nach,

mit Weinflaschen gefüllt. Katharine schauderte beim Anblick desselben.

Beim Nachtessen erschien der Fremde in sichtlich heiterer Stimmung, den Meister mit seinem Handwerk neckend: „Jetzt, sagte er scherzend, in Eurem Alter, da mag es gehen, aber wie nur ein junger Bursch' Schmied werden mag! kann ihm doch kein Liebchen nahen, ohne schwarze Flecke zu bekommen. Wäre ich ein Mädchen, Schmied und Essenkehrer dürften mir nicht als Freier in's Haus."

Die Mädchen am Nebentische kicherten, während die Gesellen, dunkle Röthe im Antlitz, die Köpfe beleidigt in die Höhe reckten, wodurch jener indessen auf keine Weise sich irren ließ. —

Am folgenden Morgen wollte der Meister mit Beschlagen der Pferde beginnen: „Laßt das, sagte der Eigner nachläßig, ich ziehe vor die Thiere noch einen Tag ruhen zu lassen, sie sind viel umher gejagt; morgen vielleicht, oder übermorgen, das wird sich finden."

Katharine bebte innerlich bei diesem Ausspruch, warum blieb er, was hielt ihn in jene Gegend? Zagend gestand sie sich, daß sie es wisse; er hatte nicht eigentlich schöne, aber doch scharfe, durchdringend ausdrucksvolle Augen, welche den Anlaß seines Bleibens außer Zweifel setzten. „O Herr der Welt, seufzte sie leise, steh' du mir bei! dürfte ich wenigstens den Wein nur wegschütten."

Der Fremde richtete ganz gemüthlich sich ein, in seinem Wagen mit sich führend, was der einfache Hausstand dort nicht bot, und nachdem er mit seinem Wirthe einen völlig neuen Beschlag seines Wagens beredet, ging jener mit den Gesellen dazu rasch ans Werk. Während

man nun in der Schmiede, hämmerte, pochte und schmiedete, seufzte, flehte und trotzte der junge Mann, der schönen Schmiedstochter gegenüber, die Zeit auf seine Weise nützend; doch auch der Arbeit sah er emsig zu, hier rathend, dort auch das Eisen sortirend und wählend.

„Wißt Ihr, sagte er eines Abends, den alten Hausvater auf eine Bank unfern der Schmiede ziehend, wißt Ihr, Meister, daß ich der rechte Schwiegersohn für Euch wäre? denkt Euch ein Eisenlager, aber kein kleines, jämmerliches, wie Ihr es gewohnt seid, worin Ihr schalten dürftet, wählen und aufpacken nach Gefallen, und wo niemals vom Bezahlen die Rede sein würde. Was meint Ihr?" —

Jener schmunzelte: „Das wäre so übel nicht, Herr, wenn Ihr etwas näher wohntet."

„Ach, Possen! Ihr besucht uns ein Paarmal im Jahre, und ich sende Euch was Ihr auswählt frei in's Haus, so kann es gleich gelten, wo ich wohne. Nimmer saht Ihr ein solches Lager, darauf verlaßt Euch. So gar weit ist's auch nicht, das denkt Ihr nur in Eurem Dorfe."

Dieß war die Einleitung, welcher entschiedenere Anerbietungen folgten, während der Fremde den alten Mann zu seinem Reisekoffer hinführend, einen schweren Geldsack nach dem andern vorzeigte. Jenem hüpfte das Herz vor Freude, bevor er jedoch seiner Tochter den Antrag mittheilte, trank er, selber nicht recht wissend weshalb, ein Glas aus einer der Flaschen, welche der Fremde ihm verehrt.

Katharine weinte schon als der Vater nur zu reden anhub, was jenen in heftigen Zorn versetzte: „Was hast

du an ihm auszusetzen? sagte er mit dem Fuße stampfend, sage es, sage es, wenn du etwas weißt."

„Nichts, nichts, Vater, entgegnete sie zitternd, als nur — ich mag ihn nicht leiden — ich habe kein Herz zu ihm."

„Ach! wenn's weiter nichts ist, das wäre eine Ursache! Solch' einen Mann kriegst du im Leben nicht mehr, es ist ein wahrer Glücksfall. Mädchen, Mädchen, bedenk doch, du wirst eine reiche Frau, und bekommst einen schmucken Mann. — Was weinst du so, einfältige Dirne? Liegt dir ein Anderer im Sinn? Ist's einer von den Gesellen? Das laß mich erfahren!"

„Nein, nein gewiß nicht. Muß ich den Herrn heirathen, — ach Vater, ich weine mich todt."

Jener lachte, dann aber plötzlich zu Ernst übergehend sagte er drohend: „Unterstehʼ dich Einreden vorzubringen! Es ist ein Glück, und du sollst es erkennen und Ja dazu sagen; heute ist der Herr zur Stadt, morgen kehrt er wieder und dann bist du seine Braut. Er hat mir seine Papiere gezeigt und sein Geld; es ist alles abgemacht."

Nachdem ihr Vater gegangen verweilte Katharine weinend und händeringend in ihrer Kammer, plötzlich aber sich die Augen trocknend, schien ein tröstlicher Gedanke ihren Kummer zu erhellen. Der Vater war mit dem einen Gesellen auf's Feld gegangen, und folglich durfte sie hoffen, Peter allein bei der Arbeit zu finden. Dorthin ging sie; fleißig, wie immer, ließ er jedoch bei ihrem Anblick den Hammer ruhen, und blickte forschend in des Mädchens verweintes Antlitz: „Was fehlt dir, Katharine?"

Sie schüttelte das jugendliche Haupt, ihre Augen trocknend: „Was hast du, Katharine? Sprich doch, und sage es mir."

„Peter, du weißt es gewiß schon, oder du denkst dir's doch."

Jener schwieg, aber er senkte den Blick, das Mädchen fuhr fort: „Ist das nicht ein erschreckliches Schicksal, mit einem wildfremden Menschen ziehen, und den ich gar nicht leiden kann." Und sie schluchzte als ob ihr Herz brechen wolle.

Der Geselle richtete das Auge fest auf sie: „du kannst ihn nicht leiden? —"

„Nein, nein, aber sprich, was soll ich anfangen? hilf du mir doch!"

Jener schüttelte das Haupt: „Ich soll dir helfen? Ach, du arme Katharine, wenn du sonst keinen Trost hast! — Weißt du denn gar keinen Rath? — „

Das junge Mädchen zog die Schürze vor ihre Augen und sagte verwirrt: „Ich wüßte wohl — wenn nämlich Einer käme und sagte, natürlich dem Vater — sagte, daß er mich ganz erschrecklich lieb hätte, und bäte und gäbe gute Worte — ich wollte das denn auch thun."

Jener blickte nicht auf: „Und das meinst du würde helfen? Nun dann ist dir leicht geholfen, wer würde nicht gern um dich freien. Da ist Friedrich —"

„Nun sei nur still, ich weiß was du sagen willst, die kann ich ja alle nicht leiden."

„Alle nicht? Lieber doch vielleicht, als jenen?"

„Nein, muß und soll ich heirathen gegen meinen Willen, so will ich weg, so will ich weit weg, kein Mensch

soll mich wieder sehen, und weinen sehen und es sich zu Herzen nehmen. Muß ich, so sollen sie mich in der Fremde begraben."

„Katharine sprich doch nicht so, habe doch Gott vor Augen und sein Gebot, so kannst du auch in der Fremde glücklich sein."

Das Mädchen stutzte: „Gott vor Augen." Daran hatte sie noch nicht gedacht; sie trocknete ihr Gesicht mit der Schürze und sagte mit zitternder Stimme: „Glaube mir, Peter, du weißt nicht was es heißt mit hellen Augen in's Elend gestoßen werden, du weißt es nicht. Aber ich will das Wort nicht vergessen was du sagtest, ich will gehorchen und — und allen vergeben, die es ansehen können, daß mir das Herz bricht."

Die letzten Worte kamen fast tonlos über ihre Lippen dann ging sie langsam fort; der Geselle sah ihr eine Weile nach, lehnte gedankenvoll an dem Heerde, von dem helle Funken aufsprühten und setzte sodann seine Arbeit rüstig fort. —

Am folgenden Morgen kehrte der Fremde zurück; der erste Blick, den er auf Katharinen warf, durchschauerte diese fröstelnd und doch war dieser Blick sanft und voll Freundlichkeit.

Nach der ersten Begrüßung sagte der Schmied die Mütze abnehmend: „Ja, Herr — da das Mädchen nun einmal die Ehre haben soll, so ist sie Eure Braut, mit Eurer Erlaubniß." —

Jener lächelte: „So bin ich glücklich!" — Er näherte sich Katharinen, und indem er eine Bewegung machte sie

zu umfangen, sagte er zärtlich: „So bist du also wirklich mein?“ —

Katharine war bei seiner Annäherung in den nächsten Winkel geflüchtet und sagte flehend und das Antlitz mit den Händen bedeckend „O Herr — o um des Himmelswillen, küßt mich nicht!“ Eine finstere Wolke flog über des Bräutigams Stirn, aber den Schmied zurück haltend, der mit drohender Gebärde auf die Tochter zuging, entgegnete er wie scherzend: „Komm, Mädchen, komm, und fürchte dich nicht, und glaube doch endlich, daß ich es gut mit dir meine.“

So sagend, zog er die zitternde Katharine sanft aus ihrem Winkel, und einen Goldreif an ihren Finger steckend, ein Päckchen in ihre Hände legend, fügte er hinzu: „Nimm das jetzt mit auf deine Kammer und sieh' es dir an, denn Alles, was es enthält, ist für meine kleine, hübsche und — spröde Braut.“

Katharine folgte der Erlaubniß sich fortbegeben zu dürfen mit fliegender Eile; auf dem Vorplatze kam ihr Peter in den Weg, mit hochgerötheten Wangen, mit blitzenden Augen, streckte sie die Hand, an welcher der Ring glänzte, ihm entgegen: „Nun freue dich sagte sie bitter, denn ich bin unglücklich!“

Fast erschrocken starrte er sie an: „Katharine, das sagst du mir? —“

Sie fuhr wie aus Träumen empor, strich mit der Hand über die Stirn und fiel plötzlich mit überraschender Leidenschaft in des jungen Mannes Arm: „Vergieb, vergieb, ich weiß nicht, was ich sage; deine Schuld ist es nicht, meine, meine allein, o ich armes Kind! —“

Nachdem Katharine gegangen, starrte der Fremde eine Weile vor sich hin, in wie es schien, unerfreuliche Betrachtung versenkt; eine demüthige Annäherung des Hausherrn unterbrach dieselbe, und nachdem er diesem, mit etwas vornehmer Herablassung beruhigt, verließ auch er das Gemach. Der Klang seiner Tritte schien Schrekken zu erregen, er hörte deutlich jemanden forteilen, vernahm noch die Worte: O ich armes Kind! und fand Katharine allein, aber wie festgebannt, auf dem Vorplatze stehend. „So allein hier?—" fragte er nicht ohne Ironie. Sie bebte, muthlos ihm die Hand überlassend, welche er an sich zog. Er hob diese Hand und auch den Arm, langsam etwas empor, seine Augen hafteten an einem schwarzen Fleckchen an demselben; Katharine vermochte den Blick nicht zu ertragen, der darauf fiel, und später ihr Auge erfaßte, ein leiser ächzender Seufzer entrang sich ihrer Brust. „Meine schöne, spröde Braut!" sagte er mit leisem Spott und dann sie umfassend, mit funkelnden Augen: „Höre, Katharine, höre wohl zu, gewahre ich noch einmal ein ähnliches Fleckchen an deinem Arm, so —" er schwieg, und setzte dann kalt hinzu, „so dürfte bald Einer weniger athmen auf Erden." Für dich, „und er drückte sie fester an seine Brust, „für dich, fürchte nichts!" Dann sie aus seinen Armen lassend, ging er ruhigen Schrittes fort.

Erschüttert, halb betäubt, eilte Katharine auf ihre Kammer, dort die reichen Gaben kaum eines Blickes würdigend, und dann rasch in die Küche, wohin ihre Geschäfte sie riefen. Zitternd erschien sie am Mittagstische, dort zuerst ihren Bräutigam wiedersehend, der in heiterer Stim-

mung, des Vorgefallenen weiter nicht zu gedenken schien, sie aber während des übrigen Tages, mit einer Zärtlichkeit verfolgte, welche ihr durch unverkennbare Beimischung von Spott, noch unleidlicher ward. So verhöhnt der rohe Vogelsteller das arme Vögelchen, welches, sehr wider seinen Willen, in dessen Netze fiel.

Am Abend desselben Tages hatte der Bräutigam lange Unterredungen mit seinem künftigen Schwiegervater; Beide saßen gemüthlich bei der Flasche zusammen, während Katharine, des Entkommens froh, im Hause sich beschäftigte. Endlich ward sie herzu gerufen und ihr angekündigt, daß ihr Verlobter am folgenden Morgen in aller Frühe verreisen, nach acht Tagen aber wiederkehren werde, um mit dem Brautvater und der Braut, in seine Heimath zur Hochzeit sich zu begeben, denn nur dort, am heimischen Heerde meine er dieß glückliche Fest mit ganz frohem Herzen begehen zu können. Bebend hörte sie ihr Urtheil an, die Augen zu Boden geschlagen, um dem seltsam triumphirenden Blick ihres Verlobten auszuweichen.

Als dieser am folgenden Morgen nach manchem zärtlichem Worte Abschied nahm, flüsterte er im letzten Augenblick, mit scharfem Blick: „Gedenk des schwarzen Flecks — und meiner Warnung, Katharine! —"

Nach des Fremden Abreise, schienen erst Alle im Hause wieder zu rechter Besinnung zu gelangen, auch der alte Meister, welcher, wieder rüstiger mitarbeitend sein strenges Hausregiment übte, doch aber mitunter nachdenklicher erschien als wohl sonst. Katharine trieb fast gedankenlos Alles wie bisher; eine Mitgift war von ihrem Verlobten ernstlich verbeten und so hatte sie nicht mehr noch

minder zu schaffen als früher und nur unabwendbar traurige Gedanken und viele Thränen in den Kauf. Erst jetzt war es mit ihrer Heirath ruchbar geworden und Freunde und Bekannte erschienen mit Glückwünschen, welche zum Theil mehr spöttisch als wohlgemeint waren. Wer aber einen mehr als oberflächlichen Blick auf die bleiche, stille Braut warf, mochte es sich sagen, daß sie es nicht sei, welche aus Eitelkeit eine so vornehme Heirath gewollt.

Am Morgen vor der bestimmten Rückkehr des Bräutigams, ging Katharine zu ihrem Vater, der wie gewöhnlich in seiner Kammer den Morgensegen las; dies war so eben beendet und der strenge Mann warf, vielleicht durch das Gebet, vielleicht durch den Gedanken naher Trennung weicher gestimmt, einen bekümmerten Blick auf die bleiche, still traurige Tochter. „Was willst du Kind? —" fragte er freundlicher als gewöhnlich. Sie setzte sich neben ihn und sagte, seine Hand fassend: „Ich wollte Euch um etwas bitten, lieber Vater."

Jener nickte mit dem Haupte und Katharine begann mit einer Stimme, worin Thränen zitterten: „Da ich nun weg gehe, Vater — und gewiß niemals wieder herkomme, und eine sehr reiche Frau werde — so, so bedarf ich ja nichts mehr von Allem was Ihr habt — und wollte Euch herzlich bitten, pflegt Eures Alters, und damit Ihr doch nicht ganz allein seid, und Jemanden habt der Euch pflegen und lieb haben und beistehen kann — so, lieber Vater, hört Ihr wohl, so gebt Alles, was Ihr mir einst zudachtet, an Peter — und wenn ich todt bin, so sendet durch ihn, wenns ihm nicht zu schwer wird — ein Kreuz aus der

Heimath auf mein Grab. Ach Gott! weint doch nicht, — ich meine nur, wenn ich vor Euch sterben sollte. Wollt Ihr das? Darum wollte ich Euch bitten und auch, ob ich heute von unserm Herrn Pfarrer Abschied nehmen darf?"

Der alte Mann nickte schweigend, das Mädchen stand auf und sagte ihre Thränen trocknend: „Lieber Vater, ich danke Euch für alles Gute, und vergeßt meine Bitte nicht. Denkt doch nur immer, daß ich kein Geld und Gut mehr bedarf, so habt Ihr doch jemand, der Euch lieb haben und es Euch danken wird, und der — „fügte sie in neue Thränen ausbrechend hinzu „der dann auch nicht ganz verlassen ist. Vater, wenn — wenn er heirathen will — wehrt es ihm nicht, laßt ihn doch glücklich sein, das versprecht mir."

Der Meister stand auf und trat an's Fenster, Katharine ging ihm nach und faßte seinen Arm, da drehte er sich um und küßte sie, immer schweigend, aber ihre Wange ward von seinen Thränen feucht. Sie sagte auch weiter nichts und verließ stumm die Kammer.

Der Geistliche, zu dem Katharine sich auf den Weg machte, besaß eines jener einfachen Gemüther, durch welche Segen auf ihre Umgebung kommt. Durch Beschränkung seiner Wünsche unabhängig und selbstständig, fand man ihn stets zu jener Milde aufgelegt, die an Keinem verzweifelt, dem tief denkenden und fühlenden Wanderer gleich, der auch in der Wüste noch Schätze für Herz und Geist aufzufinden versteht. Katharine war um ihres sanften Sinnes willen, stets sein Liebling gewesen, und auch durch den früher an Peter ertheilten Unterricht war er ihrem Hause näher getreten. Das Gemüth desselben war damals von ihm einem nicht urbar gemachten Felde verglichen,

welches die innere Kraft in sich bewahrend und in gute Obhut genommen, den Saamen heilsamer Lehre in sich aufnimmt und zu kräftiger Reife bringt.

Das Mädchen fand ihren alten, würdigen Freund, wie immer, von seiner Bibel, seinen Büchern und Blumen umgeben, der nachdem er sie herzlich empfangen und mit Fragen überhäuft, erst in ihrem bleichen Antlitz die Geschichte ihres Brautstandes las. „Kind, Kind, sagte er bekümmert, wie kam doch das Alles so schnell. Ein völlig Fremder? Weiß denn Dein Vater wirklich Gutes von ihm? —"

Die einsylbigen Antworten der Braut sagten ihm Alles, und sein menschenfreundliches Herz mußte sich darauf beschränken, tröstend auf eine Zukunft hinzuweisen, welche gewöhnlich anders auszufallen pflege, als der kurzsichtige Mensch sich dieselbe ausmale. Die Bibel in welcher er gelesen, lag noch aufgeschlagen vor ihm und indem er auf den angestrichnen Vers des Psalters deutete:

„Wie groß ist Deine Güte, o Gott,
Daß Menschenkinder unter dem Schatten
Deiner Flügel ruhen,"

entnahm er daraus das Aufrichtungswort für ein ergebenes, aber tief verzagendes Gemüth.

Unruhig und theilnehmend riß endlich seine Lebhaftigkeit zu der Andeutung ihn hin, wie er immer gemeint, daß sie und Peter einander liebten. Diese Aeußerung war ein neuer Schlag für das arme Mädchen, welches tief Athem holend, mit dem Geständnisse hervor rückte, daß sie jenen lieb gehabt, von dem Augenblicke an, wo er ihr Haus betreten, er dagegen, bis auf diesen Tag, nie

anders für sie empfunden, als ein Bruder für die Schwester.

Nach dieser Mittheilung die übereilte Frage bereuend, entließ der wohlwollende Mann das junge Mädchen mit manchem Trostesworte und der festen Zusicherung, sie noch vor ihrer Abreise besuchen zu wollen.

Als Katharine ihn am Morgen verlassen, erwachten in des alten Meisters Seele die seltsamsten Vorstellungen. So erhellt ein unerwarteter Blitzstrahl die bis dahin undurchdringliche Nacht. Die Worte: „Ich werde eine reiche Frau und bedarf nichts mehr" hatten sein Gemüth wunderbar erfaßt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; über den Bedarf der Gegenwart, über Jahre hinaus, hatte er längst erworben, und so war sein ganzes Streben immer auf ein reiches Erbe für die Tochter berechnet gewesen, ja er hatte, bei den Worten des künftigen Schwiegersohns: „Alles Eisen gebe ich Euch umsonst," nur diese und ihr Wohl im Auge gehabt. Jetzt stand er wie erstarrt, über die eigne Einfalt, was sollte der reichen Frau sein Erwerb, was aller Reichthum, wenn sie nicht glücklich war, und er ihr doch immer so viel habe geben können, daß sie niemals Mangel hätte leiden dürfen. Zum Erstenmal seit Jahren fehlte er bei der Arbeit und ging grübelnd im Hause und Garten umher. —

Am folgenden Abend stellte der Bräutigam zu guter Zeit sich ein, er schien heiter und zufrieden, und zeigte Katharinen wohlwollende Rücksicht.

Der alte Hausherr aber lehnte an diesem Abend den Wein ab, den jener wie gewöhnlich aus seinem Flaschenkeller ihm bot, als er indessen ein Glas auf das Wohl der

jungen Braut nicht ablehnen konnte, fühlte er durch dasselbe sich gleichwohl wunderbar gestärkt und beruhigt.

Die Abreise ward auf den darauf folgenden Abend festgesetzt; der Bräutigam meinte, eine Reise zur Nachtzeit werde bei der noch anhaltenden Hitze, vorzuziehen sein, und da Vater und Tochter ohne alle Reiseerfahrung waren, wußten beide nichts dawider einzuwenden; Katharine freute sich im Gegentheil, im Schatten der Nacht weinen zu können.

Gegen Abend langte der ehrwürdige Geistliche an, von der Familie Abschied zu nehmen; der Bräutigam erschien erst spät ihn zu begrüßen, und drang auf Beschleunigung der Abreise.

Jenem preßte es das Herz zusammen; aus Katharinens Anblick Muth schöpfend, sagte er ruhig: „Lieber Herr, verzeiht meine Einmischung, wir beide aber sind wohl hier die Einzigen, welche an Bildung sich gleich, mit dem Lauf der Welt und ihren Formen vertraut sein mögen. Ist daher hier wohl Manches aus Unkunde oder Sorglosigkeit übersehen, so erlaubt mir, dem Freunde der Braut, die offne Frage, ob Ihr auf legale Weise als Denjenigen Euch ausgewiesen, der Ihr zu sein behauptet?" —

Der Fremde blickte den Fragenden mit jener kalten und ernsten Ruhe an, welche eben durch die scheinbare Entäußerung jeder Leidenschaft nur um so tiefere Bestürzung zu erregen pflegt, dann seine Brieftasche hervor ziehend, überreichte er dem Geistlichen ein Päckchen Papiere, welche die einfachste und bündigste Legitimation enthielten.

Halb verwirrt stellte jener diese zurück. Als indessen sein Auge dabei auf dasjenige des Bräutigams traf, fühlte er demunerachtet sein Herz unruhig schlagen. „Ich scheide jetzt, sagte er sanft, und da mir die Freude nicht werden soll, die theure Braut einzusegnen, möchte ich wenigstens feierlicher scheiden, als mit einfachem Lebewohl. Ruft, Ihr mein guter Meister, die Gesellen und das Gesinde herbei und mögen alle Zeugen des guten Wortes sein, welches ich zu sagen gedenke."

Leise doch ungeduldig, stampfte der Bräutigam mit dem Fuße, dennoch ging der Hausherr dem ausgesprochenen Wunsche zu genügen und die ohnehin versammelten Hausgenossen traten mit dem Rückkehrenden ein.

Der Geistliche grüßte alle und sprach dann ernst: „Dieß ist ein feierlicher Augenblick für uns alle, meine Freunde, denn auch Ihr werdet die junge und gute Tochter Eures Hausherrn ungern ziehen sehen. Ihr werdet das eigne Glück finden und ihrer nicht ferner gedenken, ich aber, der ich sie taufte und später einsegnete, werde ihrer nimmer vergessen. So kann ich auch nicht Abschied nehmen gleich Euch; Worte und Thränen genügen mir nicht, ich bedarf einer höheren Gewähr für ihr Glück, und diese kann nur Katharine selber und ihr Bräutigam mir zusagen, und so," fügte er feierlicher hinzu, „frage ich Euch beide, ist es Euer ernster Wille, Euer Leben in Treue, in Geduld und Glauben, mit einander beginnen und beschließen zu wollen, so gelobt dieß hier feierlich, durch Auflegen der Hand auf diese Bibel."

Der Geistliche war in voller Amtstracht, die Bibel vor ihm, früher auf einen Tisch niedergelegt, welcher durch

die Feierlichkeit des Augenblicks, wie zum Altar sich gestaltete. Sein ernst auffordernder Blick fiel auf Katharine, welche schüchtern näher tretend, die zitternde Hand unter strömenden Thränen, auf das heilige Buch legte. Aller Augen waren auf den Bräutigam gerichtet, der ruhig und finster sich nicht regte. „Lieber Herr!" mahnte der Hausherr leise. Jener blickte ihn düster an: „Aus dieser Maaßregel leuchtet Mißtrauen gegen mich hervor und ich werde derselben keine Folge leisten."

„Thut es, thut es immer, bedenkt das Aufsehen, lieber Herr Sohn."

„Ich thue es nun und nimmermehr, darauf verlaßt Euch," entgegnete jener kurz.

„So bekommt Ihr auch meine Tochter nie und nimmer," schrie der alte Meister im aufbrausenden Zorn.

Jener betrachtete ihn mit funkelnden Augen: „Sprecht Ihr das im Ernst."

„Ja, Herr."

„So sei es wie Ihr sagt, nimmer werde sie mein Weib, und möge sie ledig bleiben ihr Lebelang!"

Nach diesen Worten verließ der Fremde stürmisch das Zimmer, warf sich, einem Rasenden gleich, in den Wagen und jagte die bereits ungeduldig stampfenden Rosse zur Eile antreibend, wie auf Windesflügeln davon. Der Geistliche und Katharine standen gleich Bildsäulen, die Hausgenossen aber rannten an Thür und Fenster, jener Abfahrt nachzuschauen. Bald hörte man Ausrufungen und Geschrei, welche auch den Meister herbeizogen, der bald darauf bleich und betroffen zu dem Pfarrer und seiner Tochter zurückkehrte. Was er nicht auszusprechen

vermochte, erhellte aus dem Berichte der Uebrigen, welche fest behaupteten, Rosse und Wagen hätten Funken gesprüht, der letzte sei wie glühend anzusehen gewesen und der Lenker mit demselben über Stock und Stein, und über den Blotenberg hinweg gejagt, dort habe das Fuhrwerk sich einen Augenblick wie umstürzend, zur Seite geneigt, dennoch habe dasselbe das Gleichgewicht behauptet und sei, den Berg hinab rollend, ihren Augen entschwunden.

Stumm sahen die näheren Theilnehmer dieses Ereignisses einander an, Katharine ging auf ihren Vater zu, der sie umarmte, reden wollte, und es nicht vermochte, während der gute Pfarrer seine Eingebung segnete. Einige Stunden später wagten die Hausgenossen sich nach dem Berge hin, dort zu ihrem unermeßlichen Erstaunen, eine Wagenspur auf dem festen Granit eingedrückt findend, welche noch bis auf den heutigen Tag die Neugier des ernsten Forschers, wie des harmlosen Wanderers reizt.

Wer der Fremde war? Keiner hat es erfahren, das Volk aber, welches in zweifelhaften Fällen mit rascher Entscheidung bei der Hand ist, sagt mit ruhiger Bestimmtheit, der Teufel habe bei seiner Hochzeitfahrt auf glühendem Wagen, jenem Stein die unerklärliche Vertiefung eingeprägt. Mag nun jeder davon halten was ihm gut däucht, dem Stein wird ein ewig mystisches Interesse anhängen.

Der Sage nach, wurde die Schmiede eine Weile von Allen gemieden, als man indessen den ehrwürdigen Geistlichen dort aus- und eingehen, die Hausgenossen nach wie vor die Kirche besuchen sah, ging jene Scheu, in alte

geſellige Gewohnheit unter, jede Mißſtimmung legte ſich und fröhlicher Verkehr tauchte munter wieder auf.

Der Uebertragung zufolge, hat nicht gar lange darauf, der Meiſter Schmied den erſten Geſellen zu ſich beſchieden und ihn feſt, faſt ſtrenge anblickend, auf ernſte Weiſe geſagt: „Erinnerſt du dich des heiligen Verſprechens, welches du mir an Katharinens Einſegnungstage ablegteſt?“ — Jener gab den feſten Blick zurück: „Ich habe Wort gehalten, Meiſter.“

„Haſt du? Nun ſo gebe ich dir dein Wort zurück, mir liegt nichts mehr daran, thue was du willſt.“

Bläſſe und Purpurröthe wechſelten auf des Geſellen Antlitz: „Und Ihr — entgegnete er faſt athemlos, Ihr glaubt nicht mehr, daß ich — daß Euer Geld —? —“

„Nein.“

Kaum war dieß Wort geſprochen als auch jener bereits das Zimmer verlaſſen hatte, lächelnd und etwas bedächtiger, eilte der alte Meiſter dem jungen Manne nach, und fand ſeiner Erwartung gemäß Katharinen in deſſen Armen. Den Liebenden nahend und die Hand auf ſeiner Tochter Arm legend, ſagte er freundlich: „Alſo der Junge ſteckte dir im Herzen? Nun, ſo halte ihn in Ehren, denn was er dir gelobt, das wird er halten.“

IIII.

Ueberlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons.

Von

Helmine von Chezy,

geb. Freiin Klencke.

3. Friedrich und Dorothea von Schlegel in Paris.

Ein muthwilliges Geschöpf, die Dorothea Schlegel nur Philine nannte, jung und hübsch, hochschlank, blauäugig, weiß und roth, mit schönem blonden Haar und ausdrucksvollen Zügen, stets vornehm gekleidet, kam oft in das Museum zu Paris, mit Kirschen oder Zwetschen im Sack, davon sie eine verspeiste; sie hielt dann zum höchsten Entsetzen zitternder, im stummen Ingrimm erbleichender Aufseher den Kern zwischen den Fingern gegen den Apoll hinauf, als wollte sie ihn eben dem Gott auf die Nase schnellen, doch ruhig ließ sie ihn niederfallen, nachdem sie sich eine Zeitlang an ihrer Angst geweidet. Den Laokoon hieß sie eine „Schlangenpastete," so oft man sie wo antraf, hörte man sie über Alles auf ihre eigene drollige Weise spotten, nichts zog sie an, nichts rührte sie, nichts machte Eindruck; für sie war ganz Paris nur eine bunte Büchse mit Naschwerk und Spiegeln. Sie war die Toch-

ter eines reichen, vornehmen Hauses, Dante's Wort über der Hölle-Pforte stand nicht über dessen Thür geschrieben. Es gab Spottvögel, die es das Haus Grimaldi nannten. Höchst amüsant, und voller Gutmüthigkeit haben wir sie gekannt, Dorothea Schlegel sagte: wenn ich eine Königin wäre, die Philine hielt ich mir! und Henriette Mendelssohn war ganz auf sie versessen. Wäre sie arm geboren und streng erzogen gewesen, sie würde ein kernbraves, höchst verständiges Weib geworden sein, denn sie hatte Geist, Kraft und Leben in Fülle; im Ueberfluß aufgewachsen, wollte sie von keiner Herrschaft wissen, als vom Drang ihrer Neigungen, Launen und Gelüste. Man konnte nicht vernünftiger über Dinge des Lebens reden und nicht ausgelassener handeln; doch that sie Alles mit dem Anschein einer gewissen Willensfreiheit, als könne sie es lassen, wenn sie es nur für gut fände. Sie fühlte Kraft in sich zur Selbstbemeisterung, doch sie verschmähte sie anzuwenden; geistiger Unterricht war ihr nicht minder zum Abscheu, als weibliche Beschäftigung, sie wendete nicht einmal große Auswahl auf ihren Anzug, weil sie sich auch ungeputzt schön fand. Die Männer verachtete sie, ungefähr wie die Großen die Menschen verachten, weil die Meisten Absichten auf sie haben. Sie wollte Jedem gefallen, Jeden erobern, seufzen sehn, dann weg von ihm zu neuen Siegen. Wenn sie sich Tags einigemal übersatt genascht, und alle fünf Minuten durch die ganze Scala der Schmeichelei hindurch vorsagen lassen, wie reizend sie sei, so meinte sie nicht, wie Titus, dieser Tag sei verloren. Paris war damals wohl der Ort, wo Alle leben konnten, wie sie wollten, ohne daß Jemand etwas dawi-

der hatte, aber sanctionirt wurde kein freies Betragen, und nur die Firma artiste konnte die dortige schöne Welt einigermaßen, jedoch auch nur bedingter Weise mit einem freien Betragen aussöhnen. Die Pariser nüanciren sehr fein, sie überschreiten nie die Grenzlinie der Schicklichkeit und vergehen sich nie gegen die Orakelsprüche der öffentlichen Meinung. Sie saugen Mücken, schlucken Fliegen mit Appetit, wie nur immer deutsche Leute, und nur den Bessern unter ihnen sind, wie bei uns, Kunden vom Schlechten unwillkommen; doch bei erhobenen Zweifeln gegen Jemand wegen Beobachtung sittlicher Schicklichkeit tritt in den geselligen Kreisen fast unmerklich Entfremdung ein, man fährt fort, diejenigen, mit denen man nicht brechen darf, bei sich zu sehn, allein nur im Salon, und man vermeidet auf das Sorgfältigste Alles, was wie vertrauter Umgang aussieht. So war es schon damals, als Madame Tallien aufhören mußte, Ringe an den Fußzehen, und die Brust in diamantnen Kapseln, die sie nur wie ein leichtes Netz umhüllte, zu tragen. Als der erste Consul die Frage, wie lange ihr Gatte schon verreist sei, öffentlich im vollgedrängten Putzzimmer an sie richtend und scharfbetonend, einen prüfend stechenden Blick auf den Umfang ihrer Gestalt heftete — verließ sie den Salon und betrat dessen Schwelle nicht mehr. — „Der erste Consul verlangt Dezenz!" hieß es nun, und siehe — es ward Dezenz. Philine kehrte sich nicht daran, sie kam ungehindert zum Marquis und der Marquise de Luchésini, die beide von ihren sinnreichen Tollheiten entzückt waren, besuchte auch einige deutsche Familien, aber sie war nicht „in der Welt" nämlich nicht in den Soireen,

dies allein hieß in der Welt sein, alles andre lag draußen, und existirte nicht eigentlich. Philine hatte ein wunderschönes Kind, das sie ganz entkleidet, blendend weiß, wie es war, auf einem rothsammtnen Lehnsessel in die schwellenden Purpurkissen hineindrückte und das ganze Haus zusammenrief „ihr Prinzeßchen" zu betrachten — ihr ahnte nicht von der Bitterkeit ihrer Mutterthränen, die an des lieblichen Geschöpfes früher Gruft ihrer harrten. Sie war die lebenslustige, freudedürstende, kurzsichtige Tochter einer Zeit, die allen ihren Kindern den Zügel schießen lassen, und sich urplötzlich verwunderte und entsetzte, daß viele so geworden, wie sie sie erzogen. Fr. Schlegel war minder nachsichtig gegen Philine, als Dorothea und seine Schwägerin; doch verläugnete er nie ihr gegenüber seine angeborne ritterliche Freundlichkeit gegen hübsche, junge Frauen. Sie selbst that nichts, ihn anzuziehen, es fror sie vor aller Gelehrsamkeit, Fr. Schlegel lachte höchstens zu ihren gelungensten Possen, sie wirkte nicht auf ihn ein, das fühlte sie, und das war ihr unbehaglich; gleichwohl wußte sie es ihm Dank, daß er doch Einen Berührungspunkt mit ihr hatte, den sie schnell entdeckte, nämlich die Freude an Leckerbissen. Aus angestammter heimathlicher Gastlichkeit kam sie je einmal im größten Fiacre, der aufzutreiben, nach der rue Clichy angefahren, zwang Friedrich und Dorothea hinein, und es ging im Galopp nach der rue des Prouvaires zu den frères américains, deren Magazin in den Fiacre gestopft wurde, so viel nur davon hineinging, dann fing schon im Wagen das Schmausen an, und endigte in der rue St. Florentin erst, wenn Schlegels durchaus aufbrechen woll-

ten. Wer nicht schlang wie Ariel als Harpie, brachte Philinen zur Verzweiflung; sie war jedoch nicht unmäßig, sie naschte sich nur gern in seltnen und theuren Dingen satt und bewirthete gern, weil sie der Gewohnheit der offnen Tafel im väterlichen Hause schwer entsagte. Sie war die vollsaftigste, üppig gereifteste Frucht, die je bei Ofengluth und Treibhaus moderner Erziehungsmethode gediehen, nie war ihr eine Willkühr gehemmt, nie ein Begehren unerfüllt geblieben, nie hatte sie einen Widerspruch erfahren, nie etwas sonst lernen müssen, als Tanzen, nie den Druck der Armuth empfunden, nie an Gott und Zukunft gedacht, nie geahnt, was Unschuld und Tugend sei. Sie erfuhr davon dreizehn Jahre später, an ihres Kindes Grabe. —

Schlegels sahen Philinen selten, doch ihre angeborene Gutmüthigkeit flößte Antheil an ihrem Geschick ein, ihr natürlicher Verstand und ihre rücksichtslose Lebendigkeit übten eine Gewalt über das Gemüth, die für manchen Uebelstand Nachsicht heischte, und fand. Wenn man sie lange nicht gesehen hatte, so traten Schatten und Flecken in den Hintergrund, ihr Witz und eine gewisse, nicht anmuthlose Beweglichkeit ihres Wesens funkelten vor der Phantasie, ihres Bildes Züge belebend. Sie war, was sie geworden, ohne einen Begriff zu haben, daß man anders sein könne, sie hielt auch Niemanden für besser als sich, sie meinte, Alles sei wie sie, nur daß Andre anders zu scheinen wüßten, und daß wohl keine Andre so offenherzig, noch so schön und reizend sei. Rahel, die, wie ein Bergmann in die tiefsten Schachten jeder Natur hineinfuhr, und nicht ruhte, bis sie die gehaltige Ader darin entdeckt

und herausgepocht, war Philinen gewogen. Bei ihrer Anwesenheit in Paris soll sie täglich mit ihr beisammen gewesen sein. Man traf wenig Französinnen bei Schlegels, er beschränkte seinen Umgang auf Deutsche, weil sein Zweck war Deutschen und Freunden der deutschen Poesie Vorlesungen zu geben. Französinnen studirten dazumal nicht deutsch, thun das auch jetzt nur höchst selten, selbst Tiecks Uebersetzerin Madame Elise Voyard, Stiefmutter der geistreichen Amable Tastu, weiß kein Wort deutsch, sie läßt sich das mot à mot geben, legt es nach französischer Ordnung zusammen, und gießt Wasser darauf. Meine kleine Freundin Stéphanie, der ich deutsch lehren wollte, verzweifelte an der Aussprache schon; sie behauptete u. a. das Wort Echo müsse man niesen. Noch heute bilden sich die Franzosen ein, man müsse alle Laute aus der Gurgel ziehen, und jedem Vokal, mit dem ein Wort anfängt, ein h vorsetzen. Zu Fr. Schlegels Sonntagsabenden kam höchst selten seine Schwägerin, keine der alten Bekanntinnen, wie z. B. Madame Fuld, Pobekheim u. A. nur die Baronin Kersdorf, eine junge, sanfte, niedliche Frau erschien dort bisweilen mit ihrem Gatten, den damaligen Banquier Pappenheimer, einem angenehmen, feinen Mann, der Sinn für geistige Bildung hatte. Schweighäuser kam selten, Harbauer, späterhin Hausarzt beim Kriegsminister Clarke, und zuletzt Leibarzt bei S. M. dem König der Niederlande, einer der gediegensten Aerzte, die je ihre edle Kunst geübt, ein damals vier und zwanzigjähriger, baumhoher Elsasser, mit blondem, genial gelockten, freiwallenden Haar, und der auffallendsten Aehnlichkeit mit der Büste Alexanders des Großen; Jagemann, der

liebenswürdige Künstler, ein heiterer, gemüthvoller Sohn des Weimar'schen, klassischen Bodens; Meyer, der unter dem Namen Wallenberg manches werthvolle Werk herausgab, eine der zartesten vergeistigtsten Naturen orientalischer Abstammung, mit dem ausdrucksvollsten ächtesten und feinsten Typus der Nationalzüge, und den sanft feurigsten Augen. Er hatte sich der Arzneikunde gewidmet, war höchst wissenschaftlich gebildet, rastlos fleißig, und starb in seiner Blüthe. Seine angenehme verständige Schwester war obengenannte Madame Pobekheim, bekanntlich gleichfalls eine Freundin Rahels. Walther, dessen Name genügt, fehlte den Sonntagsabenden in der rue Clichy nur ausnahmsweise. Reichardt, der berühmte Compositeur, erschien oft, und erheiterte sie durch seinen lebhaften Geist. Es giebt wenig Männer, deren innere und äußere Jugend so lange und in solchem Einklang treu geblieben. Froriep, eine herrlich blühende Gestalt, ernst, sinnig und heiter, der Schwede Oersted, der gedankenreiche Sohn der Wissenschaft, Muralt, der treffliche Helvetier, Carl Hase, der bekannte Hellenist, und m. a. junge Deutsche und Nordländer, bildeten einen lebensvollen Kreis, in welchem sich F. v. Schlegel behaglich und vielfach angeregt fühlte, und sich seiner eigenthümlichsten Stimmung geistvoller scherzhafter Laune aus voller Seele hingab, ohne je die Ueberlegenheit, die ihm reiferes Alter und sein wunderbarer Geistesschwung gaben, fühlbar zu machen. Exotisch nahm sich der junge, bleiche Mann, mit der feinen, südlich gebogenen Nase, den stets beweglichen, dunkeln, scharf in das Innere dringenden Augen, dem rothen, sanft geschwellten, feinen Mund, den Geist und

Witz ſichtbar umſchwebten, der nicht hohen, doch ſchlanken Wohlgeſtalt, und dem, eigenthümlich um die weiße ausdrucksvolle Stirn in leichten Ringeln geſchmiegten, dichtem, feinen, kurzgeſchnittenen, braunem Haar, das ihm den Hauch einer Laſur von Jeſuitenthum gab, dem Farbe, Züge und Ausdruck entſprachen, unter den rothwangigten, gelbgelockten, blauäugigten, ſchlanken Jünglingen aus, die ſo friſch in den Tag hinein lebten; Alles war Sprache in ihm, Stirn, Auge, Mund, Bewegung des Hauptes, der Hand, fühlbar war es, daß er ſeine Gabe zierlichen Spottes nur zur Ergötzlichkeit offenbarte, wie man eine edle Waffe im Sonnenſchein funkeln läßt, oder wie ein gerüſtetes Heer in Friedenszeit hinauszieht, und kriegeriſche Uebungen hält. Liebe beſeelte ihn, wie ſie nur ſelten ein menſchlich Herz durchglüht; ich ſpreche nicht von manchen Störenden und Unverſchmolznen, nicht von ſeinem Bezeigen in ſpäterer Zeit, nur von den Urelementen ſeines Weſens: Geiſt und Liebe! Doch er ſprach nicht von Liebe, er war allem Charlatanismus, allem Schauprunk mit Gefühlen grimmig feind, die Kunſt, die wahre, ſtellte er zwar zu hoch, allein jede Unnatur ekelte ihn an. Einer der ihm Wertheſten ſeines deutſchen Kreiſes war Achim von Arnim, derſelbe, der in den Lobpreiſungen über Bettina, ſeiner Gemahlin, ſo übel wegkommt, als ſei er ihrer nie werth geweſen, habe nie ihre Höhe erreicht, dies muß allen lächerlich dünken, die in den erſten Jahren ihrer Verbindung, oder gar in ihrer Liebezeit, dies junge Paar gekannt, und Bettina für Achim von Arnim ſüdlich glühen, und jungfräulich ſchwärmen geſehen. Wie das mit ihrem Briefwechſel mit Goethe zuſammengeht, mag

uns Bettina selbst sagen, wenn sie will, und wenn es frommt, ich nehme dies Buch durchaus als rein geistiges Produkt, als Kunstwerk, als Blüthe, die ohne Frucht geblieben, als holde, sinnige Phantasmagorie, als Meteor am Himmel weiblicher Empfindungsträumerei, und bitte nur die Allmacht, uns vor einer Bettina der Zweiten zu behüten, denn diese soll einzig bleiben, und wird es auch! Achim von Arnim, Schlegels zugethanster Freund und Hörer, war damals kaum zwanzig Jahre alt, eine der edelsten und anmuthigsten Erscheinungen, voll Sitte, Geist, innerer und äußerer Schönheit. Seine Jugend war frisch und unentweiht, seine Seele heiter. Er neigte zum Scherz; seine Schalkhaftigkeit war geistiger Art, nie anmuthlos, und stets von Bosheit frei. In seinen ersten Dichtungen hatte er der Form und dem Farbenspiel der neuen Schule zu sehr gehuldigt, später schloß er sich inniger an das Leben, und ging freimüthig zu Werke. Er gab mir 1803 Aloys und Rose für meine französischen Miscellen, und lud mich, in wenigstens dreißig Stanzen ein, die Gedichte der Clotylde de Vallon-Chalys zu übersetzen. Unbarmherzig sprach ihm Henriette Mendelssohn alles poetische Talent ab, auch Fr. Schlegel glaubte in diesen Gedichten keine eigentliche Weihe zu bemerken, doch sie täuschten sich, Achim von Arnim ist ein Dichter der Nation geworden, seine Werke werden immer tiefer in das Volksgemüth dringen. In seiner Gegenwart geschah es, daß Fr. v. Schlegel öfter als sonst wohl im Leben von seinem Hardenberg sprach, Arnims Jugend, Schönheit und Geistigkeit muß diese Erinnerung mächtig geweckt haben. Nicht selten stritten sich beide heftig, wir Frauen forschten nicht,

worüber, ich glaube, sie ließen beide zuletzt den Gegenstand des Streites auf sich beruhen, und hatten sich nicht minder gern, als zuvor. Auch Schlegel war zu überreich, um klar zu sein. Wem hätte er sich noch hingeben können, der schon dunkel fühlte, er habe viel von sich selbst verloren? Seiner innern Welt fehlte die Beleuchtung, die ein Chaos der Elemente in Einklang bringt, seinem äußern Leben fehlte der Halt, den Reichthum und gesellige Verhältnisse geben müssen, um die Masse mit den höheren Gaben eines großen Mannes zu versöhnen, denn der Pöbel aller Klassen der Gesellschaft huldigt dem Glück, und dem Glück allein, aller geistige Glanz weckt seinen Haß, und sucht seine Opfer unter den Wehrlosen, deren Glücksstand ihre Blößen beut, über die er ungezüchtigt herfallen, und für das „durchbohrende Gefühl seines Nichts" Rache nehmen kann. Im damaligen Paris war Fr. v. Schlegel durchaus nicht an seiner Stelle, Kotzebue wurde überschwänglich gefeiert, denn er kam mit einem Namen, den sie in Paris schon kannten, und gab überall seine Charte ab, der schwellendvollen Brieftasche mit Empfehlungsschreiben nicht zu gedenken. Welche Diners wurden ihm gegeben! Wie nahm der erste Consul den verwöhnten Sohn des Glücks auf, dessen „Flucht" ganz Europa ergötzt, (wie er ihm verbindlich sagte) dem jede Widerwärtigkeit zu einer Staffel der Berühmtheit geworden. Ja! wer seine Feinde nur zu brauchen weiß, dem werden sie nützlicher als den Meisten die zärtlichsten Freunde! Doch auch Kotzebue verließ zuletzt das falsche Glück, übte auch an ihm die Tücken aus, mit denen es sich an allen Günstlingen rächt, denen es lange dienstbar gewesen! Nicht wie Kotzebue war

Fr. v. Schlegel in Paris aufgetreten, unbekannt war dort die Fehde der romantischen Schule mit unsern früheren Lieblingen, die Umwälzung, die beide Schlegel bewirkt, die Lucinde, der Alarkos, und selbst dessen glänzende und wirkungsvolle Aufführung in Weimar durch Goethes Veranstaltung, und wäre auch dies nicht mehr bekannt gewesen, so macht doch bei jeder fremden Nation nur ein wahrhaft volksthümlich gewordener Name Eindruck, und den hatten Schlegel's nie. Ueberhaupt war es ein Moment satter Behaglichkeit, und blindergebener Erwartung der Zukunft, in welchem Schlegel Paris traf, der alles Sehnen, alles Erstreben, das außerhalb dieses Kreises lag, durchweg ausschloß. Die Müssigen hatten Geld, die Thätigen hatten Brod, das Kaiserthum lag im Ei, und pickte schon vernehmbar an der Schaale, dumpf, und theils mit eigennütziger Erwartung, theils mit Beifall aus angeborner Knechtschaftsliebe, theils mit lahmem Widerwillen wurde auf diese Anzeigen hingehorcht. Es sagten wohl Witzbolde: La France empire, aber ja nicht zu laut, was Alle bändigte, war die Ueberzeugung, daß die Zeit des Entsetzens auf immer vorüber sei. Auch ließ es die Regierung an Spielwerk nicht fehlen, und wenn etwas Politisches, oder Finanzielles, das Schwierigkeiten bot, im Werke war, so stand, wie bei Taschenspielern auf einer andern Stelle eine Gaukelei bereit, welche die Aufmerksamkeit verschlang, die Spannkraft aufregte und aufnutzte. So z. B. war der bekannte Streit der Partheien für und gegen George und Duchesnois künstlich aufgeregt, heimlich angeblasen, um, ich weiß nicht mehr welche Operation fast unbemerkt zu vollbringen. Als

Alles merkte, daß es auf die Umkehr losging, kann man sich denken, ob der Clerus der Letzte, oder müssig war? Die Artistes du Théatre Français waren seit der Republik Menschen gleich geachtet worden, die Geistlichkeit strebte jetzt schon wieder darauf hin, den Schauspielerstand aus der Klasse der Gesellschaft und den Vorrechten der christlichen Gemeinden hinaus zu drängen. Der Streich mißglückte beim ersten Versuch, die schöne, junge Schauspielerin, Dlle. Charolois, die zu den trefflichsten und zugleich zu den sittsamsten ihres Faches gehörte, starb. Sie hatte, wenn ich mich recht erinnere, keinen Priester holen lassen; ihr Leichnam sollte, wie üblich, vor der Beerdigung, in der Kirche St. Roch eingesegnet werden, der Priester aber ließ den Sarg und die zahlreiche erlesene Leichenbegleitung ihrer Verehrer und Freunde nicht über der Kirche Schwelle, hartnäckig verweigernd, zu thun, was seines Amts war. Man beschwerte sich; es mußte die Geistlichkeit nachgeben, die Charolois wurde, wie es sich gebührt, feierlich eingesegnet und bestattet, Gedichte und Flugschriften in großer Anzahl erschienen gegen den Priester am St. Roch, und es wurde, wenigstens damals, keine ähnliche Ungebühr begangen, wiewohl die „Artistes“ bei Napoleons Erhebung zum Kaiserthum alsbald wieder les Comédiens ordinaires de l'empereur, wie ehemals „du Roi“ hießen — Talma, ein Comédien ordinaire! es war zum Ekel erregen! Nicht den Geist, nur das Gespenst der Vorzeit gelang es, durch solche Formeln herauf zu beschwören! Wann werden die Gewaltigen einsehn, daß eine würdige Aristokratie mit hohem Glanze früherer Tage sich nur da bilden kann, wo jedem Verdienst seine recht-

mäßige geziemende Stelle angewiesen wird? Es ist kein Ruhm, von herabgewürdigten Menschen Huldigung und Dienst zu erhalten, nur des Geachteten freiwillig gezollte Achtung kann den befriedigen der sich selbst ehrt! Es war ein schönes Blühen dramatischer Kunst in Paris, als die Zierden seiner Bühnen „Künstler" hießen. Auf dem Théatre de la République (schon 1802 wieder Théatre français geheißen) glänzten im neuen Jugendlicht Corneille, Racine, Molière, denn der erste Consul liebte sie. Ein Talma, eine Talma die Erste,*) eine Raucourt, George, Duchesnois, selbst ein Lafont konnten in diesen Schöpfungen einer großen Vergangenheit das Veraltete verjüngen, das Starre und Spröde überschmelzen und beleben, das Widerstrebende einigen, das Herrliche würdig wiedergeben. Auch die Doubletten waren beliebt, die Weiblichen, eine Volnais, Bourgoin, frisch und zierlich. Auf welcher Höhe stand das Lustspiel! Seine anmuthvollste Zierde Dlle. Mars. Wie sie fein, gewandt, sinnig darstellte! Alles, was Sie war, half ihr mitspielen, der schlanke Körperbau, die natürlich liebliche Haltung und Geberde, die schneeweißen Achseln, der entzückende Busen, die runden Alabasterarme, die weiß und rosigen Patschchen mit Grübchen, der blendende Hals, das schöne Oval des Köpfchens mit tageshellen, muthwilligen Augen, das Näschen, ob eines Adlerweibchens, ob einer römischen Jungfrau, blieb zweifelhaft — ferner der schwellende Rosenmund, die Perlenzähnchen, die wehenden blonden Locken —

*) Er ließ sich von dieser talentvollen Gattin scheiden und heirathete die wenig beliebte Dlle. Petit vom Théatre français.

denn, ohne Scherz, dies Alles war nicht blos hübsch und in vollem Einklang, sondern es war vergeistigt durch natürlichen Verstand, durch wackres Studium und durch allerliebsten Muthwillen, dem angebornes Schicklichkeitsgefühl seinen rechten Rhythmus gab. Ich sehe sie noch vor uns hergaukeln, Rosen, Schnee, Azur, Gold, Licht und Leben! Sie glänzt nun längst schon, meist im tragischen Fach — ach ja! es ist tragisch, nicht mehr jung zu sein! Es hat lange gedauert, eh ich mich von ihrer Erscheinung in ihrer veränderten Gestalt wieder erholte, und mir ihr Jugendbild wieder zurückgewann. Wer sie 1801 nicht gesehn, konnte sie 1833 schön finden, wer sie nicht als Thaliens holdseligste Tochter bewundert, konnte sie als einen Liebling Melpomenes anstaunen; mir that es leid, sie wieder gesehn zu haben, denn der Schimmer reizender Jugendlichkeit um sie her war von den um sich greifenden Formen ihres gealterten Gesichtes und Wuchses gewichen, die Schelmenaugen, einst mit einem Freibrief vom Himmel gegen alle Thränen ausgerüstet, kannten nun den Schmerz, und vom Rosenmund, den nur die Kunst noch röthen konnte, war der Mai seiner süßen Schalkhaftigkeit, seines seelenerquickenden Lächelns entflohen.

Nicht in solcher Kraft erhielt sich die hübsche Olle. Bourgoin, 1802 des kunstliebenden Minister Chaptal's Freundin — die ich von meinem Schreibtisch aus im gegenüberstehenden Hause in ihrem Zimmer beobachten konnte; sie saß im reizendsten Negligee, und las eifrig — nicht ihre Rolle, nicht Liebesbriefe, nicht Romane, nicht Geschichte, nicht Philosophie, noch Kochbücher — was konnte sie lesen? Im Buch des Schicksals las sie, und wahrschein-

lich nichts als Lügen, sie legte sich Karten — Sie starb 1834. Dringendes Zureden bewog sie, einen Priester kommen zu lassen. Als er eintrat, rief sie ihm entgegen: Eh! mon garçon, cela ne va pas trop bien — qu'en dites vous? Der Geistliche verzog keine Miene, er nahte ihr, nahm Platz zu Häupten ihres Lagers, und fragte sie mit mildem Blick und Wort, ob sie nicht bereue, so viele Zeit nur mit Nichtigkeiten vergeudet, und nie für den Augenblick gesorgt zu haben, von welchem das Leben erst anfange? Es gelang ihm, sie aufmerksam, seinen Ermahnungen geneigt zu machen, sie zu erschüttern und zu trösten, er blieb mehrere Stunden bei ihr, sie starb gottergeben und standhaft — das Alles hatte wohl nicht in der Karte gestanden! Auch der erste Consul hatte einstmals zu ihr geschickt, und sie rufen lassen, doch nicht früher that er dies und anders, als bis er die öffentliche Dezenz so streng festgesetzt, daß Niemand etwas darwider haben konnte, wenn er die geheime verletzte. Sie wurde jedoch nur einmal zu ihm hinbeschieden, und eigentlich nur, um Chaptal zuflüstern zu können: Elle est gentille, la Bourgoin! Er sah die neuen Höflinge gern in der Klemme.

Dem Théatre français stand kein Zweites gegenüber; die italienische Oper fand anfangs keinen Eingang, weil damals die Franzosen nur das Einheimische mochten, doch der erste Consul hatte gesagt: „Wenn die italienische Oper kein Publikum findet, so will ich ihr Publikum sein!" worauf sie alsbald Eins bekam. Ihr Glück machte jedoch nicht dies Wort, noch der Wonnegesang der italienischen Kehlen, noch die Anmuth der heitern Singspiele eines

Cimarosa, Paer, Paesiello, Salieri — sondern einzig die sinnreiche Bauart; die schönen geschmückten Damen strömten alle hin, weil ein durchsichtiges Gitter die Logen umlief, die nicht durch hohe Scheidewände abgesondert waren, so daß man nicht allein, wie in einem Salon auf schwellenden Kissen im Halbkreise saß, sondern auch dem Parterre und dem ganzen Publikum die niedlichen Füßchen im Atlasschuh zeigen konnte, und die prächtigsten Anzüge, diese armure de pied en cap des weiblichen Geschlechts, durchaus sichtbar waren. Der Anblick war reizend, jede Vorstellung glich einem Fest, des Saales frisches Hellblau, die goldnen Verzierungen, die schimmernden Girandolen, die à jour gefaßten „Damen im schönsten Kranz," dazu das süße Gelull auf den Bretern, Alles klang zusammen, berauschte die Sinne. Die Loge, wo wir gewöhnlich Plätze erhielten, war neben einer, in welcher sich die wunderschöne Madame Tallien einzufinden pflegte; sie saß stets ganz allein darin, ich sah mehr auf sie, als auf die Bühne hin, ich hatte viel Gutes von ihr gehört, viel andre schöne und reizende Frauen jener Zeit waren nicht unschuldiger, nur behutsamer, als sie gewesen. Ihre Schönheit war bei aller weiblichen Milde ihres Blickes und Mundes, bei aller Melodie ihrer Farben und Regungen ernster und großer Art, wie ein herrliches Kunstwerk von der edelsten Meisterhand. Aus ihrer Wunderaugen Blick strahlte eine Seele — ich traf sonst nirgend mit ihr zusammen, als dort, und späterhin einmal im Museum vor Pius VII. knieend und seinen Segen empfangend, indeß ein Spottvogel flüsterte: il lui sera beaucoup remis, car elle a beaucoup aimé.

Der Italieniſchen Oper gegenüber prangte eine hochmüthige Nebenbuhlerin, die große Oper, mit der Fülle ihrer Talente, die ewige Jugend der erſten Meiſterwerke der Tonkunſt würdig feiernd, eine Art römiſcher Kirche der Kunſt, die nicht von den alten Satzungen wich, und die heitern Meiſter, die das wirkliche Leben, Schalkheit und Scherz auf die Bühne brachten, als Schismatiker ausſchloß. Ihre ſtumme Schweſter, das Ballet glänzte ſiegreich in ihren Räumen, zog das Publikum mächtiger an, weil ſie mit Geberden ſang, und das Auge die für ſeinen Genuß geſchaffenen Harmonieen leichter verſtand, als das Ohr die Töne unſterblicher Meiſter. Nur warme Verehrer der Muſik fanden ſich zu den Vorſtellungen ein, das eigentliche Publikum füllte erſt zum Schluß des letzten Aktes und zum Ballet die Logen. Cherubini's Waſſerträger, Méhuls Joſeph hörte man nicht dort, ſondern im Theater Feydeau, wo das Leben ſelbſt ſein Recht fand, das Neue den Sieg ſeiner Reize feierte, das Neueſte dicht daneben aufſchoß, und oft ſchnell abwelkte, doch es hatte den Augenblick gefüllt, die Neugier befriedigt, und irgend einem Liebling des Publikums einen Triumph bereitet. Zu dieſen gehörte der ſchöne, junge Sänger Elléviou, es gab Exaltados die in ſeinem Anblick, ja ſelbſt in ſeinem Namen ſchwelgten, ihn El-lé-vi-o-u ausſprachen, um ihn nur einige Augenblicke länger im Mund zu halten, andre nannten ihn friſchweg in drei Silben; wieder andre ſagten Ellévi-ou, das war die gemäßigte Parthei. Nie iſt von einem Sänger ſoviel geſprochen worden, jeder Ton wurde nachgefeiert; Martin, der eine ſchönere Stimme hatte, war nicht ſchlank und groß, nicht roſig, von Goldlocken um-

weht, nicht helläugigt, warb nicht um ſchöner Augen Gunſt, er ſpielte ſinnig, mit Gefühl, ſang vortrefflich, und fand Anerkennung und Liebe bei allen ächten Verehrern der Kunſt. Nächſt dieſen vier Theatern kam das vielbeliebte Vaudeville. Wer ſich irgend in dieſe leiernde Geſangweiſe zu fügen wußte, dem gewährten die Vorſtellungen dort großes Vergnügen, es war damals ſehr beliebt, leichtes, buntbeſtreutes Backwerk, in gefälligen Formen, Geſchichte, Charakterzüge, Anekdoten, hübſche Geſichter, zierliche Anzüge, raſches Spiel, Gemüth, Laune, Witz, Anſpielungen, und Alles nur in Einem, höchſtens zwei Akten, jeden Abend zwei, drei Novitäten, man konnte wo anders herkommen; und noch wo anders hin, und die Plätze und Logen nicht theuer; es gab Leute, die nicht ruhten, bis ſie an Einem Abend durch alle Theater, wie ein Zugwind geſtreift, wie viele es damals gab, iſt mir nicht erinnerlich, 1804 beſtanden ſechzehn; Sommer und Winter beinah alle zum Erſticken voll. Montansier, wohin der Spaß ſich geflüchtet, dieſe franzöſiſche Leopoldſtadt voll ächter Komik, mit den friſchherzigſten Talenten bevölkert, zog die große Welt auf wenigſtens eine Viertelſtunde zu jeder Novität hin. Hier ſchwirrten bunte, kecke Ephemeriden mit feinen Stacheln umher, ſo geſchwind verdrängt von Neuen, daß man nicht wußte, waren ſie, oder nicht geſtorben? Hier feierten ihre unverwüſtliche Jugend zur Faſchingzeit Molière's derbſte Poſſen, der Malade imaginaire mit obligater, ſtummer Inſtrumentalbegleitung dräuender Spritzen der bewaffneten Badergeſellen; Pourceaugnac, die précieuses ridicules, der médécin malgré lui, die fourberies de Scapin, und was immer der heitre

Genius den Franzoſen von 1660 u. d. f. J. zur Faſchingluſt aufgetiſcht, keine Silbe verändert, jene ganze Zeit mit ihrer vollen Luſtigkeit wieder da. Ich erinnre mich eines Abends, wo Frau v. Krüdener mich nach Montansier abholte, und den Alarcos von meinem Tiſch mitnahm, um ihn in der Loge mit mir zu leſen, worüber ich mich nicht wenig entſetzte. Es geſchah auch nicht, und wir fuhren bald wieder weg, ich verſchwieg es Schlegels, um Friedrich nicht zu ärgern, er mochte ohnehin Fr. v. Krüdener nicht, noch minder Fr. v. Genlis, er ſagte, ſie mache ihm Angſt, er meine jeden Augenblick, ſie würde die Krallen herausſtrecken — den Namen Genlis verdollmetſchte er, wie jeden, den, ihm Unbehagliche trugen, auf ſeine eigne, derbe Weiſe. Paris gefiel ihm mit jedem Tage minder, ſchon nach kurzem Aufenthalt fand er „Phantaſie und Sinnlichkeit bei den Pariſern rein geſchieden.“ Er würde das heut nicht finden und ſagen, und eben ſo wenig „daß es zum Verwundern ſei, wie Gott ſich nicht mit einer geringen Anzahl ſo durchaus gleichartiger Weſen, wie Franzoſen ſind, begnügt, ſondern ſo ſehr viele geſchaffen.“ Sie ſchienen nur damals ſo, und waren es ſo wenig, wie jetzt. Er genoß und kannte auch wenig vom eigentlichen Paris, die Kunſtſchätze nahmen ihn unwiderſtehlich hin, die übrige Zeit brachte er am Schreibtiſch zu, Sonntags Mittags hielt er ſeine Vorleſungen, Abends ſah er deutſche Freunde bei ſich. Er ſprach ſehr gut Franzöſiſch, hätte er es über ſich gewinnen können, ſeine Vorträge in der Landesſprache zu halten, ſo würde er viel Zuhörer um ſich verſammelt haben, beſonders wenn er vom damaligen Standpunkt der Anſichten der Franzoſen von unſerer Lit-

teratur ausgegangen wäre, und sie allmählig auf die Höhe geführt, wo sie stand. Seinem Gemüth und Sinn war das unmöglich, er fand Deutsche und für diese wollte er mitten in Paris leben und fühlen. Besucht genug war sein Collegium, im Athénée des Arts rue de la Loi — (nun wieder Richelieu, selbst der Name, der den früheren verjagt hatte, ist nun rein vergessen) — Doch kaum wurden die Kosten gedeckt. Er hatte mich dazu eingeladen, Dorothea und ich waren dort die einzigen Frauen, nur selten erschien Henriette Mendelssohn, oder irgend eine durchreisende deutsche Frau mit ihrer Familie. Die geistreiche Gräfin v. Schlabrendorf, eine Verwandte des genialen Einsiedlers, Propheten und Anti-Napoleonisten, kam, doch nicht in Frauenkleidern, die ernste, männliche, nicht knappe, noch gespreizte Männertracht jener Tage stand der hohen, gediegenen Gestalt sehr wohl an. Auch die Familie Horstig erschien — wo ist ein Land, das sie sich nicht betrachtet? Des bescheidenen Horstig milde, sinnige Gemüthlichkeit, die unverkennbare Gesittung seiner Gattin und Schwägerin, ihr unverhehlter, reger Drang, alles Schöne zu kennen und zu verstehen, flößten Theilnahme ein, geboten Achtung, wenn gleich diese guten Menschen auf gewisse Weise von einem andern Planeten herzukommen schienen. Sie lebten in einer Unschuldwelt, sie hatten, zu ihrem Heil, keine Augen für die wirkliche Gestaltung der Dinge des Lebens, kein Ohr für die Mißtöne, keine Zunge für Verlästerung. Was Wunder, wenn sie die Erfahrnen in Staunen setzten, die Gemeinheit gegen sich aufregten, die innigste Theilnahme der Edlen mühelos gewannen? Sie kamen regelmäßig alle Mittwoch Abend zu Millin, der

zu seinem Mittwochkreis Damen nicht einlud, diese aber waren ja lauter Männer, oder wenigstens (selbst dem Auge) lauter Geist, Haut und Knochen im Frauenkleid mit einer Haube. Millin sah sie gern bei sich, und lernte ihre geistige Lebendigkeit, und seltne Bildung hoch halten. Es kam dieser Familie ganz angemessen und höchst einfach vor, durch Entsagung auf Prunk der Erscheinung und üppige Gemächlichkeit edlere Güter zu erringen, weite Reisen zu vollziehn, alles Merkwürdige und Herrliche sich geistig anzueignen, und sie hatte vollkommen Recht, und erreichte rühmlich ihre Zwecke. Einigemal erschien in Schlegels Hörsal die reizende Baronin von Hardenberg-Reventlov, geborne v. Reizenstein, eine der frischesten urdeutschen Erscheinungen, die es jemals gab; sie flößte die regste Bewunderung ein, und besiegte den Eindruck, den viel regelmäßigere und blendendere Schönheiten machten. In einer Soiree beim ersten Consul, wo sich die übersättigten Blicke der Gäste fast mit Widerwillen von allem Schaugepräng der Eitelkeit und Gefallsucht, vom Schimmer der Edelgesteine und Goldstoffe und scharf bezeichneten Körperformen wegwandten, bemerkte man, unweit Josephinen, ein hochschlankes, blauäugiges Frauenbild, mit ländlich frischer Röthe auf den zartgerundeten Wangen, mit heller Stirn, einem deutschen, zierlichen Näschen, und kleinem, rosigen Mund, den Anmuth zum Sitz erkoren, ihre liebliche Gestalt war von schneeweißem Mousselin über einem Atlaskleide züchtig umwallt, ihr goldbraunes Haar um die kindlich heitre Stirn leicht gelockt, und einfach auf griechische Weise zusammengeflochten, dessen Vollwuchs sich im natürlich hinquillenden Lockenstrom auf

dem Nacken hin ergoß, war nur mit einem Syringazweig geschmückt, der sich mit seinen lilafarbenen Buschen an die linke Schläfe schmiegte, das Kleid am Hals mit einem leichten Kettenschloß zusammengehalten, weiße Atlasschuh und Glaceehandschuh, am Ellenbogen mit Schleifchen befestigt, das war der ganze Schmuck einer der reichsten und vornehmsten, einer der anmuthigsten Frauen. Wer ist sie? ging das Flüstern von Mund zu Mund, die Palme des Abends war ihre, doch sie wußte es nicht. Fr. Schlegels philosophischen Deductionen hörte sie mit schwerverhehlter Zerstreuung zu. Es ging mir nicht besser, doch wenn etwas Geschichtliches oder Poetisches auf das Tapet kam, schrieb ich nach, und aus purer Unwissenheit, so in aller Unschuld, richtiger als manche gelehrte Zuhörer, ohne ihn deßhalb besser zu verstehen, es geschah nur so in meiner Treuherzigkeit. Wie so Mancher, von eignen Ansichten voraus befangen, hörte sich aus Schlegels Worten heraus, was er gar nicht gesagt hatte, das wurde nun untergeschoben und hingeschrieben. Unendlich ergötzte es ihn, wenn er solch ein Heft zu Gesicht bekam; ich zweifle nicht, daß es heut noch den trefflichsten Lehrern der Philosophie so gehen würde, wenn sie die Excerpte ihrer Zuhörer nachlesen, sie machen es ja selbst mit der innern Stimme nicht besser; welche faßliche Lehre in klarem Deutsch hätten wir, wenn diese Meister die Worte des Genius nicht erst übersetzen wollten, sondern treu hinschrieben!

Nach der Vorlesung gingen wir gewöhnlich auf das Museum. Fr. Schlegel führte uns vor seine Lieblingsgemälde hin, und sprach darüber mit wahrer Begeisterung, er wollte mich die Bilder sehen lehren, das gelang ihm

auch. Wo er sich dem Eindruck des Augenblicks unbefangen hingab, war sein Urtheil das Gediegenste und Faßlichste, so wie aber die Reflexion dazu kam gerieth er in das Labyrinth der Systeme, und künstelte so lange an einem Gedanken bis er ihn unklar gemacht, und Frischheit und Glanz davon verwischt hatte. Er verkannte und unterdrückte das vorwaltende rein lyrische Element in seiner Natur. Seine Lieblinge unter den Meistern waren Rafael Sanzio und Correggio. Oft führte er uns vor ein Gemälde aus Rafaels Jugendzeit, das Bildniß eines jungen Italieners in einfacher schwarzer Tracht, bleich, schlank, mit halbgesenktem Haupt, die schmerzumflorten, schönen Augen blicken in die Seele, klagen sanft zürnend Himmel und Geschick der Ungerechtigkeit an, und verlangen Liebe zum Trost. Im Hintergrunde erblickt man Gebirg und Feld, und einen schwanken, dünnzweigigten, herbstlich ergilbenden Baum. In diesem Baum fand Friedrich Sch. das Sinnbild dieser innigen, vertrauernden Natur, und er sagte uns, das Bild sei Ludwig Tieck und sein Schicksal, sein Gemüth, seine Innigkeit. Er trauerte über seines Jugendfreundes Lage, die damals ungünstig war, seine Worte quollen, wie aus frisch geschlagenen Wunden blutend aus der Seele, wenn er von Tieck und von Novalis Tode sprach. Von ihm, den er am liebsten Hardenberg nannte, war er noch glühender erfüllt, meist glänzten Thränen in seinen Augen wenn er von der süßen Liebenswürdigkeit, der hohen, sittlichen Vortrefflichkeit des Frühverklärten, fast ohne es zu wollen, bisweilen wohl gar ohne es zu wissen, sprach. Es war ein Wetterleuchten des umwölkten Gemüths, in dessen Schein alle Untiefen

hell wurden, alle Höhen ſich verklärten. Er brach auch immer bald ab, und ſprach ſchnell von was Anderm, denn wo blieb in ſolchen Momenten der vollſten Klarheit über ſich und das ganze Reich des ſittlich Schönen die Großſprecherei alles Unſchönen, womit er ſich gern übertäubte? Wo blieb der Vorſatz ſein Heiligſtes und Tiefſtes ſtets vor Menſchenblicken verſchleiert zu tragen, wenn er ſprach, und es nur in ſeinen Schriften, und auch dort nicht ganz zu enthüllen? Wo blieb ſein Pantheismus, ſeine Spottſucht, ſein Lucindenthum, wenn er mit ſtrömenden Thränen ausrief: O, er würde mich gebeſſert haben, ich war ſeiner nicht werth!

Manches ſeiner Urtheile über poetiſche und künſtleriſche Erzeugniſſe konnte nicht Eingang finden, ſie waren oft zu ſchroff, unbedingt, und unmotivirt ausgeſprochen, angeſtammte Bewunderung, mit der Jugend aufgeblühte Freude und Begeiſterung ſollte der Hagelſchlag ſeines Spottes treffen. Von der „goldnen Zeit" ließ er nur Leſſing gelten, unter den Neueren ſetzte er Schiller und Jean Paul herunter, und nun gar alle Andern, die Freunde ausgenommen! Ohne den Ausſpruch über den Alarkos: Es iſt ein ungeheures Verdienſt in dem Werke! und ohne die großartig ſinnreiche Feier bei deſſen Aufführung in Weimar, weiß ich nicht, wie Goethe weggekommen wäre! Seine Stanzen, die Geheimniſſe, nannte Schlegel: die ſchönſten in deutſcher Sprache, bewunderte ſein Mährchen in den Unterhaltungen deutſcher Emigranten in Schillers Horen, ſprach oft von Wilhelm Meiſter mit Anerkennung, allein im Ganzen äußerte er, Tieck ſei der wirkliche Goethe, ſollte an deſſen Stelle in der Liebe der

Nation stehn, und hielt eine Vorlesung, in welcher er Tiecks Genofeva mit dem Faust verglich, und ihr als Volksgedicht, das in den Kern der Poesie und des Lebens übergehen müsse, den Preis über den Faust gab. Ich hörte gespannt zu, versuchte beim eiligen Fluß der Rede vergebens nachzuschreiben, und verstand gar nichts, so sehr ich die Genofeva liebte, und so wenig ich wußte, was Goethe mit seinem Faust gewollt. Späterhin, als Fr. v. Schlegel schon unter die Frommen gerathen, und die Wahlverwandtschaften erschienen, war es gar vorbei, Dorothea schrieb in der Europa, mit dem bescheidenen D. das sie als Chiffre angenommen, unterzeichnet, gegen dies Werk, so auch gegen die Delphine der Fr. v. Staël. Ueber den Werther hatte sich Schlegel allezeit lustig gemacht, mehr noch über die natürliche Tochter, aus der er oft einzelne Verse spottend hersagte. Beim Lesen dieses Dramas, welches sich Schlegel sogleich von Deutschland kommen ließ, wurde die stets antheilvolle Erinnerung einer wunderbar ergreifenden Erscheinung, die Prinzessin Adelaide Luise Charlotte von Bourbon Conti neu angeregt. Diese, sagten Schlegels, sei die Eugenie; Goethe habe sie gut gekannt, und auch Schlegels seien viel mit ihr zusammengekommen. Auf dem Lande, unweit Weimar habe sie unter fremdem Namen gelebt, (wenn ich mich recht erinnere) an der Seite, des nicht sehr bedeutenden Mannes, den sie heirathen mußte, um nicht nach den Inseln gebracht zu werden*). Schlegels sprachen oft mit

*) Es sind Memoiren der Prinzessin erschienen, die sehr in Umlauf kamen. Die Andeutungen über die geheime Vermählung ihrer Aeltern,

Liebe von ihr, priesen die Gestalt, den glänzenden Blick, die edle Freimüthigkeit, und angestammte Huldigkeit und Großmuth Eugeniens; Goethe, sagten sie, habe sie recht treu aufgefaßt, obwohl die Dichtung matt und welk sei. Die Körperkraft, der hohe Muth beim Reiten und Jagen die Einsicht, Rüstigkeit und Freudigkeit der Prinzessin bei Bestellung ihres Eigenthums wurde nicht vergessen — Ich selbst weiß zum Unglück die vielen Charakterzüge, die sie von ihr erzählten, nicht mehr, denn nichts von jener Zeit ist aufgeschrieben, ich weiß nicht, ob ich mich mehr wundern soll, daß ich einiges vergessen, oder, daß ich so vieles behalten? Schlegels so gemüthlich unbefangene Mittheilungen machten mir noch diese Eugenie ungemein lieb, ich sehnte mich wahrhaft, ihr zu begegnen — eine heimtückische Gewalt, wie sie oft der Wünsche der Sterblichen spottet, hörte diesen. — Stets wird mir diese Erinnerung in der Brust brennen. Es war ein regnigter, stürmischer, tiefumwölkter Abend des Februar 1804, in meinem Zimmer saß ich allein, Schlegels hatten mir schon gute Nacht gesagt, von ihrem Zimmer ging es zu dem meinigen durch einen schmalen Corridor, die Treppe war nah an meiner Eingangthür. Es mochte halb Zehn sein. Ein Wagen fuhr an, die Hausschelle wurde gezogen, am Hofthor leise gesprochen, ich hörte rasche, sichre, doch vorsätzlich gedämpfte Schritte die Treppe hinauf, und weiß

---

die bevorstehende Anerkennung der jungen Bourbon durch Ludwig XVI., die Ränke, durch welche sie heimlich fortgeschafft wurde, und nur noch die Wahl zwischen der Verbannung auf die Inseln oder der Heirath mit einem Gatten aus dem Bürgerstand hatte, sind in Goethes Dichtung klar bezeichnet.

nicht warum es mich so bang und eigen durchzuckte, als der Heraufsteigenden seidnes Gewand an meiner Thür vorbeirauschte, kaum war sie vorüber, an Schlegels Thür, die geöffnet wurde, als nach einigem leisen Flüstern die Angekommene eben so rasch wieder herab, und in den Wagen stieg, der davon rollte, indeß mir das Herz, wie von Gewitternähe eines bösen Ereignisses pochte; nur höchst mühsam bezwang ich den fast unwiderstehlichen Drang herauszustürzen und nachzusehn, was es gäbe? Ich hielt den Impuls der Ahnung, der stets in mir so wunderbar wirkt, für unbescheidene Neugier, und bewältigte mich. Kaum war das Hofthor geschlossen, als Dorothea mit bleichem Angesicht, und mit erzwungenem Lächeln zu mir hereintrat: „Weißt du, wer eben da war?" — Nein, um Gott, wer war es? „Eugenie!" — Und du hast mich nicht gerufen? „Es ging nicht, sie war zu eilig, sie kommt morgen zum Frühstück" — Ach nein! nun werd' ich sie nicht sehen! rief es weissagend aus mir heraus — Du hättest sie nicht weglassen sollen, Dorothea, in dieser Zeit! Wo ist ihre Wohnung? „Ich weiß es nicht, aber morgen kommt sie, beruhige dich!" An Schlaf war nicht zu denken — Eugenie kam nicht. — Es war in der Zeit, wo Moreau's und Pichégru's Verschwörung gegen den ersten Consul entdeckt wurde, und die Anzahl der Verhaftungen, die Gewaltsamkeit und Strenge der Sicherheitsmaßregeln ganz Frankreich in Schrecken setzten.

Als ich dreißig Jahr nach dieser Begebenheit Dorotheen in Frankfurt wiederum fragte, ob sie nichts mehr von Eugenien gehört — eine Frage, der sie früher in Wien stets ausgewichen war, gab sie Auskunft. „Sie ist nach

Mainz abgeführt, und dort um das Leben gekommen."

Ich schauderte. — Und warum, fragt' ich nun, eilte sie jenen Abend so unaufhaltsam fort?

„Sie bat uns, sie aufzunehmen, wollte gleich bei uns „bleiben, wir konnten das nicht! Am andern Morgen schon „wurde sie in ihrem Absteigequartier, in einem hôtel garni, „wie wir später erfuhren, verhaftet."

Du hättest sie zu mir führen sollen. Ich hätte sie sicher untergebracht!

„Unmöglich! Kein Zweifel, daß Polizeiagenten schon „an der Barriere sie bemerkt, ihrem Fiacre bis an unser „Hausthor nachgefolgt, daß schon von Deutschland die „Kundschaft von ihrer Abreise nach Frankreich gekommen, „alle Maßregeln, sie fest zu nehmen, schon getroffen waren. „Nahmen wir sie auf, so wurde sie wahrscheinlich noch in „derselben Nacht aufgehoben, und wir Alle mit ihr, wir „hätten uns in das Verderben gestürzt, ohne sie zu „retten."

Ach! ich wußte einen Ort, wo ich noch in der Nacht hindurfte, Schutz und Rücksicht für die Unglückliche zu ermitteln. — Doch es war geschehen! In Paris bekam ich noch eine Kunde von zuverlässigen Freundinnen, welche vor der Rückkehr der Bourbons die Prinzessin, ich glaube in Rouen still und friedlich dort lebend, gesehn haben wollten, doch ist es schmerzlicher Weise allzu wahrscheinlich, daß Dorothea v. Schlegel richtig benachrichtigt wurde und daß die vorgebliche Adelaide, Louise, Charlotte Bourbon Conti in Rouen, eine andre Frau, ohne Zweifel eine Abentheurerin oder Prahlerin war, sie lebte dort auch nicht unter diesem Namen. O! es giebt böse Sterne, die über

Unschuldige schauerlich walten, es giebt tückische Mächte, die jedes Glück an der Wurzel benagen, doch Niemand murre, denn Gott läßt es zu, und die Ewigkeit bringt Vergeltung.

Wohl heischte diese Erinnerung mit Recht ihre Stelle hier, ich kehre wieder zurück zu 1803, zu Schlegels, und ihrer damaligen Gesinnung und Lebensweise. Ein ernster Zweck bewegt mich zu diesen Mittheilungen: In einer Zeit, wo Wahrheit hervor muß aus allen Tiefen, heraus, aus allen Schleiern, wo es Licht muß werden, daß man sehe, wie unrein die Kerzen qualmen, so die gesunde Vernunft blenden sollen, wie dumpf und modrig die Räume, darin man die „Schäflein" zusammenpfercht — ist Schlegels Uebertritt zum Katholicismus ein Gegenstand, der ernstesten Betrachtung werth. Nach Dorotheas Aeußerungen gegen mich im Jahre 1803 zu urtheilen, war er entschlossen Katholik zu werden, wenn seine Mutter stürbe, diese wollte er nicht durch eine Umwandlung kränken. Indeß war sein Bezeigen und sein Leben durchaus nicht das eines Mannes, der auf dem Weg zur Religionsveränderung ist, sofern, wie ich nicht zweifle, ein solcher Entschluß aus sittlichen und religiösen Beweggründen hervorging. Der Frieden, der zu jener Zeit zwischen allen Christen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen für immer befestigt schien, benahm einem solchen Vorhaben das Schroffe und Verletzende, was es jetzt hat. Wer irgend Liebe und Glauben im Busen trug, ließ den Bruder friedlich scheiden, und stellte es dem höheren Richter anheim, ob er recht gethan? Auch wir Evangelische haben Märtyrer, heilige Glaubenshelden, die kein Papst heilig zu spre-

chen braucht. Ihr Blut erhebt sich als Kläger gegen den Abtrünnigen, wir aber sollten nicht zürnend auf den Irrenden blicken, der das Licht von sich stößt, und sich aus unsrer Mitte wendet. Eins der gewaltigsten Anziehungsmittel ist die Lockung für die Sinne. Die Pforten der Kirche stehn immer offen, einladend die Andächtigen zur Feier seiner Mysterien, bald in tiefer, wohlthuender Stille begangen, bald mit aller Schönheit und allem Glanz der Erde prangend, stets erhoben von Schmuck, Kerzenschimmer und Opferdüften. Selbst in nächtlicher Stunde dringt der ewigen Lampe Schein durch die hohen Fenster, und spricht zur Seele, wie eines Freundes Ruf. Schön und dichterisch, tröstend, erhebend, umfriedend, winken die geweihten Räume den Leidenden zu, unerschöpflich in sinnbildlicher Blüthe der Feier, ein ewig knospender Frühling, ein unversiegbarer Quell, ein stets frisch grünender Kranz des Triumphs, wer läugnet es, wer wurde davon nicht zu frommer Mitempfindung hingerissen? Doch unsre evangelische Gemeinschaft in der edlen Einfachheit der Kirchen, Altäre und Gebräuche stellt den Menschen höher, verlangt Strenge und Würde, und die eigne Kraft innrer Erhebung, und deshalb schon ist sie ein Fortschritt, ein Segen! Nie that sich diese Wahrheit leuchtender kund, als seit dem neuen Bruch des Friedens, seit dem blutigen Riß in das Herz des christlichen Gesammtkörpers, der unheilbar zu werden droht. Vorüber sind die Tage, wo wir Evangelische, froh der Sicherheit und Stille auf unserm Pfad, den das Blut unsrer Väter befestigt, nach der katholischen Kirche mit Friedensgruß hinüberblickten, uneingedenk, daß ihre Satzungen unsere Ueberzeugung verdammen, ihre

Concilien einen Gott der Willkühr, der blinden Herrschsucht, der Finsterniß, nach dem Bild ihrer Priester erschaffen, solcher nämlich, die den Holzstoß gezündet, die Dolche zur Bluthochzeit geschliffen, die Ketten der Inquisition geschmiedet; denn milde und erleuchtete Freunde verehren viele von uns unter den katholischen Geistlichen, die ohne Zweifel selbst den Unfug dieser Spaltung beseufzen. — Gott allein kann ermessen, was im Gemüth eines katholischen Priesters vorgeht, der ein gefühlvolles Herz, gesunde Sinne, einen hohen Geist hat, und für Menschenwohl glüht! — Hinweg davon, denn wer fühlt, wer erkennt nicht, wie gräßlich diese Seelenfoltern sein müssen, wie gering die Würden der Kirche für alle Opfer und gezwungene Verstellung und Heuchelei eines solchen Daseins entschädigen können! Wie unnachhaltig der Preis, den der edelste Wille, die frommste Ergebenheit aus den Kämpfen des reinsten Menschengefühls mit sclavischen Pflichten davon trägt, indeß Natur und Menschheit trauern. Napoleon wollte das Cölibat der Priester aufheben. Ihm hat der Haß der Hierarchie: „das Schrecklichste der Schrekken, der Mensch in seinem Wahn", den Untergang bereitet. Vor dem Zuge nach Rußland war sein Sturz beschlossen, dies weiß ich aus untrüglichen Quellen, doch mußten die Begebenheiten dem Vorsatz zu Hülfe kommen, denn zu gewaltig stand der Spender ihrer Gewalt vor den Geschöpfen seiner Willkühr und Verblendung, sie konnten sich über den Strauchelnden stürzen, aber nicht den Coloß anfallen, dessen Haupt in die Wolken ragte. Die Vorboten des Sturmes, hatten schon frühe gedroht, doch er beachtete keinen. Als er ein Concilium zusammen berief, um über

die Ungültigkeit seiner Ehe zu rathschlagen, und ihre Auflösung zu bewerkstelligen, erhob gegen ihn ein junger deutscher Domherr seine Stimme und erheischte, es dürfe kein Votum gegeben werden bis Pius der Siebente frei sey, und Genugthuung habe. Dieser Deutsche hielt bei seiner Anwesenheit in Paris Predigten, las Messen unter ungeheuerm Zulauf, und machte sich eine starke Parthei. Er war die erste Klippe im Meer, die dem unaufhaltsamen Piloten dräuend entgegenstarrte, er schlug den Funken offenbaren Widerstandes, welcher die Mine geräumiger aussprengte, die ihn untergraben sollte — Es war der damalige Domherr Droste von Vischering — das Echo dieses, nun von Sturmesflügeln durch die Welt getragnen Namens verhallte zu jener Zeit in den Wölbungen der Kirchen von Paris, und durchdrang nur eines Häufleins der Erkornen Seelen mit Hoffnungen, an welchen ächte Frömmigkeit wenig oder keinen Antheil hatte.

Von Fr. von Schlegels Beweggründen zu seinem vorhabenden Uebertritt war zwischen mir und Dorothea nie die Rede. Sie sagte ganz einfach, sie würde mit ihm katholisch, weil sie in nichts von ihm verschieden, noch getrennt sein wolle. Sie empfahl mir Schweigen an, dies that ich redlich, übrigens schloß meine damalige Stimmung, so wie meine Unwissenheit in der Geschichte der Reformation jedes Nachdenken über das Vorhaben der Freunde aus. O warum wird beim Religions-Unterricht unterlassen, die Geschichte der Reformation, die in Lehranstalten nicht immer gründlich und ausführlich behandelt wird, erläuternd, und den Begriffen junger Personen angemessen, vorzutragen? In den zarten Gemüthern dank-

bare Erinnerung an die heldenmüthigen Vorfahren die Gut und Blut für unser Heil geopfert, zu erwecken, ihr Gedächtniß in begeisterten Worten zu feiern? Wo dies geschieht, und zwar vorzüglich noch für die Volksjugend, muß das Gefühl für die Wohlthat der Reformation fester sich begründen, klarer entwickeln; wo es unterbleibt ist der Unterricht eines seiner wesentlichsten Elemente, der Gemüthserweckung, beraubt. Die Volksjugend hat ohnedies wenig Gelegenheit in den Schulen eine gründliche Kenntniß der Geschichte zu erlangen, wenig Mittel und selten Anleitung zum Lesen derselben in vortrefflichen Werken, für sie also wäre es höchst wünschenswerth beim Religions-Unterricht zu erfahren, wie uns nach unerhörten Kämpfen und Nöthen die Wohlthat der reinen Lehre zu Theil worden. Doch selbst für diejenigen, die durch Unterricht und Bücher schon diese reichhaltige Fülle herzerhebender Begebenheiten kennen, wird eine neue Uebersicht aus dem Mund des geistlichen Lehrers willkommen seyn, und die Seele glühend durchdringen. Man hört über Indifferentismus klagen — indeß die wichtigsten Wohlthaten der Reformation beim Religions-Unterricht an vielen Orten entweder mit Schweigen übergangen, oder doch nicht den Gegenstand erschöpfend, erläutert werden, indeß die Wenigsten belehrt werden, wie groß und standhaft unsre Vorfahren dafür gelitten, nicht in Deutschen und Nordischen Landen allein, sondern in Frankreich, von wannen viele der Standhaftesten nach Deutschland gekommen, und sich mit dem Volke verzweigt, in England, wo unter 70,000 Opfern der Raserei Heinrichs des Achten unser Glaube Märtyrer in Menge zählt, der übrigen Reiche nicht zu gedenken.

Auch dieser Punkt gehört als einer der Wichtigsten in meine Klage über Verwahrlosung der weiblichen Ausbildung. Der Staat könnte mit Hülfe edler Wohlthäter durch milde Stiftungen auf Unterricht, Aufklärung und Gemüthsbildung der weiblichen Jugend aller Stände einwirken. Geschieht einst dies, so wird nicht allein großes Heil begründet, sondern auch großem Unheil vorgebeugt werden, denn nichts ist leichter als unwissende Weiber fanatisiren, nichts ist gefährlicher als diese Werkzeuge in der Hand von Unheilsstiftern.

Als Dorothea von Schlegel mir eröffnete, daß sie sich innig sehne, getauft zu werden, und von Zweifeln bestürmt sei, weil sie die Vorbereitungen zur Taufe weder verschieben, noch eine Scheidewand zwischen sich und Friedrich aufführen möchte, wenn er zum katholischen Glauben überginge, sagte ich ihr: Sie möge nicht säumen, Friedrichs Mutter könne noch ein hohes Alter erreichen, und seine Ansicht sich in der Zeit umgestalten. Sie zögerte noch eine geraume Zeit, und bat mich dann, sie zu meinem Freunde, Hrn. Pastor Gambs zu führen, der sich mit freudiger Bereitwilligkeit dem Unterricht der Tochter des großen Mendelssohns unterzog, und sich in mehr als einer Beziehung als Freund gegen sie bewährte. Als seine Erklärung, Dorothea sei genugsam vorbereitet, sie zur Taufe und Einsegnung berechtigte lud sie mich und unsern werthen Schweighäuser ein, sie als Taufpathen und Zeugen ihrer Trauung zu begleiten. An einem Montag Morgen begaben wir uns alle vier in die Schwedische Evangelische Gesandtschaftskapelle, darin Hr. Pastor Gambs unserer wartete. Sie wurde nach unserm Eintritt ver-

schlossen, und die heilige Handlung begann. Dorothea war gewaltig erschüttert, Friedrich behielt den Anschein von Gleichmuth, den er stets in wichtigen Augenblicken zu behaupten wußte. Nach der Taufe sprach Pastor Gambs den Segen über ihre Ehe, Thränen, die gewiß nicht ohne Süßigkeit waren, glänzten in Dorotheens Augen. Noch in der Capelle sagte sie uns, mit der Hand auf die rechte Seitenwand des Altars hindeutend: „Dort habe ich während der Taufe meinen Vater gesehn, er lächelte mir zu, indeß ich sie empfing, dies hat mich wunderbar beruhigt, erkräftigt und erfreut!“ —

Niemand durfte um die Sache wissen, der edle Gambs und die zwei Taufpathen schwiegen treulich, und Dorothea erschien nie beim Gottesdienst, um ihren Uebergang zum Christenthum nicht bekannt werden zu lassen. Sie sagte mir, die Entdeckung vor der Zeit würde für sie von den traurigsten Folgen sein. Gewohnt, das Schweigen meiner Lieben zu ehren, und in mir selbst die Wärme des Antheils von Neugier frei zu erhalten, drang ich nie in sie, mir die Gründe dieses Geheimhaltens zu erklären. Schweighäuser dachte über diesen Punkt, wie ich, und verschonte die Freunde mit Fragen. Nicht alle Menschen üben diese Zartheit, obwohl Jeder wissen könnte, daß Fragen (im Französischen mit Tortur gleichlautend) oft wahre Seelenfoltern sind. Es sind überhaupt in der Gesittung noch Fortschritte zu machen, und liegen viel der wichtigsten Dinge im Unklaren. So z. B. würde kein anderer, als ein Dieb silberne Löffel stehlen, aber das höchste Kleinod, der gute Name, ist fast nirgend sicher, und Zeit stiehlt Eins dem Andern ohne Bedenken. Niemand würde mit

scharfen Messern eine Brust durchbohren, doch die tiefste Seele mit müßigen, unüberlegten, oder zudringlichen Fragen verwunden, ist der Meisten Geschäft. Weber sagte, als ich ihm die Oper Euryanthe dichtete: Man soll in der Musik nie fragen. — Ich möchte das für das Leben feststellen, denn die meisten Fragen sind Dissonanzen, und nur die Liebe hört gern Eine Frage, die, um Liebe.

Dorothea hatte sich in der Zeit ihres Bundes mit Schlegel, die ihrer Taufe vorausging, innerlich so ernst und anhaltend darauf vorbereitet, daß äußerlich dadurch keine Veränderung in ihrem Wesen sichtbar wurde. Israelitin von Geburt, wurde sie Christin durch eignen Drang, seit sie Schlegel kannte. „Er hat mich gerettet" sagte sie oft zu mir. Sie meinte mit diesem edlen Eingeständniß ihr ganzes Selbst in jeder Beziehung. Die Verkrüppelung der Begriffe von Sittlichkeit in der weiblichen Erziehung unsres Jahrhunderts, die nur der Meinung, nicht dem Bewußtsein huldigt, und jeden guten Namen zum Kartenhaus macht, das der Odem der Verläumdung im Nu über den Haufen wirft, erschwert viel des Guten, und vernichtet das Meiste. Es giebt keine Gewährleistung, keine Sicherheit mehr für den Ruf eines weiblichen Wesens, und wenige werden zu der Höhe sittlicher Kraft hinaufgebildet, die sich mit dem eignen Bewußtsein begnügt, und das Unglück, verlästert zu werden in Demuth hinnimmt, wie jedes andre Mißgeschick, beruhigt in der Ueberzeugung es weder durch innre noch äußre Entwürdigung verdient zu haben. So war Dorothea von Schlegel! Der Ausdruck von „Fehltritten einer heftig aufgeregten, jugendlichen Leidenschaft" den die Allgemeine Augsburger

Zeitung wie einen Stein in die noch thränenfeuchten Blumen ihres Grabes schleudert, ist nicht zu rechtfertigen. Eben deshalb that sie auch nichts „sich vergessen zu machen", denn das war nicht nothwendig! Sie hatte Berlin mit einem der auffallend berühmtesten Litteratoren, mit Schlegel verlassen, sie war die Seinige, lebte stets in einem glänzenden vielbewegten Kreise, wurde 1805 vor den Augen der Welt katholisch, dies kann nicht heißen: „daß sie alles Mögliche gethan, sich vergessen zu machen!" Als Freundin bis in den Tod innig verehrt von ihrem ersten Gatten, der ihren Entschluß, ein Band zu zerreißen, das weder sie noch Ihn beglücken konnte, ihren Drang, die Taufe zu empfangen, verstand und sich darin, nicht ohne Schmerz, doch großmüthig fügte, steht sie außerhalb der Linie des Tadels, den eine unberufene Richterin auf ihr Andenken zu werfen strebt*). Ihr Leben hat ihr treues Herz bewiesen, oder verlangt jene Dilettantin einer Seiltänzerei der Tugend, daß sie, der Jugend und der Natur zum Hohn, und nur, um dem unverständigen Haufen ein Prunkschauspiel zu bereiten, wie Rundschit-Sing's Frauen hätte den Scheiterhaufen besteigen, nämlich dem ersten Gemahl entsagen, die Taufe empfangen, und in ein Kloster gehn sollen? Dorotheen hätte es nicht an Kraft zu einem solchen Opfer gefehlt, sie aber zog es vor, sich ihren Kindern, ihren Freunden zu erhalten, und dem Manne ihrer Liebe als guter Engel zur Seite zu bleiben! Warum einen Nothschrei erheben, warum von „Schmerz und Indignation der Familie" sprechen, und meinen Nekrolog anklagen,**)

*) S. Allg. Zeitung v. 2. Octbr. 1839.
**) S. Allg. Zeitung v. 29. August 1839.

der himmelweit entfernt, dieſe zarten Punkte zu berühren, unſchuldiger Weiſe eine Polemik*) über das Andenken der edlen Todten erregte? Die Thatſachen, die durch jene Erwiederung von unbekannter Hand überraſchender Weiſe muthwillig zur Sprache gebracht wurden, ſind nicht von der Art, daß ſie einen Schatten auf Dorotheens Namen werfen könnten; nur deshalb hatte ich ſie unerwähnt gelaſſen, weil es zu weit geführt hätte, die Beweggründe der Trennung Dorotheens von ihrem erſten, höchſt achtungswürdigen Gatten in ihren zarteſten Beziehungen anſchaulich zu machen. Sie gehören auch nicht vor das Publikum. Für den nachdenkenden Leſer iſt es hinreichend, wenn er überhaupt weiß, daß der Gegenſtand einer Schilderung werthvoll und ausgezeichnet iſt, um von dieſem Standpunkt aus alle ſeine Handlungen zu beurtheilen.

Dorothea erſchien mir zu jener Zeit viel religiöſer als Friedrich, der, hierin ſchon zum Voraus Katholik, ſeine Umwandelung auf den Zeitpunkt des einſtigen Uebertrittes hinausſchob, weil alsdann Alles in Einem hinginge. Er kannte das unerſchöpfliche Gnadenherz der Mutter Kirche, die Alles verzeiht, ſo wie ſich nur Einer als Sohn in ihren Schoos wirft. Der Richtung, die er 1804 nahm, ſchien er damals durchaus entgegen. Wie ſich ein Menſch in zwei flüchtigen Jahren verwandeln kann! Der Witzfunkelnde, Genußſüchtige, den nur Ruhmſucht zu ſtacheln ſchien, der rückſichtlos ſich der überſchwänglichſten Will-

*) Polemik kann ein ſo aus der Luft gegriffener Vorwand das Andenken einer edlen Todten zu verkleinern und die unerläßliche Zurechtweiſung, die ich der Ehre Dorotheens ſchuldig war, nicht eigentlich genannt werden.

für hingab, dem in allen Adern noch die Fiebergluthen und Wonneschauer der Lucinde bebten, der jeden Blutstropfen in sich als ergänzenden Theil der Gottheit fühlte, der, den wir alle angestaunt, — nun vergleichbar einem ausgeloderten Vulkan, dem nur je und je noch schnell verwallende Flammen entsprühten, Wolken umdüstert der Gipfel, den bei seinem Emporsteigen Sterne die Krone geflochten — ging aus den Händen der Priester als Blindgläubiger hervor. Wahrscheinlich ist, daß Erschöpfung, daß momentane Stockungen der Ueberfülle blindweg vergeudeter Kräfte, Unmuth über die Kälte der Welt, und die Grausamkeit des Geschicks, das ekle Bett gruben, darin nun der Strom seines Genius langsam sich fortkrümmte, dem von Klippen und Geländen, die er sonst durchrast, die üppigsten Blumen entgegengeduftet. Unstreitig gab das überausschwierige Studium des Sanskrit die erste Veranlassung zu dieser Herabstimmung einer so überkräftigen, überbegehrlichen, ruhefeindlichen, rastlos das Neue, Unerhörte erstrebenden Natur. Es erschloß ihm eine neue, unermeßliche Welt, von der sein Geist Stück für Stück erobern mußte, indeß sie unabsehbar anwuchs vor seinem Blick, je weiter er hineindrang, Muth und Forschdrang brennender ihn durchwühlten, je mehr seine Kräfte sanken. Er fand, es habe das Christenthum gegen die Ascetik und Martererduldung indischer Büßer nur Stümper aufzuweisen, und versank peinlich, bis zum Tiefsinn in Grübelei darüber.

Alexander Hamilton, ein edler Schotte, der als Kriegsgefangener in Paris wohnen durfte, weil er sich erboten, die indischen Manuscripte, die Frucht der Siege des

republikanischen Kriegsheeres, zu ordnen, und in ein Verzeichniß zu bringen, wurde Fr. v. Schlegels Lehrer im Sanskrit, nachdem dieser schon Persisch bei A. L. v. Chezy gelernt und sich eifrig vorbereitenden Forschungen für das Studium des Indischen gewidmet hatte. Schlegel bezweckte hierbei noch hauptsächlich sich in Frankreich eine Laufbahn zu eröffnen. Alexander Hamilton gab ihm eine geraume Zeit hindurch täglich von zwei bis fünf Uhr Unterricht. Dieser ausgezeichnete Sprachforscher hatte seine Jugend in Ostindien zugebracht, war dort einheimisch, befreundet mit den trefflichsten Brahmanen, und dergestalt in die Mysterien der wunderherrlichsten und reichhaltigsten aller Sprachen der Welt eingedrungen, daß sie, die vor einer Reihe von Jahrhunderten in ihrer eignen Vollendung und Größe erstarrt, für ihn wieder lebte. An der Einwirkung dieses Studiums auf Phantasie und Gemüth seines Jüngers hatte A. Hamilton keinen Antheil. Er war der tüchtigste Sprachforscher, der beharrlichste und ausbündigste Handschriftentzifferer, ein höchst verständiger Mann, eine wackre, schönbegabte, klare und ausgeruhte Natur. Sein Herz war in Indien geblieben, wo ihn zarte, heilige Bande dreizehn Jahr lang beglückt, er hatte eine Eingeborne zur Ehe genommen, und einen Sohn von ihr, oft sprach er von seinem Bunde mit diesem süßen Geschöpf, mit jener, ich möchte sagen, verschämten Rührung und Innigkeit, die ein Wahrzeichen der Aechtheit eines tiefen Gefühls.

Hamiltons Streben, den Geist der Indier aufzufassen, ging hauptsächlich darauf hin, die Verwandtschaft ihrer Mythen und die ähnlichen Züge ihrer Gottheiten mit den

Griechischen zu entdecken. Schlegel begnügte sich nicht mit einer Einzelheit der Anschauung, er umfaßte mit Inbrunst das Ganze, und wollte es durchdringen mit der vollsten und brennendsten Fülle seiner Kraft. So kunstfertig nun auch Hamilton das Sanskrit handhabte, so redlich bemüht er auch war, es Schlegel beizubringen, blieben noch immer Klippen und Dornen ohne Zahl, die die Erkenntniß erschwerten, indeß zugleich die Fülle der Wahrnehmungen dieser neuen Welt ihn übertäubte und verheerende Funken in sein Innres schleuderte. Er sprach unaufhörlich von der Heiligkeit der Büßer mit der höchsten Bewundrung als von dem Gipfel menschlicher Größe, Dorothea hörte stillschweigend zu, sie mochte darüber im Klaren sein, daß ihr Mann sie nicht nachahmen würde. Ich ließ mir gleichfalls solche Angst nicht beikommen, und meine gewohnte Achtung für den Meister, so wie das Gefühl der Unzulänglichkeit meines Urtheils bewogen mich, mit jedem Einwurf zurück zu halten. Hamilton hielt diese Büßer für Aberwitzige, Heuchler und Gaukler, für verächtliche Werkzeuge der Finsterlinge unter den Brahmanen; doch er sprach erst später mit mir darüber, und ich war bei Fr. v. Schlegels begeisterten Erzählungen, die er nach der Stunde bei Hamilton herüberbrachte, meinem eignen Gefühl überlassen. „Sie erstarren in der allerschmerzlichsten Stellung, ihre Nahrung ist Thau des Himmels, sie wurzeln gleichsam ein, Moos wächst auf ihnen, Vögel nisten in ihrem Haupt, welche Frömmigkeit! So weit müssen es die Christen noch erst bringen!“ Dies waren Schlegels Worte. Wahrscheinlich wurde er von all diesen Vorstellungen so ergriffen, weil ihm der Sieg

des geistigen Menschen inmitten höchster Qualen und Entbehrungen der menschlichen Natur der größten Bewunderung werth erschien, und er in diesem Gelingen des Bestrebens der Büßer alle irdischen, sinnlichen Anforderungen, Triebe und Bedingnisse unsres Seyns zu bezwingen, und ihr Leben unabhängig von allen äußern Einflüssen, unerschüttert von Ereignissen, über Geschick und Gottheit hinaus streng und selbstständig zu gestalten, ein Erzeugniß der höchsten Willenskraft und Ausdauer erkannte, darin ihm der Mensch gottähnlich vorkam. Er würde mich recht profan gescholten haben, wenn ich ihm gesagt hätte, daß mir der Bauer Frühmorgens hinterm Pfluge, der Gott denkt und empfindet, indeß die Lerchen hoch in Lüften jubeln, weit frommer und gottgefälliger vorkäme, als die Büßer solcher Art, weß Volks und Glaubens sie auch sein. — Man kann im Allgemeinen feststellen, daß Fr. v. Schlegel, eine ursprünglich poetische Natur, den innersten Kern seines Wesens durch eine hartnäckige Richtung zum Systematischen durchgrub, und sein Verstand in unermeßlichen Combinationen den üppigen Flor seines Genius ausgedorrt, so daß er zwar im höchsten Prunk sich entfaltet, doch wenig gesunde Frucht getragen. Er hatte den Begriff von Kunst so hoch in sich aufgestellt, und so mühsam unablässig hinein gemeißelt, daß er zuletzt ein Unding daraus machte, indem er über die Form das Wesen aus den Augen verlor. Mit überschwänglichem Vermögen frischer, gewaltiger Auffassungskraft begabt, ruhte er nicht, bis er den Gegenstand reger Bewundrung, oder neuerwachten Forschungstriebes vielfach nach allen Seiten umhergewendet, die Elemente desselben zersetzt und streng

von einander ausgeschieden, bis alle Bindungstheile zerstäubt, verflogen, und die Grundbestandtheile in einzelnen, bereitstehenden Fächern seines Systems eingereiht lagen. So verfolgen Sammler die luftdurchwogende Lieb- und Lebenvolle Prunkblume, den Schmetterling, bis sie ihn haschen, und mit den Fingern, daran des zarten Gefieders Gold und Purpurschmuck jammervoll klebt, das heiße Eisen durch den zuckenden Körper bohren, und das unschuldige Geschöpf unter Glas zu andern Opfern gesellen, so daß unerfreulich in abgemeßnen, todten Reihen prunkt, was eben nur die Fluren durchflattert, und auf Blumen geruht. Doch, was diese Sammler am harmlosen Schmetterling verüben, das that Schlegel an seiner eigenen Seelenfreude, der frischen Vollkraft freien Aufschwungs und heitern Genusses.

„Wenn ich nur den Alarcos unbegreiflicher, undurchdringlicher gezeichnet hätte" sagte er zuweilen, und setzte hinzu: „Ich hätte mehr Opium nehmen sollen als ich ihn schrieb, dann würde ich mit ihm erreicht haben, was ich gewollt! — —

(Wird fortgesetzt.)

IV.

Das Ewig-Weibliche.

Eine theologische Erörterung der Schlußscene des Goethe'schen Faust.

Von

Georg Ludw. Wilh. Funke.

Ehe der deutsche Dichtergreis, welcher mit seinem Volke nicht bloß äußerlich in der Zeit, sondern auch innerlich im Geiste dessen neuere Geschichte, die Periode des inneren und äußeren Verfalls und dann der allmäligen Erhebung durchlebt hat, selbst in die Geschichte zurücktrat, hat er demselben den zweiten Theil jener Tragödie als Vermächtniß übergeben, zu welcher er schon als Jüngling den Plan faßte, welche er als Mann zu bearbeiten begann und endlich als Greis vollendete. So sind denn in dieser Dichtung alle Geheimnisse des Dichters enthüllt; sein ganzes Inneres in seiner Entwickelung vom Jünglings- bis zum Greisenalter hat er uns darin durch individuelle Gestalten offenbart. Doch ist die Dichtung nicht bloß der Spiegel eines vielbewegten Dichterlebens, sondern zugleich einer vielbewegten Zeit, welche der Dichter durchlebte. Wenn bereits über den ersten Theil dieser Dichtung die

verschiedensten Urtheile laut geworden sind, je nachdem der Standpunkt war, von welchem aus die Beurtheiler auf den inneren Reichthum eingingen: so werden noch weniger die Beurtheiler mit einander über den zweiten Theil eins werden können, der dem allgemeinen Bewußtsein überhaupt ferner steht und zu dessen völligem Verständniß vielleicht die Zeit noch nicht gereift sein dürfte, da dieselbe, wenn auch dem Christenthume bereits wieder zugewandt, innerlich davon noch zu wenig durchdrungen erscheint, welche Durchdringung aber nöthig ist, um diese Dichtung in das rechte Licht zu stellen. Daß indeß allmälig die Tragödie in das rechte Licht gestellt werden wird, ist nicht zu bezweifeln, da schon jetzt in Deutschland im Allgemeinen die Richtung sich geltend macht, mit dem ersten Theile derselben auch den zweiten philosophisch zu durchdringen, um dadurch auch über den Dichter zur Klarheit zu gelangen. Dieses wird um so vollständiger geschehen, als die die Dichtung beurtheilende Philosophie sich dem Christenthume, wie gegenwärtig ihre Tendenz ist, immer näher anschließt und dann im Lichte desselben alle jene durch die sich selbst überlassene Subjectivität herbeigeführten Verhältnisse, wie sie uns in dieser Tragödie entgegentreten, in ihrer Bedeutung zu erfassen strebt. Eben so wenig aber als die Philosophie ohne Christenthum, kann die Theologie ohne Philosophie zum Verständniß einer Dichtung gelangen, in welcher sich wie im Faust alle Richtungen der Zeit spiegeln, weßhalb sich denn auch besonders die theologische Richtung, welche aller speculativen Auffassung der christlichen Dogmen abhold ist, besonders gegen den zweiten Theil hat vernehmen lassen, dessen

besonnene Reflexion ihr als matt erscheint. Doch wollen wir nicht weiter mit dieser theologischen Richtung sowohl über ihre einseitige Auffassung des Faust als überhaupt des Dichters desselben rechten, da dieselbe von ihrem Standpunkt aus, den wir als solchen wegen seines festen Glaubens achten und ehren, nicht anders sein kann; wir wollen vielmehr statt dessen hier unsere Ansicht über einen Begriff vortragen, welcher erst im letzten Satze der Tragödie ausgesprochen ist, von dessen Verständniß aber, wie uns scheint, beide Theile derselben abhängen. Dieser ganz zuletzt ausgesprochene Begriff ist das **Ewig-Weibliche**, welches zum Himmel zieht. Der Chorus mysticus fällt nämlich zum Schlusse ein:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

In diesen Versen glauben wir die Ausgleichung des inneren Zwiespalts, in welchen Faust durch die Sünde gerathen war, die Versöhnung der die Welt zerreißenden Gegensätze durch frommen Glauben ausgesprochen zu finden und deßhalb haben wir bereits an einem anderen Orte Folgendes zu ihrer Erklärung hinzugefügt: „Das Ewig-Weibliche ist die fromme Hingebung an Gott, der wahre, reine Glaube, welcher die Liebe zur Folge hat; durch dieses wird dem Faust der Himmel geöffnet, zu welchem er durch das Männliche, seinen Drang nach Wissen, nicht hatte gelangen können. So sind hier alle

Disharmonien, welche in dieser großen Tragödie stören und verwirren, durch die Religion in eine große Harmonie aufgelöst, — und so lösen sich noch immer alle Disharmonien im Leben in eine Harmonie auf durch Glaube, Liebe, Hoffnung, diese Pulse des christlichen Lebens." *)

Diese kurze Erklärung des Ewig-Weiblichen halten wir zwar noch gegenwärtig für recht; allein sie ist zu unvollständig, als daß sie den Begriff des Ewig-Weiblichen ins rechte Licht setzen könnte, weßhalb wir das dort nur leise Berührte hier weiter auszuführen versuchen wollen, indem wir zuerst auf den Begriff des Ewig-Weiblichen eingehen und dann kurz andeuten, wie er schon durch die ganze Tragödie hindurch zieht, wodurch uns zuletzt das Verständniß des Schlusses derselben erleichtert werden wird.

1. Das Ewig-Weibliche ist dem gleich, was Goethe am Schlusse einer anderen Dichtung, welche mit Faust parallel läuft, nämlich des Wilhelm Meister, Gott-Natur nennt. In den Versen, welche die Wanderjahre beschließen, heißt es:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?

In diesem Ausspruch ist nichts Anderes enthalten, als was der Schluß des Faust, wo das Ewig-Weibliche den Menschen hinan zieht, aussagt. Beide Dichtungen enden also im religiösen Element. Ewig ist allein Gott und der Mensch wird es nur dadurch, daß das Göttliche in ihm Leben gewinnt. Die Natur ist das, worin sich

*) Geschichtliche Entwickelung der geistigen Richtungen in Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von G. L. W. Funke. S. 357.

das Göttliche offenbart, oder näher das, was an und für sich nicht göttlich ist, aber als Träger des Göttlichen erscheint, insofern als es durch Gott das Göttliche empfängt und hierdurch ein Spiegel seines Wesens wird. Dieses Göttliche, was der Natur eingelegt ist, kommt im Menschen, welcher seiner Leiblichkeit nach ihr angehört, zum Bewußtsein. Gott und Natur durchdringen sich in ihm; der Mensch, wie er an und für sich sein soll, ist, um es anders auszudrücken, selbst Gott-Natur oder das Ewig-Weibliche, d. h. mit seiner der Natur angehörenden Leiblichkeit, dem Weiblichen, das nur empfängt, ist das Ewige, der Geist, welcher ein Ausfluß des göttlichen Wesens ist, verbunden. Somit ist das Ewig-Weibliche nichts Anderes, als der ewige Gott, der nicht im abstracten Fürsichsein beharrt, sondern sich offenbart, der in der Natur, dem Weiblichen, zur Erscheinung kommt und endlich diese im Menschen, insofern er des Göttlichen sich bewußt wird, zu sich verklärt. Nichts Höheres kann also der Mensch im Leben gewinnen, als daß er dem Zuge zum Ewig-Weiblichen folgt, damit sich Gott-Natur ihm offenbare, und sich so, wie in der Natur auch in ihm das Feste und Starre zum Geistigen verinnere. Gleich wie die Natur die stete Bewahrerin des in ihr zur Erscheinung kommenden Göttlichen ist, so wird dann der Mensch auch das Geisterzeugte und als solches Göttliche fest bewahren. Folgt der Mensch dem Zuge zum Ewig-Weiblichen nicht, welches als göttlich das nie untergehende Geistige ist, so fällt er dem Ewig-Weiblichen anheim, welches die nicht vom göttlichen Geiste durchdrungene Natur und der sinnliche Mensch selbst ist, der durch deren Gewalt gefesselt wird. Durch

die Aufnahme des Ewig-Weiblichen vergeiſtigt und vergöttlicht ſich der Menſch; aber durch die Aufnahme des Ewig-Weiblichen verſinnlicht und entgöttlicht er ſich: durch jenes wird er zum Himmel hinauf-, durch dieſes zur Erde hinabgezogen.

Das Weib hat ſein Centrum nicht in ſich ſelbſt, ſondern im Manne. Der Menſch ſoll dem Zuge zum Ewig-Weiblichen folgen; er ſoll ſich wie das Weib dahin geben und ſein Centrum im Ewigen, in Gott, finden. Will das Weib durchaus ſelbſtſtändig ſein, fehlt ihm die liebevolle Hingabe an den Mann, achtet es kein höheres ſittliches Geſetz mehr, fängt es an zu reflectiren und zu zweifeln, ſo wird es die Carricatur deſſen, was es ſein ſoll. Ein ähnliches Verhältniß tritt ein, wenn dem Menſchen der fromme Glaube fehlt, wenn die Reflexion über ihn die Herrſchaft gewinnt und er durch ſich ſelbſt zur Erkenntniß gelangen will. Dieſer Drang nach Erkenntniß, das männliche Princip im Menſchen, iſt zwar das eine wahre Element der menſchlichen Individualität, aber nur inſofern, als es vom Ewig-Weiblichen, dem göttlichen Urquell, aus welchem alles Geiſtige hervorgeht, nicht abgelöſ't iſt, in welchem Falle es zugleich in das Weibliche das Ewige einbildet, alſo das Weib, wie es noch natürlich iſt, dem Göttlichen zuführt. Nicht ſo bei Fauſt. Statt ſich vom göttlichen Lichte erleuchten zu laſſen, will dieſer ſich im eignen Lichte ſonnen, und darum fällt er. Durch die That will er beweiſen, „daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht.“ Er genügt ſich ſelbſt. Von dem Zuge zum Ewig-Weiblichen reißt er ſich los, weßhalb ſein innerer Drang in das Unbeſtimmte geht; er will etwas erreichen und weiß nicht

was? Alle Wissenschaften hat er studirt mit heißem Bemühen und ist doch nicht weiter gekommen; denn es fehlt ihm das Eine, durch welches Alles erst wahre Bedeutung gewinnt, und dieses Eine ist einzig und allein der fromme Glaube an das Evangelium, ohne welchen es weder Ruhe noch Frieden giebt. Durch das Weib wird der ungemessene, ziellose Drang des Mannes beschwichtigt; denn indem die männliche über sich hinausgreifende Subjectivität durch die Verbindung mit dem Weibe ein Object erhält, welches sie in sich aufnimmt und in das sie wieder übergeht, erhält sie zugleich einen Ruhepunkt. So soll der Mensch, dessen Subjectivität, sofern sie vom Göttlichen abgelöst ist, unbestimmt hinausstrebt, dadurch den wahren Ruhepunkt finden, daß er in der Offenbarung das Ewig-Weibliche in sich aufnimmt, und durch dieses dem Urgrunde, aus welchem er erschaffen ist, wieder zugeführt wird.

Der Mensch geht aus dem Schooße des Weibes hervor; das Weibliche ist seine leibliche Geburtsstätte, und, geboren, empfängt er durch dasselbe seine erste Nahrung; am Mutterbusen saugt er die nährenden Säfte ein, deren er für seine leibliche Entwickelung bedarf. Dieser sich täglich am Menschen erneuende Proceß des Werdens führt uns bei einigem Nachdenken weiter, er führt uns zum Urgrunde, aus welchem Alles entsteht, zum Ewig-Weiblichen, das die Geburtsstätte alles dessen ist, was lebet und webet auf Erden, aus welchem der Mensch nicht bloß hervorgegangen ist, sondern an dessen Brust er durch leibliche und geistige Nahrung im Leben erhalten wird. Aber eine uralte Ueberlieferung berichtet, daß der Mensch sich vom Ewig-Weiblichen getrennt habe, daß er die geistige Nah-

rung, welche ihm in lauterer Gotteserkenntniß gereicht wurde, verſchmäht und ſich dem Endlichen zuwendend, ungeſunde Säfte in ſich aufgenommen habe, wodurch ſeine geiſtigen Lebenselemente erkrankten. Wie ſich das Kind ganz der Mutter, dem Weiblichen, ergiebt, nur durch ſie lebt und mit ihr gleichſam ein Weſen bildet, ihr Wille auch ſein Wille iſt; ſo hätte der Menſch mit dem Ewig-Weiblichen verbunden bleiben müſſen, er wäre dann ein Kind Gottes geblieben, deſſen Adern und Gefäße von dem wahrhaft geiſtigen Lebensſaft durchſtrömt wären, welcher vom Ewig-Weiblichen ausgeht. Doch alſo geſchah es nicht; denn es wird uns berichtet, daß gerade das Weib zuerſt vom Ewig-Weiblichen, dem es unmittelbar am nächſten ſteht, abgefallen ſei. Das Weib ſoll nicht reflectiren, nicht zweifeln; aber nun heißt es in jener Ueberlieferung, daß gerade die Stammmutter der Menſchen über Gottes Gebot reflectirt habe, daß in ihr zuerſt der Zweifel aufgeſtiegen ſei, ob daſſelbe wohl zu ihrem Heile gereiche, daß ſie, in ihrer unmittelbaren Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen ſich beſchränkt fühlend, ſich von demſelben losgeriſſen habe, um durch ſich ſelbſt klug zu werden, um zu ſein wie Gott. So folgte ſie denn, wie weiter erzählt wird, der Stimme des Verſuchers, führte aber dadurch das Gegentheil von alle dem herbei. Als nun das weibliche Princip vom Ewig-Weiblichen, dem es an ſich näher ſteht, abgefallen war, mußte dies auch mit dem männlichen Principe geſchehen, das ſeiner Natur nach mehr zur Reflexion und zum Zweifel geneigt iſt. Wenn wir den Menſchen in ſeiner Allgemeinheit und nicht in ſeiner geſchlechtlichen Beſonderheit nehmen (denn auch der Mann trägt ein

weibliches Element in sich, gleich wie das Weib ein männliches), so ist in dem ganzen Vorgange angedeutet, daß das weibliche Element im Menschen in unmittelbarer Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen zu erhalten ist, und daß, wo dieß nicht geschieht, die Verführbarkeit eintritt. Was ist die Schlange? kann man hier fragen. Wir antworten: sie ist das vom Ewig-Weiblichen losgetrennte männliche Princip, der innere Stachel im Menschen, welcher ihn treibt über das unmittelbar von Gott Gegebene, über die positive Offenbarung hinauszugehen, jenes Princip, das, wenn es mit dem Ewig-Weiblichen verbunden bleibt, immer tiefer in dasselbe, den göttlichen Urgrund, eindringt, das aber, wenn es von demselben abfällt und das Weibliche verführt, immer tiefer in die sinnliche und als solche gottlose Welt hineingeräth, die Sehnsucht nach Gott, dem alleinigen Lebensquell, allmälig verdrängt und dadurch dem Menschen den Tod bereitet. In des Menschen Brust, so heißt es in unserer Tragödie, lodert ein wildes Feuer, was ihn aufzuzehren droht; die Begierde treibt ihn zum Genuß und im Genuß verschmachtet er nach Begierde. So würde der Mensch endlich umkommen, wenn er sich gänzlich überlassen wäre; aber wenn der Mensch auch das Ewig-Weibliche losläßt, so läßt dieses ihn doch nicht los; mit unsichtbaren Banden zieht dieses ihn wieder zu sich, weßhalb es am Schlusse der Tragödie heißt: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Betrachten wir dieses jetzt näher.

Der Glaube an die Erscheinung Gottes im Fleisch ist die Grundbedingung des Christenthums; durch diesen Glauben können wir allein vor dem Tode bewahrt werden;

denn deßhalb hat Gott aus unendlicher Liebe ſeinen eingebornen Sohn in die Welt geſandt, damit die, welche daran glauben nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Gott erniedrigte ſich zum Menſchen, damit er den Menſchen, welcher ſich von ihm entfernt hatte, wieder zu ſich erhöbe; er wollte von einem Weibe geboren werden, damit das Ewige wieder in der Welt Leben gewönne und damit dann der Menſch aus dem Schooße des Ewig-Weiblichen geboren würde. Dieſe neue Geburt des Menſchen aus dem Ewig-Weiblichen wird durch das Chriſtenthum bewirkt. Dadurch, daß das Weib gewürdigt wurde, den zu gebären, welcher als der Sohn Gottes das Abbild des Vaters iſt, iſt dem Menſchen wieder die Fähigkeit geworden, den Geiſt Gottes, den er durch die Sünde aus ſich gedrängt hatte, in ſich aufzunehmen. Nimmt der Menſch aber dieſen Geiſt in ſich auf, ſo wird er wieder zu einem Kinde Gottes. „Die, welche der Geiſt Gottes treibt, ſind Gottes Kinder.“ Der natürliche Menſch, welcher nur vom Weiblichen geboren wird und nicht vom Ewig-Weiblichen, iſt kein Kind Gottes; um dieß zu werden, wird die Wiedergeburt, die Geburt aus dem Ewig-Weiblichen, erfordert; nur durch dieſe wird der natürliche Menſch ein geiſtiger und als ſolcher von Gott als ein Gnadenkind angenommen. Für das wahre geiſtige, d. h. chriſtliche Leben, welches als ſolches ewig iſt, iſt mithin die Geburt aus dem Ewig-Weiblichen ebenſo unumgänglich nöthig, als für das natürliche Leben die Geburt aus dem Weiblichen. Durch dieſes wird der Menſch in irdiſche, endliche Welt hineingeboren, durch jenes aus dieſer irdiſchen Welt in himmliſche, ewige.

Im zweiten Theile unserer Tragödie wird erzählt, daß der aus dem ersten Theile wohlbekannte trockene Schleicher Wagner, welcher sich statt des Kernes stets mit der Schale beschäftigt, der für keine Idee empfänglich ist, sondern froh ist, wenn er Regenwürmer findet, auf den Einfall kommt, außer einem weiblichen Leibe einen Menschen zu erzeugen; aber, obwohl er hierauf seinen ganzen Verstand verwendet, dennoch mit diesem Versuche zu Schanden wird, da er im Homunculus nur eine Mißgeburt erzeugt. Wie der nicht vom Weibe geborne Mensch eine natürliche Mißgeburt ist, so ist der nicht vom Ewig-Weiblichen wiedergeborene Mensch eine geistige Mißgeburt, welches er bleiben würde, wenn er nicht sich selbst ganz dahin gäbe, um durch Christum neues Leben zu gewinnen, wenn er nicht durch frommen Glauben an die Gnade Gottes in Christo, sondern durch das, was er durch die Kraft seines Geistes vollbringt, zur Seligkeit, zum inneren Frieden gelangen will. Denn giebt der Mensch das Streben nicht auf, mit seinem Geiste ohne Gott das Höchste wie das Tiefste zu erfassen, ist er sich selbst die Welt, erkennt er keine objective Schranke an, ist also seine Subjectivität eine maßlose: so muß er endlich zerscheitern.

Zwar muß der Mensch, weil vom Manne erzeugt, ein männliches subjectives Element in sich tragen, ohne dieses würde er gar nicht Mensch sein; aber dieses Männliche im Menschen muß sich zum Ewig-Weiblichen hinziehen lassen, wenn es nicht zu Grunde gehen soll. Deßhalb tragen auch alle Völker ein subjectives Element in sich, wenn auch nicht in gleichem Grade; im höchsten Grade aber werden die Germanen von der Subjectivität bewegt.

So lange dieselben durch das Christenthum noch nicht dem Ewig-Weiblichen wieder zugeführt waren, war ihr subjectives männliches Princip schrankenlos, unbestimmt ging es aus sich heraus, dem Volke fehlte die wahre Stabilität; ein Volk drängte das andere, alle Völker wanderten fort und wußten nicht wohin? Aber siehe! bei diesem unbestimmten Drängen auf einander und auf fremde Völker trat ihnen eine geistige Macht entgegen, welche sie beruhigte, welche ihre bis dahin nur nach außen drängende Subjectivität nach innen zurückführte; — diese geistige Macht ist das ihnen in dem Christenthume entgegentretende Ewig-Weibliche, welches dem männlichen subjectiven Drange einen Ruhepunkt gab, oder vielmehr denselben aus der äußeren Welt nach der inneren Welt des Geistes hin umkehrte, aus welcher eben die Ruhe kommen muß. — Im Leben der einzelnen Individuen wiederholt sich dieß in niederer und in höherer Weise, d. h. im Suchen des Weiblichen und des Ewig-Weiblichen. Der Mann hat einen inneren Drang zum Weibe; um dieses zu finden, geht er durch die Welt, und durch die Verbindung mit demselben wird jene Ruhe erwirkt, welche nöthig ist, damit die beiderseitige Individualität ihrem wahren Wesen nach sich entfalte. Der Mann für sich fühlt sich unvollständig, darum sucht er im Weibe seine Ergänzung, welches an sich ebenfalls sich unvollständig fühlend zum Manne gezogen wird. Nur sich mit dem Weibe verbindend, ist der Mann im Stande, ein neues leibliches Leben zu begründen und sein Geschlecht in der Zeit mittelst der Familie fortzupflanzen. Der natürliche Mensch fühlt sich für sich unvollständig, er sucht ein Höheres, Ewiges, in welchem er seine Ergänzung

findet. Wie im Manne ein Zug zum Weibe ist, so ist im natürlichen Menschen ein Zug zu Gott und zu seinem Abbilde, wie es vom Weibe geboren, in seiner Herrlichkeit einst von der Welt angeschaut wurde. Nur indem der Mensch sich mit dieser Offenbarung Gottes im Fleisch im lebendigen Glauben, der als solcher zugleich die reine Liebe ist, vereint, hierin das Ewig-Weibliche findet, dem er sich geistig vermählt, so daß er damit nicht bloß für die beschränkte Zeit des Erdenlebens, sondern für ewig verbunden ist, kann er hienieden jenes höhere geistige Leben gründen, welches bis in Ewigkeit dauert.

Daß der Mensch ohne dieses Ewig-Weibliche hienieden keine Ruhe findet, sehen wir an Faust. Weil dieses ihm fehlt, ist nirgends sein inneres Streben beschwichtigt. Vom Ewig-Weiblichen sagte sich Faust los, worin er hätte Ruhe und Frieden finden können, um durch alle von der Sünde herbeigeführten Zustände der Welt, die ihm keinen Frieden geben, getrieben und dann endlich vom Ewig-Weiblichen wieder angezogen zu werden. Durch die ganze Tragödie zieht sich der Gedanke hindurch, daß, gleich wie die Seele des Leibes bedarf, um zur Erscheinung zu kommen, und der Mann des Weibes, um in der natürlichen Welt den Menschen neu zu erzeugen, so der Mensch nur durch das Ewig-Weibliche seine natürliche Individualität zu einer geistigen, göttlichen umschaffen, sich innerlich neu erzeugen und verklären kann. Durch die Vereinigung des Mannes mit dem Weibe kommt im Kinde ein Individuum zur Erscheinung, das zwar Geist von des Mannes Geist und Fleisch von seinem Fleische ist, aber zugleich auch ein Abbild der Individualität des Weibes in sich trägt,

unter deſſen Herzen es ernährt iſt. Durch ſeine Vermählung mit dem Ewig-Weiblichen ſoll der Menſch ſich innerlich neu erzeugen, damit er von ſeiner natürlichen, noch nicht von der Sünde gereinigten Individualität ein geläutertes Bild und hierdurch ein, wenn auch immer noch unvollkommenes, Abbild Deſſen werde, welcher in Bethlehemſcher Krippe deßhalb geboren werden wollte, um den Menſchen zum Ewig-Weiblichen, zur Geburt aus dem ewigen Geiſte Gottes zu führen.

In der vorchriſtlichen Zeit fehlte zwar, weil Gott noch nicht vom Weibe geboren war, das Ewig-Weibliche, weßhalb auch eine Wiedergeburt des Menſchen durch daſſelbe nicht Statt finden konnte; aber eine innere Sehnſucht zu demſelben zieht ſich auch durch ſie hindurch: denn was Anderes iſt jener Zug der nichtchriſtlichen Völker zu einem Object, in welchem der Geiſt Ruhe findet, in welchem alle Ahnungen und Hoffnungen erfüllt werden? ſeufzt nicht immer die Creatur nach Erlöſung, ſehnt ſich nicht immer der fleiſchliche Menſch nach Befreiung von jener Qual, welche die Sünde herbeigeführt hat? Im Leben eines Individuums, ſo weit es der Familie angehört, geht nichts über die Ehe, über die Vereinigung des Mannes mit dem Weibe hinaus, in dieſer findet der Menſch für das Erdenleben ſeinen Ruhepunkt und ſein Ziel: — im Leben der Völker geht nichts über die Vereinigung Gottes mit dem Menſchen hinaus, über die Erniedrigung zu ihm, über jene Verbindung mit dem Weibe, in welche Gott aus unendlicher Liebe einging, damit der Menſch, welcher aus einem Gotteskinde durch die Sünde zu einem Baſtarde geworden war, wieder zur Kindſchaft aufgenommen würde.

Von dieser unerschöpflichen Liebe Gottes zu dem Menschen ist alle Liebe der Menschen unter sich, ist selbst die reinste und innigste Liebe des Mannes und des Weibes nur ein schwaches Abbild, die irdisch vollkommenste Ehe, die höchste Verbindung hienieden, läßt nur leise jene unendlich hohe Verbindung ahnen, in welche Gott, sich zu den Menschen erniedrigend, getreten ist, um diesen wieder zu sich zu erheben. In der Ehe verbinden sich die beiden Pole der menschlichen Individualität zu einem Ganzen, und auf diese Verbindung drängt die ganze Zeit, welche der Mensch als noch unverbundener Pol zu verleben hat, hin, gleich wie die Zeit, wo beide Pole vereint sind, sich angezogen haben, davon ausgeht. In ewiger Polarität steht der menschliche Geist zum göttlichen, seinen Zug zu demselben kann die Sünde nicht verwischen; ebendarum aber weil dieser Zug im Menschen bleibt, kommt Gott zu ihm herab, wird mit ihm eins im Sohne, der, vom Weibe geboren, zugleich des Menschen Sohn ist, der deßhalb sowohl das Abbild des göttlichen Wesens, der offenbar gewordene Gott, als das Urbild ist, nach welchem Gott den Menschen geschaffen hat, und welches dieser wieder in sich hineinbilden soll, damit er in das Paradies zurückgelange, vor welchem, seitdem er durch die Sünde gefallen ist, die Cherubim mit dem flammenden Schwerte gelagert sind. Jenes kindlich große Geheimniß, die Erscheinung Gottes im Fleisch, von welchem die Ehe zwar ein schwaches, aber doch immer ein Bild ist, ist also, gleichwie diese der Mittelpunkt im Leben eines Individuums ist, so der Mittelpunkt im Leben aller Völker und Zeiten. Alle vor der Erscheinung Gottes im Fleisch lebenden Völker werden, als an und für sich

unbefriedigt, innerlich zu derſelben hingedrängt, damit durch dieſelbe ihre innere Sehnſucht geſtillt werde; alle nach derſelben lebenden Völker haben nur inſofern Bedeutung, als dieſe ihr Ausgangspunkt iſt, als das Licht, welches davon ausſtrahlt, auch über alle ihre Lebensverhältniſſe ſich verbreitet, als der wilde Baum ihres Herzens, welcher an ſich keine guten Früchte trägt, in einen edlen Fruchtbaum umgewandelt iſt, als ſie durch frommen Glauben, der als Liebe lebendig iſt, oder durch das immer nur Göttliches gebärende Ewig-Weibliche von neuem geboren ſind.

Wenn die wahre Ehe ein ſtets gegenſeitiges Ausſtrömen der geiſtigen Individualität des Mannes und des Weibes iſt, ein nie ſich endendes Zwiegeſpräch; ſo iſt das Leben eines durch das Ewig-Weibliche wiedergeborenen und als ſolcher mit Gott ſich immer mehr vereinigenden Menſchen ein ſtetes Ausſtrömen ſeines Geiſtes gegen Gott, deſſen Geiſt dann wieder in ihn hineinſtrömt, ein nie ſich endendes Zwiegeſpräch mit Gott, der nicht abläßt, zu ihm zu kommen, ein nimmer aufhörendes Gebet, welches in ihm ſeinen Ausgangs- und Endpunkt hat. Wie das Weib ſich ſelbſt auf- und dem Manne hingiebt, ſo wird der Menſch, welcher durch das Ewig-Weibliche wiedergeboren iſt, ſein natürliches durch die Sünde verkehrtes Weſen dahingeben, um, ſich Gott ergebend, durch ſeinen Geiſt ein neues geiſtiges zu empfangen. Dem Zuge zum Ewig-Weiblichen kann ſich der natürliche Menſch ebenſo wenig entreißen, als der Mann ſich dem Zuge zum Weiblichen. Dieſen Zug zum Weiblichen entſtellt die Sünde zwar, inſofern ſie das Weib zum Gegenſtande ſinnlicher Luſt macht; allein ſelbſt dann, wenn das fleiſchliche und nicht

das geiſtige Weib den Mann anzieht, ſchimmert doch, wenn auch nur ſchwach, etwas Höheres hindurch. Die Ehe iſt nur dann eine wahre, wenn Mann und Weib dem Zuge zum Ewig-Weiblichen folgen; ſelbſt wenn dieſes nicht der Fall iſt, liegt wenigſtens ihr dieſe höhere Idee zu Grunde; ſelbſt durch die Sünde carrikirt, bleibt die Ehe ein Bild der innigſten Lebensgemeinſchaft der beiden Pole des menſchlichen Geiſtes. Dieſe innigſte Lebensgemeinſchaft der männlichen und weiblichen Individualität iſt erſt in der chriſtlichen Welt möglich geworden: denn weil in derſelben der Menſch aus dem Ewig-Weiblichen wiedergeboren wird, ſo hat ſich erſt das Weibliche in ſeiner Wahrheit entfalten können; durch jenes verklärt, erhält dieſes hier ſeine wahre Bedeutung. In der vorchriſtlichen Welt begriff man, eben weil das Ewig-Weibliche fehlte, auch nicht das Weibliche. Weil das Weib in einem untergeordneten Verhältniſſe ſtand, die Würde deſſelben nicht anerkannt wurde, war die wahre Ehe nicht möglich; keine höhere geiſtige Bedeutung ſchob ſich hinter dieſelbe. Erſt im Chriſtenthum kann die Ehe eine wahre werden; denn wenn Mann und Weib wirklich darin leben, ſo können ſie nicht von dem Gedanken unberührt bleiben, ſich dem Ebenbilde Gottes, welches in ſich tragend, ihre Stammeltern aus dem Schooße der ewigen Liebe hervorgingen, durch eine ſtete Wiedergeburt aus dem Ewig-Weiblichen wieder näher zu treten, und dann der neuen Familie, welche aus dem Schooße ihrer gegenſeitigen zur ewigen ſich verklärenden Liebe hervorgeht, einzuprägen.

Betrachten wir das Männliche und das Weibliche beſonders, ſo werden wir finden, daß das Weibliche an

sich dem Ewig-Weiblichen näher steht als das Männliche, weßhalb es sich leichter wieder von demselben anziehen läßt, wenn es sich davon entfernt hat. Das weibliche Geschlecht ist das frommere; es nimmt, als weniger zur Reflexion geneigt, das unmittelbar von Gott Gegebene eher auf; weil nur receptiv, fehlt ihm der innere Stachel, etwas Neues zu erzeugen, worin das aufgehe, was Gott geoffenbart hat. Darum erscheint ein Weib, welches ohne frommen Glauben ist und sich vom Ewig-Weiblichen, in dem alles Geistige, obwohl noch unvermittelt, enthalten ist losgesagt hat, viel haltungsloser und ebendeßhalb widriger, als ein Mann, welchem der Glaube fehlt. Bei letzterem ist vermöge seines productiven Princips nach dem Sichlossagen vom Glauben immer das Streben vorhanden, an dessen Stelle etwas Anderes, was der subjective Geist erzeugt hat, zu setzen, welches bei dem nur receptiven Weibe fehlen muß. Erhält jedoch der männliche subjective und als solcher productive Geist die wahre Richtung, will er nicht durch sich selbst, wie er in seinem abstracten Fürsichsein besteht, einen Haltpunkt gewinnen; isolirt und verflüchtigt er sich nicht, sondern wendet er sich zu einem Objecte außer ihm, sucht er seine Beruhigung in einer höheren Macht, gelangt er zum Gottesbewußtsein somit zurück und wird dieses, als im subjectiven Geiste neu erzeugt, zugleich sein Selbstbewußtsein: so ist durch das männliche Princip die Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen wiederhergestellt und zwar in höherer Weise, als sie ursprünglich bestand; das Ende ist in den Anfang zurückgenommen, aber der Geist dabei zum Bewußtsein Gottes und hierdurch auch zum wahren Selbstbewußtsein gelangt.

Wenn also das Männliche an sich dem Ewig-Weiblichen ferner steht als das Weibliche und sich seiner Natur nach eher davon lossagt, so wird, sobald es sich demselben wieder nähert, die Vereinigung inniger und fester. So steht auch das Weib an sich einem Individuum seines Geschlechts näher als der Mann; allein dennoch wird, wenn dieser sich demselben verbindet, diese Verbindung inniger und fester als das innigste Verhältniß, in welches Individuen weiblichen Geschlechts zu einander treten können; denn der Mann eignet sich das Wesen des Weibes an, gleichwie er sein Wesen ihr einbildet. Hat nun der männliche subjective Geist sich vom Ewig-Weiblichen anziehen lassen und ist durch dasselbe sein Denken wiedergeboren, so wird er dahin auch den mit ihm verbundenen weiblichen Geist führen, welcher als mehr passiv nicht durch seine eigne Kraft zurückgelangen kann. Vom männlichen Princip geht die Richtung gegen das Göttlich-Gegebene aus, es reißt sowohl sich vom Ewig-Weiblichen los als zugleich das weibliche; allein sich selbst demselben wieder zuwendend, führt es auch dieses dahin zurück; es ist mithin das bestimmende Princip. Wenn aber das männliche Princip das allein bestimmende Princip ist, und das weibliche, als das in des Mannes Individualität eingehende, bestimmt wird, es also kein leitendes, sondern ein geleitetes Element ist; so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob das Weib mit schuldig sei, wenn in dessen Individualität das Sündliche des Mannes übergeht, wenn dasselbe durch diesen vom Ewig-Weiblichen weggeführt wird. So hat z. B. der männliche, subjective, von Gott getrennte und hierdurch sich selbst entfremdete Geist die Periode

öder, ſich ſelbſt genügender Verſtandesweisheit herbeigeführt, welche in die Gegenwart hinübergreift; — war nun bei dieſer Entfernung von Gott das Weib ganz ohne Schuld? Wir müſſen dieß verneinen; denn nicht bloß das Verführen, ſondern auch das Sichverführenlaſſen macht ſchuldig; denn ſonſt wäre ja der Menſch überhaupt, an den die Sünde von außen gekommen, der durch den Teufel verführt iſt, noch immer unſchuldig. Hätte das Weib feſt am Ewig-Weiblichen gehalten, ſo würde es dem ſich davon losſagenden männlichen Princip eine Schranke geworden ſein. Aber auch im Weibe iſt ein fleiſchliches, endliches Element, und giebt es dieſem nach, ſo tritt das ewige Element, was auch in ihm iſt, zurück, die unmittelbare Gemüthsbeziehung zu Gott hört auf, die Weiblichkeit wird nicht vergeiſtigt, zur ewigen verklärt, ſondern zur ſinnlichen verendlicht. Dauert die unmittelbare Gemüthsbeziehung des Weibes zu Gott fort, ſo wird es von der männlichen Individualität nur das aufnehmen, was wirklich wahr in derſelben iſt, in welchem Falle dann dieſe, ſich die weibliche aneignend, zugleich wieder mit dem Ewigen in Verbindung geſetzt wird.

Hienieden iſt Alles nur ein Gleichniß; in Bilder muß der Menſch ſeine Gedanken einkleiden, um ſie Anderen mitzutheilen. Auch das Ewig-Weibliche iſt ein Gleichniß; es iſt ein Bild, in welches der Dichter den tiefſten Gedanken eingekleidet hat, das Gewand, mit welchem er ſeine chriſtliche Lebensanſchauung umhüllt hat; allein, was der Dichter noch in zarte Bilder hüllt, das muß der Gedanke an des Tages Licht bringen. Welch' höheres Gleichniß aber als den Ausdruck des Ewig-Weiblichen konnte derſelbe

finden, um die innige Verbindung des Menschen mit Gott, dem allein Ewigen, anzudeuten! Ganz bleibt er dabei auf dem Boden der heiligen Schrift, in welcher diese Verbindung auf ähnliche Weise in ein Gleichniß gefaßt wird. Schon der Täufer Johannes, der Vorläufer dessen, der da kommen sollte, nennt die erlösungsbedürftige Welt, welche das fleischgewordene Wort in sich aufnimmt, die Braut und dieses den Bräutigam; — und der heilige Seher Johannes, welcher in Bildern die weite Ferne schaut, bezeichnet in den Schlußkapiteln der ganzen heil. Schrift die christliche Kirche oder das himmlische Jerusalem als ein Weib, als die geschmückte Braut des unbefleckten Lammes, das auf Golgatha's Höhen geopfert ist. Die erlösungsbedürftige Welt ist das Weibliche, was sich finden, sich anziehen läßt; der Erlöser selbst ist das Ewige, wovon die erlösungsbedürftige Welt angezogen wird, wodurch sich ihr vergängliches Wesen zu einem ewigen umbildet. — und geschieht dieses, so bleibt dieselbe nicht mehr eine Braut, sie wird ein Weib; denn die Verbindung mit dem Ewigen ist wieder hergestellt, und sie wird durch dieselbe das Ewig-Weibliche.

Von diesem der heiligen Schrift gemäßen Gedanken des Ewig-Weiblichen ist alle wahre christliche Poesie durchdrungen, wenn auch derselbe überall nicht gerade ausgesprochen ist; denn um diesen Gedanken, welcher die Versöhnung der durch die Sünde herbeigeführten Entzweiung, enthält, bewegt sich alles christliche Leben. Unsere zum guten Theil nüchterne Zeit, welche mit ihrem platten Verstande alles Concrete in die Abstraction verflüchtigt, die Poesie zur Prosa macht und demzufolge auch jedes Gleich-

niß aufhebt, mag dieſes vielleicht nicht faſſen können und wohl gar die geiſtliche Vermählung der Kirche mit Chriſto, welche ihren Ausdruck in ſo manchem frommen Liede gefunden hat, für myſtiſchen Unſinn halten, allein, ſoweit ſie an das fleiſchgewordene Wort nicht glaubt, hat ſie in Sachen der Religion durchaus keine Stimme, obwohl ſie ſich dieſelbe anmaßt. Zwar mag eine frühere frommere Zeit, welcher eine ſolche Stimme gebührt, in der poetiſchen Auffaſſung der geiſtlichen Vermählung zu ſehr mit beſtimmten Bildern geſpielt haben; allein immerhin liegt dieſen Bildern mehr Chriſtliches zu Grunde, als der heutigen von einer geiſtlichen Vermählung nichtswiſſenden, aber dennoch chriſtlich ſein ſollenden, matt reflectirenden Moralpoeſie. Indeß ſelbſt in dieſer Zeit des Unglaubens ging die Idee der geiſtlichen Vermählung nicht unter. Novalis ſang ſeine von der Liebe zu Chriſto glühenden Lieder gerade da, als der Unglaube an das fleiſchgewordene Wort äußerlich faſt ganz obzuſiegen ſchien; — und jetzt haben es unſere ungläubigen Zeitgenoſſen ſogar erleben müſſen, daß der Dichter, welcher den Unglauben in gewiſſer Beziehung zwar mit ihnen getheilt, allein ihn innerlich durchkämpfend, darüber hinausgegangen iſt, am Schluſſe ſeines Lebens die geiſtliche Vermählung als das hinſtellt, worin Alles ſeinen Endpunkt finden muß. — Gehen wir deßhalb, um den Schluß der Dichtung, worin dieß geſchieht, ins gehörige Licht zu ſtellen, zu deren Anfange zurück und erweitern wir von da unſeren Blick über die darin hervortretenden Hauptpunkte bis zum Endpunkt, der die Concentration aller dieſer Hauptpunkte iſt. Wir hoffen durch dieſen Blick über die ganze Dichtung unſere im Obigen

ausgesprochne Ansicht vom Ewig-Weiblichen zu erhärten.

2. Goethe ist ein christlicher Dichter; allein er hat den Beweis für die Wahrheit des Christenthums nicht eigentlich auf positive, sondern auf negative Weise geführt; ein solcher negativer Beweis ist vorzüglich der Faust. Alle Richtungen, welche aus der Entzweiung des Menschen mit Gott hervorgehen, werden darin vorgeführt, des Lebens labyrinthisch irrer Lauf wird darin nachgewiesen, aber zugleich gezeigt, wie der Mensch selbst in seiner Sünde im steten Fortschreiten zur Versöhnung mit Gott begriffen ist. Einiges Aehnliche hat in dieser Beziehung diese Tragödie mit dem alten Testament. — Im Prolog werden wir in den Himmel versetzt. In Einheit mit Gott erscheinen hier die Engel, denen der Herr Stärke giebt, und die Natur, die Werke des Herrn, welche herrlich sind, wie am ersten Tag. Gott-Natur, deren Identität mit dem Ewig-Weiblichen wir oben nachgewiesen haben, offenbart sich in ihnen in ihrer Reinheit; allein der Mensch, welcher seinem Geiste nach Gott, seinem Leibe nach der Natur angehört, der kleine Gott der Welt, ist mit Gott entzweit, weil er den Schein des Himmelslichts, die Vernunft, mißbraucht. Doch muß dieser Mißbrauch der Vernunft möglich sein, wenn überhaupt deren wahrer Gebrauch Statt finden soll. Das Gute enthält zugleich die Möglichkeit des Bösen in sich, welches in unserer Tragödie in Mephistopheles personificirt erscheint. Wäre das Böse nicht möglich, so würde der Mensch ein Sklave des Guten sein, seine Thätigkeit wurde erschlaffen, überhaupt das Gute, als nicht mit freiem Willen vollbracht, keinen Werth haben. So ist

dann auch der Teufel nothwendig; der Herr überläßt es ihm zwar, den menschlichen Geist von seinem Urquell abzuziehen, ihn dadurch zu entzweien, allein nicht, ihn ewig davon entfernt zu halten; den Zug des Menschen zurück, den dunkeln Drang zu Gott kann er nicht vernichten. Das Ewig-Weibliche zieht das Ewige im Menschen immer wieder zu sich. Dieses deutet der Prolog an, und die Entwickelung der Tragödie weis't es nach.

Gleich im Anfange der Tragödie gewährt es einen erschütternden Anblick zu sehen, wie Faust mit sich selbst kämpft, wie seine Subjectivität, das männliche Princip seines Geistes, das weibliche Element in ihm, welches mit dem Ewigen verbunden ist, von demselben losreißen, den frommen Glauben an eine höhere objective Macht vernichten will, um sich selbst an deren Stelle zu setzen, wie sein Wissensdrang alle Schranken überspringt. Die Geisterwelt ist nicht verschlossen, das Ewige kann auch hienieden erkannt werden, wenn sich der Mensch in Demuth von dem göttlichen, ewigen Geiste leiten läßt; allein diese Demuth fehlt Faust, weßhalb der Erdgeist in ihn fährt. Wie der göttliche Geist ihn dem Ewigen immer mehr zugeführt haben würde, so führt dieser ihn immer weiter davon hinweg. Nicht Gott, wie er sich in der Natur geoffenbart hat, sondern die Natur, wie sie ohne Gott ist, zieht ihn an. Nichts glaubt er wissen zu können, deßhalb will er auch in das Nichts zurückkehren. Aber siehe! da macht der Zug zum Ewigen in ihm sich geltend. Der Ostergesang sagt ihm, daß auch die sündige Welt einst das Ewige wie es vom Weiblichen geboren auf Erden erschienen, habe vernichten wollen, dieses, weil ewig, in Christo erstanden

sei. So läßt denn Faust die verhängnißvolle, mit Gift gefüllte, Schale fallen, das geistig weibliche Element in ihm fühlt sich wieder zum Himmel, zum Ewigen, hingezogen, gleichsam als Werkzeug giebt er sich momentan wieder dem Göttlichen hin. Die Folge hiervon ist, daß er bei dem Spaziergange, wo der Zug zum Ewigen indeß schon wieder geschwächt ist, auch einen Zug zu den Menschen fühlt, in welchen sich hienieden, wenn auch getrübt und durch die Sünde mit dem Endlichen vermischt, das Ewige offenbart. Auch von der Natur fühlt er sich angezogen; allein da der Zug zum Ewigen immer schwächer wird, so erkennt er sie nicht als das, was sie ist, als ein Spiegel des göttlichen Geistes; sie selbst erscheint ihm als göttlich, das vermeintlich ewige Licht der wegsinkenden Abendsonne möchte er trinken, um dann auch mit ihr zu zerfließen. Es wohnen, wie er selbst sagt, zwei Seelen in seiner Brust; die eine, ätherische, zieht ihn zu Gott hinauf, die andere, terrestrische, zieht ihn zur Erde, zum Creatürlichen, zur gottlosen Natur nieder. Letzterer gewährt er das Uebergewicht, und somit entfernt er sich von Gott und nähert sich dem Thiere. Gott hat er verlassen, deßhalb zieht im Pudel das thierische, creatürliche Element einen engen Kreis um ihn. In Mephistopheles erscheint dann dieses creatürliche Element als Teufel personificirt. Zwar fühlt Faust noch, als schon der Teufel einen Kreis um ihn gezogen hat, eine Sehnsucht nach dem Ewigen, nach der Offenbarung; er schlägt also das neue Testament auf und will es ins Deutsche übertragen; allein es kann dieß nicht gelingen, da ihn schon vorher der Glaube verlassen hat. Er kommt hier an die Stelle, in welcher das Ewig-Weib-

liche in einem Worte, nämlich durch das Wort selbst ausgedrückt ist. „Es steht geschrieben im Anfange war das Wort." Hier stockt Faust schon, was sehr erklärlich ist; denn er hat sich ja schon vom Ewigen losgesagt, das eben im Worte zur Erscheinung kommt, das sich darin spiegelt, weßhalb dieses zugleich das Weibliche ist, aus welchem das Ewige geboren wird und somit in seiner doppelten Bedeutung das Ewig-Weibliche genannt werden kann. Nach mehren Versuchen, das Wort zu erklären, kehrt Faust endlich dessen Bedeutung ganz um und schreibt: „im Anfang war die That," d. h. hier die That des sich von Gott losreißenden subjectiven Geistes. Durch diese Umkehrung der Offenbarung ergiebt er sich vollends dem Teufel, welcher, obwohl ihm schon immer nahe, jetzt erst seine Maske abwirft. Wir sehen nun, wie dieser den Faust bald dahin bringt, daß er Glaube, Liebe, Hoffnung verflucht und sich ganz dem creatürlichen Element ergiebt. Faust geht mit Mephistopheles eine Wette ein, daß er ihm dort gehören wolle, wenn dieser ihn durch sinnlichen Genuß hienieden befriedigen könne. Welche Versuche Mephistopheles anstellt, um die Wette zu gewinnen, zeigt der weitere Verlauf der Tragödie. Wir sehen, wie sich Faust der Materie, der gottlosen Natur ergiebt, wie diese ihm aber keine Befriedigung gewährt, weßhalb sie endlich der Weg wird, auf welchem er zu Gott-Natur zurückgelangt. Das irdische Paradies der trunkenen bestialischen Gesellen in Auerbachs Keller, der tolle Spuk in der Hexenküche fesselt Faust nicht, da versucht Mephistopheles ihn, in dem die himmlische Liebe zum Ewig-Weiblichen untergegangen ist, durch sinnliche Liebe zum Weiblichen zu fesseln, welche,

obwohl endlich, eine sündige Welt in ihrer Lügenhaftigkeit ewig zu nennen beliebt; durch das Endlich-Weibliche wird Faust noch weiter vom Ewig-Weiblichen hinweggeführt *). Gretchen, deren Weibliches durch Faust's sündiges männliches Princip vom Ewig-Weiblichen losgerissen wird, erscheint bei ihrem ersten Auftreten unschuldig, sie ist durch frommen Glauben mit dem Ewigen verbunden; aber in ihrer Weiblichkeit ist auch ein Zug zur Erde, ein creatürliches Element, an welches sich eine sündliche Neigung ansetzt. In Faust ist indeß die höhere Natur noch nicht völlig untergegangen, nicht bloß seine Sinnlichkeit treibt ihn zu Gretchen, auch deren frommer Glaube, das mit dem Ewigen verbundene weibliche Element in ihr, zieht ihn an. Muß er, der den Glauben verflucht hat, nicht in gewisser Beziehung auf ihren Glauben eingehen und ihr

*) Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß, wenn der Katholicismus dem geistlichen Stande, welcher sowohl selbst in steter Verbindung mit dem Ewig-Weiblichen bleiben, als auch alle sich davon Entfernenden dahin zurückführen soll, die Verehelichung nicht erlaubt, dadurch leise ausgedrückt ist, daß in dem Zuge zum Ewig-Weiblichen der zum Weibe untergehen soll. Und in der That zieht das Weib, wenn in ihm nur eine Richtung auf das Zeitliche und nicht zugleich auf das Ewige ist, sich also kein dem geistlichen Stande entsprechendes Streben vorfindet, das diesem angehörende Individuum, welches sich mit demselben verbindet, wirklich zum Vergänglichen, zur Erde hinab. Wenn überhaupt bei jeder Ehe eine Geburt des Männlichen und Weiblichen aus dem Ewig-Weiblichen Statt finden muß, so um so mehr bei der im geistlichen Stande, und eigentlich nur dann kann sie gut geheißen werden, nicht aber, wenn sie ohne eine im Zuge zum Ewigen vereinte Gesinnung, ohne eine hierdurch immer inniger werdende Geistesgemeinschaft entsteht und eben deßhalb zu etwas Aeußerlichem, Endlichen, zu einem sinnlichen Geschlechtsverhältniß herabsinkt. In jenem Fall wird das Endlich-Weibliche dem Ewig-Weiblichen zugeführt, wogegen in diesem das Endlich-Weibliche den Zug zum Ewig-Weiblichen schwächt.

seinen Unglauben, seinen Materialismus durch abstracte Reden über Gott verbergen? kann er sich's erwehren, kann er's läugnen, als sie ihm aufdeckt, daß er von dem begleitet ist, vor dem man ein heimliches Grauen empfindet? muß er ihre innerliche Qual, ob sie den Gegenstand ihrer Liebe für verloren halten soll, nicht als gegründet anerkennen? So hätte, wäre dieses zum Ewigen hinweisende weibliche Element in Gretchen von Faust aufgenommen worden, dieser dadurch wieder zum Ewig-Weiblichen hingezogen werden können; allein Mephistopheles leidet es nicht, Faust's schon geistig werdende Liebe zu ihr macht er wieder ganz sinnlich. Darum wird Faust nicht zur wahrhaft geistigen Verbindung, zur innigsten Lebensgemeinschaft mit Gretchen gedrängt, er macht sie zum Gegenstande seiner sinnlichen Lust; weil er sich vom Ewigen getrennt hat, so ist seine Verbindung mit ihr eine nur fleischliche, er vernichtet ihre Unschuld, ihre reine Weiblichkeit. Faust, der sich dem Teufel ergeben hat, wird ihr der Teufel; wie er von diesem die Sünde in sich aufgenommen hat, so nimmt sie dieselbe von ihm auf. Somit ist beider Schuld ein Sichverführenlassen, ein Eingehen auf die Sünde; in beiden hat das weibliche Element, welches nur das Ewige aufnehmen soll, das Endliche, Sinnliche aufgenommen, und in der Verbindung mit diesem kann nur Verderben erzeugt werden. Das weibliche Element in Gretchen, welches sich vom Ewigen lossagt, welches sich aus sinnlicher Lust dem Manne hingiebt und deßhalb Gottes Gebot übertritt, sinkt so tief, daß es das, was aus seinem Schooße geboren wird, und worin es weiter fortleben soll vernichtet. Gretchen mordet das in Sünden erzeugte Kind. Hier-

durch hätte sich das Weibliche selbst vernichtet, wenn es nicht gerettet wäre durch die göttliche Gnade. Gretchen ist verführt, dieß macht ihre Erlösung möglich; denn das Verführtsein ist eben die Unschuld in der Schuld (Marheineke's Dogmatik §. 263.), und eben deßhalb kann diese von ihr hinweggenommen werden. Ihr Leibliches fällt hienieden gerechter Strafe anheim; aber ihr Geistiges ist gerettet durch aufrichtige Buße, durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo, durch welchen das vom Ewigen losgetrennte Weibliche wieder mit demselben verbunden wird. Sie ist tief, allein nicht so tief als Faust gefallen, obwohl auch in diesem nach der Verführung Gretchens ein höherer Zug bleibt, weßhalb es dem Mephistopheles nicht gelingt, ihm durch die tollen Scenen in der Walpurgisnacht sinnliche Befriedigung zu gewähren, und weßhalb er später demselben eigentlich nur wider Willen folgt. Gretchen, als weniger tief gefallen, kehrt eher zum Ewig-Weiblichen zurück als Faust. Weil das weibliche Princip nicht geistig productiv ist, so kann sie sich nicht bis zum himmelstürmenden Hochmuth Faust's verirren, welcher sich selbst zum Gott machen will; sie fühlt sich in sich beschränkt, und deßhalb verlangt sie eher nach einem Objecte, welches ihre Individualität ergänzt, und dieses ist der Glaube. Eigentlich hat ihr dieser Glaube nie gefehlt, nur blieb er nicht lebendig. Wie überhaupt das Weib dem Atheismus und Nihilismus mehr fern steht, so auch sie; vor Mephistopheles empfand sie deßhalb ein stetes Grauen, und endlich, als sie vom Ewig-Weiblichen wiedergeboren ist, auch vor Faust, der ihr der Teufel geworden ist, der sie um ihre reine Weiblichkeit gebracht hat. Von dem Bräuti-

gam ihres Leibes, dem sie sich in sinnlicher Lust ergeben hatte, sagt sie sich los, sie sehnt sich nach dem Bräutigam ihrer Seele, und in dieser Sehnsucht ist zugleich ihre Erlösung gegeben. So ist am Schlusse des ersten Theiles der Tragödie der weibliche Theil wieder mit dem Ewig-Weiblichen vereint, wogegen der männliche noch den ganzen zweiten Theil durchmachen muß, um wieder von demselben angezogen zu werden.

Im ersten Theile der Tragödie also sehen wir, wie Faust, der sich selbst vom Ewig-Weiblichen losgesagt hat, nun auch das Weibliche, wie es in Gretchen, zwar mit einem Zuge zum Ewigen, aber zugleich den Keim der Sünde in sich tragend, erscheint, davon losreißt, indem er diesen Keim der Sünde zur Entwickelung bringt; wie zwar auch ihn momentan Gretchens Zug zum Ewig-Weiblichen afficirt und sein ursprünglich besseres Wesen durchscheinen läßt; allein wie er nach seinem dermaligen inneren Zustande, wo er den Glauben verflucht hat, doch auch die reine Weiblichkeit in Gretchen nicht achten kann, weßhalb er nicht zur geistigen Lebensgemeinschaft mit ihr gedrängt wird, sondern sie zum Gegenstande seiner sinnlichen Lust macht. Wenn also Faust im ersten Theile das Weibliche mißbraucht, um dadurch sinnliche Befriedigung zu finden, so im zweiten Theile das Ewige, die geistige Welt. In jenem wird also der Ehebruch des männlichen subjectiven Geistes mit dem Weiblichen, in diesem mit dem Ewigen geschildert, welche beiden Begriffe hier aber nicht enge zu fassen, sondern in dem oben von uns angedeuteten weiteren Sinne zu nehmen sind.

Wir wollen hier nicht alle Verirrungen des Geiſtes im Einzelnen durchgehen, welche im zweiten Theile vorgeführt werden und welche alle dazu dienen, Fauſt, wie im Anfange ſchon verheißen wird, dem ewigen heiligen Lichte wiederzugeben. Fauſt's Geiſt hat ſich der Natur ergeben, in ihr ſuchte er zuerſt ſinnliche, dann geiſtige Befriedigung; allein jene gewährte eben ſo wenig im erſten Theile die romantiſche Walpurgisnacht, als dieſe im zweiten die klaſſiſche. Doch wird Fauſt's Geiſt, der ſich vom Ewig-Weiblichen losgeſagt hat, durch Homunculus, der außerhalb des Weiblichen erzeugten Mißgeſtalt, in der klaſſiſchen Walpurgisnacht zum antiken Naturdienſt, zu einer die lebloſe Natur vergötternden Betrachtung geführt, und hierdurch dann zu der im Griechenthum hervortretenden Vergötterung des natürlichen, nicht vom Ewigen wiedergeborenen Menſchen. Dieſe Vergötterung des natürlichen Menſchen in der griechiſchen Welt ſteht mit Fauſt's Verſöhnung durch das Ewig-Weibliche in näherer Verbindung, weßhalb wir weiter darauf eingehen müſſen. Helena iſt die Repräſentantin der klaſſiſchen Welt, mit ihr vermählt ſich Fauſt, wodurch alſo nichts Anderes als die Verbindung mit dieſer Welt dargeſtellt wird. Die klaſſiſche und zwar näher die griechiſche Welt iſt eine Vergöttlichung des Sinnlichen im Menſchen; der nicht vom ewigen Geiſte wiedergeborne Menſch, ſeine endliche, zwar zum Geiſtigen hinanſtrebende, aber doch immer ſinnliche Natur, das Endlich- und als ſolches zugleich Sinnlich-Weibliche wird zum Höchſten gemacht. Dieſes Endlich-Weibliche in ſeiner höchſten Potenz iſt die Schönheit, welche in dem Geſchlecht, welches das ſchöne genannt wird, durch die Helena ver-

körpert erſcheint; dieſe iſt das Höchſte, wozu das Weibliche als Endliches es bringen kann. Mit dem Endlich-Weiblichen, wie es eben in der Helena dargeſtellt iſt, vermählt ſich das zwar einen unendlichen Drang in ſich tragende, aber von Mephiſtopheles durch Sinnenluſt verendlichte männliche Princip des Fauſt; d. h. der noch nicht durch das Chriſtenthum wiedergeborene ſubjective germaniſche Geiſt verbindet ſich mit der griechiſchen Welt, eignet ſie ſich an. Aus dieſer Verbindung geht Euphorion hervor, welcher als Product der klaſſiſch-romantiſchen Poeſie, ſo weit ſie noch nicht vom Chriſtenthume durchleuchtet iſt, angeſehen werden muß. Weil nicht aus dem Ewig-Weiblichen, das allein Ruhe giebt, wiedergeboren, hat Euphorion nirgends Ruhe, innerlich iſt er zerriſſen, unbeſtimmt drängt er aus ſich heraus, alle Verhältniſſe werden von ihm durchwühlt, damit er Ruhe finde; allein hierbei zehrt er ſich ſelbſt auf und geht zu Grunde *). Auch Helena verſchwindet ihrer Körperlichkeit nach, d. h. das, was an ihr endlich iſt, geht zu Grunde, aber die ſchöne Form bleibt; denn eben in dieſer bekundet ſich das Aufſtreben der endlichen Materie zum Geiſte, der Natur zu Gott. Fauſt aber, welcher bis dahin nur für ſich gelebt hat, der von Mephiſtopheles der Natur zugeführt iſt, um darin ſinnliche und geiſtige Befriedigung zu finden, kann jetzt

*) Daß Goethe bei dieſer Schilderung Lord Byron vor Augen hatte, macht dieſelbe nur noch wahrer; allein ein gänzliches Verkennen unſeres Dichters ſcheint es uns zu ſein, wenn man meint, er ſelbſt könne mit größerem Rechte für Euphorion gelten; denn in dieſem Falle müßte auch ihm der Zug zum Ewig-Weiblichen gefehlt haben und er alſo, weil nicht davon angezogen, gleich wie Byron zu Grunde gegangen ſein.

nicht mehr durch ſinnliche Anreizungen gefeſſelt werden; er will nicht blos für ſich, ſondern auch für Andere leben, er will Anderen nützlich werden und darum thätig ſein; — und durch dieſes ſein Streben nach nützlicher Thätigkeit wird ſeine Erlöſung möglich. Fauſt hat zwar die Natur zu ſeinem Gott gemacht, aber weil ſein Geiſt weiter drängt, wird ihm dieſe der Weg, zu Gott-Natur zu kommen. Seine Rückkehr beginnt, wo er den Naturkräften, den Elementen, welche in der äußeren Welt großen Schaden anrichten, entgegen tritt, womit zugleich gegeben iſt, daß er auch die Gewalt der Natur in der inneren Welt ſeines Geiſtes würde bekämpft haben, wäre es hienieden mit ſeiner Entwickelung ſoweit gekommen. Fauſt's Thätigkeit iſt zwar auf das Irdiſche gerichtet; allein dennoch offenbart ſie ein Streben zum Höheren. Die gegenwärtige Zeit, deren Repräſentant Fauſt iſt, war mit Ausnahme der über ſie hinausgehenden geiſtigen Beſtrebungen, noch nicht aus der materiellen Thätigkeit heraus gekommen, als Goethe den Fauſt ſchloß, weßhalb er deſſen weitere Entwickelung nicht mittheilen konnte; er läßt ihn aber durch die Gnade gerettet werden. In ſeinen Geſprächen mit Eckermann (II. S. 350.) ſagt hierüber unſer Dichter: „In Fauſt ſelber eine innere höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe ſind die Bedingungen ſeiner Rettung. Es ſteht dieß mit unſerer religiöſen Vorſtellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht durch eigne Kraft ſelig werden können, ſondern durch die hinzukommende Gnade." Zugleich hat hiermit der Dichter in aller Milde ſein Urtheil über die materiellen Tendenzen der Gegenwart ausgeſpro-

chen. Hinter Faust's Thätigkeit für irdische Zwecke schiebt sich ein Höheres, sofern dieselbe nicht auf ihn selbst, sondern auf das äußere Wohl Anderer gerichtet ist; und dieses ist auch mit unserer Zeit der Fall, sofern ihre auf die äußeren Lebensverhältnisse überwiegend gerichtete Thätigkeit nicht aus selbstischen Motiven, sondern aus wahrem Interesse an dem zeitlichen Wohle Anderer hervorgeht. Gleichwie Faust, in dem eine solche Thätigkeit war, vom Ewig-Weiblichen angezogen wurde, so wird auch die gegenwärtige Zeit zu demselben hingeführt werden, sofern in ihr eine unselbstsüchtige Thätigkeit für das zeitliche Wohl Anderer ist; denn bei weiterer Entwickelung des dieser Thätigkeit zu Grunde liegenden Wahren muß sie zur Einsicht kommen, daß ein zeitliches Wohl ohne das ewige nicht möglich ist; und sie wird sich darum dem nähern, was ewig ist. Es ist mithin die Möglichkeit der Versöhnung der materiellen Interessen mit dem Ewigen vorhanden. Wie zu dem Manne als Ergänzung das Weib tritt, so erhält Faust's unbestimmte, nur auf das Irdische gerichtete Thätigkeit, sein Wirken und Handeln, welches kein rechtes Ziel hat, im Ewig-Weiblichen seine Ergänzung und dadurch seinen wahren Zielpunkt. Auch die materielle Richtung der Zeit muß die Richtung auf das Ewige zu ihrer Ergänzung haben; denn erst dadurch erhält sie ihren wahren Zielpunkt, ein Centrum, worin das, was in ihrem Streben wahr ist, zusammenläuft.

3. Das Centrum unserer Tragödie, worin alle wahren Momente der in derselben vorgeführten Richtungen wie Radien zusammenlaufen, ist der Epilog, welchen wir näher ins Auge zu fassen haben, um dadurch unsere

Erklärung des Ewig-Weiblichen weiter zu rechtfertigen. Mephistopheles, welcher das Ewig-Leere d. h. das, was nichts Göttliches, Geistiges in sich trägt, und woraus, weil es ewig leer bleibt, auch nichts Göttliches, Geistiges geboren werden kann, geliebt hat, muß hier zurücktreten; denn eben weil er dieses liebt, kann er nicht von dem Ewig-Weiblichen, aus welchem alles Geistige geboren wird, angezogen werden. Den Engeln, jenen Wesen der höheren Welt, an welchen sogar er ein, wenn auch nur sinnlich begierliches, Wohlgefallen empfunden hatte, hatte er Faust's Unsterbliches, welche dieses nun zum Himmel entführen, lassen müssen; denn er hatte die Wette verloren, Faust's männlichem, subjectiven Drange hatte er nicht durch das Ewig-Leere Befriedigung gewähren können, weil diese nur im Gegensatze des Ewig-Leeren, dem Ewig-Weiblichen, gefunden wird.

Unsere Tragödie beginnt im Prologe damit, daß sie zeigt, wie die Erzengel im Anschauen Gottes, im Vereintsein mit ihm selig sind; im Epilog endet sie damit, daß sie zeigt, wie Alle, welche durch die Sünde von Gott getrennt wurden, wieder dadurch selig werden, daß sie sich von seiner Gnade anziehen lassen. In einer Einöde, einem felsigen Waldgebirge begegnen wir heiligen Anachoreten, deren Chor in den Bergen als Echo wiederklingt, während sie von der Versöhnung der Natur singen, wo selbst die Löwen stumm freundlich umherschleichen und den als heiligen Liebeshort geweihten Ort ehren. Wie in Faust eine allmälige Entwickelung zum Höheren Statt findet, er nach seinem Fall stufenweise dem Göttlichen wieder zugeführt wird, so findet sich in den hier vorgeführ-

ten individuellen Geſtalten ein ſtufenweiſe höher werdendes Verhältniß zur Verſöhnung durch die göttliche Gnade. Der Pater ecstaticus, welcher auf- und abſchwebt, fleht, daß das Nichtige in ihm ſich verflüchtige, damit als ein Stern, welcher fortdauert, aus ihm der ewigen Liebe Kern hervorglänze. Er iſt ſomit ein Gegenbild zu Fauſt im erſten Theile der Tragödie, welcher das Geiſtige, Ewige in ſich vernichten will, um ſich dem Nichts hinzugeben. Fauſt's falſche Naturbetrachtung haben wir in unſerer Dichtung vielfach kennen lernen können; weil er ſelbſt ohne Gott ſein will, muß ihm auch die Natur gottlos erſcheinen. Im Gegenſatz zu dieſer falſchen Naturbetrachtung ſehen wir den Pater profundus, welcher die tiefe Region einnimmt, welcher der Erde noch unmittelbar nahe ſteht, die Natur auf die wahre Weiſe betrachten; alle Naturerſcheinungen ſind ihm Boten, welche die ewige Liebe verkündigen. Die Natur iſt ihm alſo eine Offenbarung Gottes; allein dieſe Offenbarung reicht nicht aus, ſie beruhigt nicht den quälenden Geiſt, es muß eine höhere Offenbarung hinzutreten, weßhalb er zu Gott fleht: „erleuchte mein bedürftig Herz.“ Der Pater profundus ringt eigentlich erſt nach der wahren Naturbetrachtung; der Pater seraphicus, in der mittleren Region ſich befindend, iſt bereits dazu gelangt; denn er ſieht die Natur nicht mit irdiſchen, ſondern himmliſchen Augen an, und durch dieſe die ſeligen Knaben ſehen laſſend, führt er auch dieſe zur wahren Naturbetrachtung und hierdurch in einen höheren Kreis; ſie ſollen immer höher ſteigen, ſtets wachſen, Gottes Gegenwart ſoll ſie in ewig reiner Weiſe verſtärken, und im freiſten Aether ſollen ſie der Geiſter Nah-

rung, die Offenbarung der ewigen Liebe, welche die einzige Quelle der menschlichen Seligkeit ist, aufnehmen. So kreisen dann endlich die seligen Knaben um den höchsten Gipfel voll der heiligsten Gefühle, um göttlich belehrt zu werden. Auch sehen wir hier Engel mit Faust's Unsterblichem emporschweben. Weil er auf Erden sich strebend bemüht, zwar geirrt, aber doch nach dem Höheren gerungen hat, so wird er auch im Himmel zum Höheren geführt, die göttliche Liebe, welche an ihm Theil genommen, kommt ihm entgegen, die Gnade rettet ihn. Nicht die eigne Kraft Faust's, sondern die Liebe, wie die jüngeren Engel, welche ihn entführten, erzählen, hat ihn dem Satansmeister entrissen. Den vollendeteren Engeln, welche sich bereits vom Irdischen gereinigt haben, ist es peinlich, einen Erdenrest zu tragen; sie aber können, wenn starke Geisteskraft die Elemente an sich herangerafft hat, diese geeinte Zwienatur nicht trennen, dieses vermag nur die ewige Liebe. Deßhalb muß Faust, um von dem Erdenrest befreit zu werden, noch höher steigen. Die jüngeren Engel stellen ihn darum in jenen Kreis seliger Knaben, welche von dem Pater seraphicus durch die wahre Naturbetrachtung zur Offenbarung geführt sind. Diese empfangen ihn freudig und lösen ihn, welcher sich noch im Puppenstande befindet, von den Flocken los, welche ihn umgeben. So gelangen wir endlich zur höchsten Region, und hier, wo die Aussicht frei, wo der Geist erhoben ist, erblicken wir den Doctor Marianus, welcher verkündet, daß im Sternenglanze, umgeben von Frauen, die Himmelskönigin herbeizieht. Diese, die unbefleckte Jungfrau, ist nichts Anderes als die Personification des Ewig-Weiblichen. In dem, was der Doctor

Marianus entzückt ausruft, giebt er seinen Drang zum Ewig-Weiblichen zu erkennen. Er befindet sich in der höchsten Region, wodurch die höchste Stufe der dem Menschen möglichen göttlichen Erkenntniß angedeutet ist. Zu der höchsten Herrscherin der Welt fleht er, daß sie das billige, was des Mannes Brust ernst und zart bewege, was er mit heiliger Liebesluft ihr entgegen trage, nämlich seinen inneren Drang zum Ewig-Weiblichen, das allein die innere Gluth des Mannes mildert und der Seele Frieden giebt. Eigne Kraft kann der Gelüste Ketten nicht zerreißen, weßhalb sich der Mensch einer höheren Macht hingeben muß, durch welche er dieß vermag, durch welche er, der leicht verführbar ist, zu Gott zurückgelangen kann; — und diese Macht ist eben das Ewig-Weibliche. Es erscheint diese Macht hier in der Mater gloriosa, welche daher schwebt zu den Höhen ewiger Reiche, wohin sie Alles mitnimmt, was ihrem Zuge folgt. Begleitet wird sie von der großen Sünderin (Luc. 7, 36. ff.), welche des Herrn Füße mit Thränen benetzte und unter Thränen trocknete, welcher viele Sünden vergeben wurden, weil sie viel geliebet hatte, — von dem samaritanischen Weibe (Joh. 4.), welches Durst nach dem ewigen Lebensquell empfindet, — und von jener ägyptischen Maria, welche (Acta Sanctorum I. p. 67 ff. April), als sie in die tiefste sinnliche Lust versunken war, durch die Hand des Herrn, welche sie zu Jerusalem, wohin sie aus sinnlichen Motiven gekommen war, von der Thüre des Tempels, wo sein Kreuz erhöht wurde, zurückstieß, zur Buße gebracht wurde und dann als Büßerin vierzig Jahre in der Wüste jenseit des Jordans lebte. Diese drei flehen zur gnadenreichen Mutter,

der guten Seele, welche sich einmal nur vergessen, zu verzeihen. Gretchen erscheint und sich anschmiegend fleht sie, daß die Ohnegleiche, Strahlenreiche, von welcher also das göttliche Licht ausgeht, das Antlitz gnädig ihrem Glück neigen möge, der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, d. h. der, dessen trübes Licht eigner Erkenntniß sich jetzt zum göttlichen verklärt hat, würde zurückkommen. Die seligen Knaben, deren Pflege Faust übergeben ist, nähern sich und führen ihn herbei, welcher kaum das frische Leben ahnt und schon der heiligen Schaar gleicht, welche sich von jedem Erdenbande der alten Hülle frei macht und aus dessen ätherischem Gewande erste Jugendkraft hervortritt. Doch blendet ihn der neue Tag, weßhalb Gretchen die gnadenreiche Mutter bittet, ihn belehren zu dürfen; denn sie das Weib ist eher dem Ewig-Weiblichen wieder zugeführt, sie ist in göttlicher Erkenntniß dem vorgeschritten, welcher am Schlusse des ersten Theiles, als sie sich der göttlichen Gnade ergab, zurückblieb. Die Mater gloriosa heißt ihr, sich zu höheren Sphären zu erheben, Faust würde folgen, wenn er sie ahne, wenn er einen Zug zu ihrer vergeistigten, ewigen Weiblichkeit empfände, wie einst zu ihrer sinnlichen, endlichen. Der Doctor Marianus, die dem Göttlichen am nächsten stehende, vom Irdischen am meisten gereinigte Individualität, betet, daß alle reuig Zarten zum Retterblick aufschauen mögen, um zu seligem Geschick dankend umzuarten, daß jeder bessere Sinn der Himmelskönigin zum Dienst erbötig werde, d. h. daß jedes edle Streben nur das Ewig-Weibliche zum Zielpunkt habe.

Hiermit sind wir zu jenem mystischen Chor, zu dem sich Alle vereinen, von welchem wir gleich im Anfange

ausgingen, zurückgelangt. Alles, was in der Tragödie wahr iſt, findet darin das Centrum, zu welchem es hingezogen wird. „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichniß"; Alles, was hienieden, auf der irdiſchen Welt, geſchieht, iſt nur ein Gleichniß von dem, was dort oben geſchehen wird. So iſt auch unſere Tragödie nichts Anderes als ein Gleichniß; die individuellen Geſtalten, welche uns der Dichter darin vorgeführt hat, ſind Träger geiſtiger Ideen. Aber nicht bloß die Poeſie iſt ein Gleichniß, es iſt dieß das ganze menſchliche Leben; dieſes iſt ein durch die Sünde getrübtes, aber durch wahren Glauben ſich reinigendes Bild von jenem himmliſchen Leben; Alles, was hier vorgeht, iſt ein Schatten von dem, was da kommen ſoll. Auch die Natur iſt ein Bild, in welchem der Menſch die göttliche Allmacht und Weisheit anſchaut, und nichts geſchieht unter der Sonne, woraus nicht die göttliche Liebe hervorleuchtet. Das höchſte Gleichniß aber iſt die göttliche Offenbarung; Gott ſelbſt mußte menſchliche Geſtalt annehmen, damit der Menſch wieder das verlorene Urbild, nach welchem er erſchaffen war, anſchaue. „Das Unzulängliche hier wird es Ereigniß." Alles, was auf Erden ſich ereignet, iſt unzulänglich; Alles, was der Menſch aus eigener Kraft thut, reicht zur Seligkeit nicht hin; — Fauſt hat, wie die Tragödie zeigt, durch ſich ſelbſt nicht zur Ruhe, nicht zur Seligkeit gelangen können, er wird gerettet durch die Gnade; was die irdiſche Welt darbietet, hat ihm keine Befriedigung gewähren können; durch das, was der menſchliche Geiſt ſchafft, iſt ſein innerer Drang nicht geſtillt; ein Höheres muß hinzukommen, in welchem er Ruhe findet. „Das Unbeſchreibliche

hier iſt es gethan.“ Dieſes Höhere iſt eben das Unbeſchreibliche, das nicht mit dem endlichen Verſtande zu Erfaſſende, die Vereinigung mit Gott durch frommen Glauben, welche hienieden nur unvollkommen ſein kann, nur eine Ahnung von der Vereinigung giebt, welche dort im Himmel Statt finden wird, und welche hienieden beginnt, wenn der Menſch ſich wahrhaft zu Gott bekehrt. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Das Ewig-Weibliche, die willige Hingebung an Gott, ſchauen wir in der gnadenreichen Mutter an. Ein Weib war es, welches ſich vom Zuge zum Ewigen zuerſt losriß; ein Weib war es, welches demſelben zuerſt wieder ganz folgte und deßhalb gewürdigt wurde, aus ſeinem Schooße das Ewige zu gebären. Jeden Menſchen zieht das Ewig-Weibliche zu ſich hinan; er ſoll dieſem Zuge folgen, und dann wird auch er aus ſich das Ewige gebären, d. h. das, wodurch er zur ewigen Seligkeit gelangen kann. Das Ewig-Weibliche iſt die geiſtige Lebensſonne, welche den Menſchen, der durch ſeine fleiſchliche Natur zur Erde herabgezogen wird, zum Himmel hinaufzieht, gleich wie die Sonne am Himmel in der Pflanze der Materie eine Richtung zu ihr hin giebt. Ohne das Sonnenlicht würde die Natur todt ſein, es würde ſich nicht das vegetabile Leben entwickeln können; ſo würde auch der Menſch geiſtig todt bleiben, wenn er ſich nicht zum ewigen Licht hinaufziehen ließe. Das Ewig-Weibliche iſt alſo das, woraus ſowohl alles wahrhaft Geiſtige und als ſolches Göttliche ausgeht und wozu es wieder zurückkehrt; es iſt das alleinige Centrum, um welches ſich das Leben des Menſchen bewegen muß, bis es endlich mit demſelben zuſammenläuft.

So wäre denn der innere Zuſammenhang des Epilogs oder der Schlußſcene des Fauſt nachgewieſen. Es tritt hier nun die Frage ein, ob die Weiſe, wie Goethe Fauſt ſelig werden läßt, wirklich chriſtlich iſt. Fauſt wird ſelig ohne den allein rechtfertigenden Glauben, ohne Buße gethan zu haben, ohne hienieden wiedergeboren zu ſein; ſein höheres Streben und die hinzukommende Gnade retten ihn. Dieſes iſt weder katholiſcher, noch proteſtantiſcher Anſicht gemäß; nach jener hätte er erſt ſeine Schuld abbüßen, durch das Fegefeuer hindurchgehen, nach dieſer aber durch den lebendigen Glauben an Chriſtum gerechtfertigt werden müſſen. Fauſt iſt hienieden nicht von neuem geboren durch den Geiſt, welches die Bedingung iſt, um in das Reich Gottes zu kommen, und doch wird er ſelig. In wie weit ſtimmt dieß mit der heil. Schrift überein? Kann dieſe neue Geburt auch erſt jenſeits Statt finden? Die genaue Erörterung dieſer Fragen, würde zum Verſtändniß unſerer Dichtung nöthig ſein. Doch ſteht der Verfaſſer Dieſes hiervon zurück, da er ſelbſt hierüber nicht hat zu klarer Einſicht kommen können.

V.

Johannisfeier in Mainz.

Von

H. Koenig.

Abermal, wie vor drei Jahren zum Feste der Enthüllung des Gutenbergdenkmals, zog der Hanauer Singverein zur Jahrhundertfeier der gutenberg'schen Erfindung nach Mainz, um zu den musikalischen Feststücken mitzuwirken. Auch ich fand mich wieder auf dem Verdeck des Marktschiffes mit diesen heitern Gesellen zusammen; doch diesmal nicht als alter Mitnachbar, sondern als weiterhergekommener Mitpilger. Denn ich kam aus meiner Vaterstadt Fulda, wohin ich seit einigen Wochen im Dienste verwiesen worden war. Die alte Gewohnheit des Umgangs hatte indeß noch nicht gelitten, sondern die Störung erhöhte nur den heitern Muth, mit welchem ich mich auch heute wieder im — „Verein zum Frohsinn" befand.

Diesen Schlag von Menschen trifft man nur in gewerbthätigen Städten, wie Hanau, — kunstsinnig, lebensgebildet, in unternehmenden Geschäften rührig, für jede Zeitbewegung empfänglich. In Verbrüderung arbei-

tend, sind sie zu gemeinschaftlichem Genuß aufgelegt, voll geselliger Gaben, fröhlicher Laune und practischem Witz, — neckisch, aber unverdrossen.

Das Marktschiff füllte sich unerwartet so sehr mit Festpilgern, die nach Frankfurt oder Mainz wollten, daß schnell ein zweites angekoppelt werden mußte. Ich gehörte zu denen, die Mainz vorzogen. Die Vorsteher des Singvereins luden mich also zu ihrer Genossenschaft ein, und so sah ich mich mit einmal der Sorge für meinen Reisesack und für einen guten Platz auf der Eisenbahn überhoben; denn achtzig Plätze waren dort voraus bestellt. Wir hatten den Vortheil ruhig unsere Wagen zu besteigen, während die andern Reisenden, etwas länger abgesperrt, bei gegebenem Glockenzeichen unter die Wagenhalle stürzten, um sich der Plätze zu bemächtigen.

Da flogen wir nun hin, die wir vor drei Jahren mit dem trägen Marktschiffe nach Mainz geschwommen waren. Jetzt zuckten die nahen Obstbäume an unsern Wagenfenstern vorbei, das schöne Taunusgebirg mit seinen hochliegenden Städtchen und weißen Waldschlössern rollte vorüber; unsere Blicke schweiften trunken über die Ebene hin, die bis zum Fuß der Berge von hohen Korn- und Waizenfluthen wogte, hier und da von Obstbaumgruppen durchinselt. Scherz und Lachen in unserm dumpftönenden Wagen ward dann und wann von der keuchenden Locomotive und der schrillenden Dampfpfeife des Dampfwagenlenkers nur unterbrochen, um an dieser Störung selbst neuen Stoff zu finden. Auf was verfiel man nicht alles in dieser flüchtigen Stunde bis Mainz unter solchen, einander reibenden Gesellen! Auch die Schulmeister unter

uns fanden Anlaß zu Wortforschungen, und entdeckten den graden Gegensatz der „Locomotive" in — „Lieutenant." Deutet nicht in verwandter Sprache und Construction jene ein Bewegen vom Ort, dieser ein Festhalten am Platz an?

In dieser muntern Stimmung überraschte uns Mainz mit seinem Festschmucke. Alle Thürme und Thürmchen waren nämlich mit großen Fahnen besteckt, die mit Flattern weithin winkten und grüßten. Und kaum hielt der lange Wagenzug, und die ausgehängte Locomotive keuchte davon; so erscholl ein lautes Lebehoch, begleitet von einem Tusch der Musik. Festcommissare mit weiß und rothen Bändern über der Brust, traten zur Bewillkommnung heran. Wir stiegen aus, und ordneten uns zum Zuge. Die Hanauer Sänger-Fahne entfaltete sich. Unserm zahlreichen Zuge schloß sich mit einer zweiten Fahne der Usinger Sängerverein an. Offene Chaisen nahmen die mitgekommenen Sängerinnen auf, und ein Leiterwagen füllte sich mit dem Gepäck. So zogen wir mit Musik über die Brücke, von wimmelndem Volke umdrängt. Von drüben grüßten Kanonenschüsse. Auch die unzähligen Schiffmasten am Ufer entlang hatten Fahnen und Wimpeln aufgezogen. Durch die Hauptstraßen der Stadt gelangten wir nach dem Theaterbau, wo die Sänger ihre Wohnungscharten und ihr Gepäck in Empfang nahmen. — Ich eilte den altbekannten Weg nach dem Stephansberge, wo die liebsten Freunde mich erwarteten.

Wir waren noch ganz darin, die Nachmittagstündchen in traulichem Gespräch zu verzehren. Betrübende Ereignisse, die uns verwandtschaftlich angingen, beschäftigten unsere Herzen. Da stürmte Freund Andree herein, um mich schon wieder mit hinab an den Rhein zu ziehen. Die Braut unseres gemeinschaftlichen Freundes Kühne sollte mit dem Dampfschiffe ankommen, und Andree hatte den Auftrag, sie zu empfangen und in die bestellte Wohnung zu geleiten. — Kommen Sie mit! rief der Freund. Helfen Sie mir die liebenswürdigen Frauen empfangen; die Damen werden es wohl aufnehmen, und Sie selbst werden es mir Dank wissen! —

So sollte sich denn eines fernen, geschätzten Freundes rother Liebesfaden durch das Festgewebe schlingen! Wir eilten fort. Es war auch die höchste Zeit für die Ankunft des Dampfschiffes. Frau und Freundin des Ungestümen, der mich mit sich fortriß, konnten uns kaum folgen. Doch am Kai draußen hatte es mit dem Stürmen ein Ende. Die Menge wogte zwischen den ausgezackten Ballen und Kisten, Fässern und Säcken, wie ein Strom im Felsenbett, und riß uns in ihre Wirbel. Darüber kam das Düsseldorfer und bald auch das Kölner Dampfschiff an, beide von Kanonengrüßen empfangen. Die Schiffe waren mit Menschen überladen. In Bingen allein, hörten wir, waren zweihundert in das kölner Schiff eingestiegen. — Aus solcher Menge, die jetzt mit Koffern und Kasten, mit Säcken und Päcken sich über das Landungsbrückchen hervordrängten, sollte Andree die Erwarteten herausfinden. Wirklich entgingen sie seinem heitern Auge nicht. Bald führte er uns die außerhalb des Gedrängs Harrenden zwei

Frauen zu: die Tante, die sich bewußt und behaglich dargab, und die Nichte, die sich jungfräulich und engelländisch zusammenhielt; — jene von kernigem Wesen, diese von der zartesten Bildung.

Von dem unruhvollen Ufer zogen wir uns schnell in das Gebiet — der neuesten Literatur zurück. Hier fand man sich unter so viel Fremden gewissermaßen heimisch, und fand sich selbst mitgekannt und geschätzt. Ich will nicht davon reden, wie schmeichelhaft es für einen Schriftsteller sei, von edeln Frauen, die man selbst noch niemals gesehen, schon voraus gekannt zu sein; aber das konnte man sich nicht verhehlen, daß solche Bestandtheile wesentlich zu einem Feste gehörten, wie es sich eben zubereitete. Eine Staude, ein Baum erscheinen mit ihren Blüthen und Früchten verdoppelt und verklärt zugleich, wenn sie am Spiegel ruhiger Wellen stehen und wiederscheinen: sollten sich lebende Schriftsteller, die zur Jahrhundertfeier des Buchdrucks geladen waren, nicht eben so anmuthig ergänzt finden durch Mitpilgerinnen, denen die Schriften derselben bekannt und werth sind? Ja noch mehr! Gehörten nicht ausdrücklich zum Schmuck und zur Ehre des Festes Vertreterinnen des Antheils, den durch Gutenbergs Erfindung die Frauen an der Literatur gewonnen haben? —

Die Damen hatten gehört, Becks Saul werde diesen Abend im Theater gegeben, und wollten dieses Stück eines ihnen so wohl bekannten jungen Dichters ja nicht versäumen. Da wir ihnen aber durch das Festprogramm nachwiesen, daß nicht dieser neue „Saul", sondern der alte „Albrecht Dürer" von Schenk zu den Festvigilien bestimmt sei: so ließen sie sich unsern Rath gefallen, lieber einige

Stündchen auszuruhen, um nicht nur den spätern Fackelzug, sondern auch das mitternächtliche Fiat lux mit erquickten Sinnen aufzunehmen. — Wir Männer konnten uns aber auch nicht zum Theater entschließen, selbst auf die Gefahr hin, um den Festprolog des Herrn J. Neus zu kommen. —

Hatten sich vorher die Thürme so prachtvoll mit Fahnen geschmückt: so wurden nun auch, um 7 Uhr Abends, die Glocken dieser Thürme laut, und riefen das morgige Fest herein.

Der lange Tag des 23. Juni zog immer mehr Wolken zusammen: so daß es um 10 Uhr Nacht genug war für den Fackelzug, mit welchem die Stadtvorsteher, das Festkomite und die Druckangehörigen, vom ersten Mainzer Druckhause, dem Hofe zum Jungen, ausziehend, dem Gutenberg eine Huldigung an seinem Monumente darbrachten. Das Gedräng der Zuschauer war so groß auf dem weiten Platze, daß die zahlreichen Fackeln nur langsam ihren Lichtkranz um das Denkmal ziehen und erweitern konnten. Dadurch verzögerte sich der Gesang, und die Ungeduld der Zuschauer wuchs; so, daß sie wiederholt ein Lebehoch anschlugen. Ja, sie stimmten, den Sängern voraus, das „Heil dir Moguntia!" an, wodurch freilich der Vorgang gedrängt, und die Feierlichkeit ein wenig gestört wurde. —

Darüber war es so spät geworden, daß man sich nicht mehr nach Hause begeben konnte, sondern auf einen guten Standpunkt für das „Fiat lux" denken mußte. Die Fackeln hatten uns ein schon oft gesehenes Licht gewährt: jetzt aber erwarteten wir die neue, außerordentliche

Erſcheinung, die von der Terraſſe der ſchönen Anlage aus — „ein großes, intenſives, der Sonne ähnliches Licht" über dem Horizont verbreiten ſollte. Eine ſo geheimnißvolle Erſcheinung wurde auch billig in lateiniſcher Sprache mit fiat lux verkündigt. Wir erklärten unſern deutſchen Freundinnen, dieſe Benennung ſei von dem bekannten erſten Schöpferworte: „Es werde Licht" hergenommen, und bedeute nicht weniger als dieſes.

Wir dämmerten alſo nach dem Rhein hinab, und fanden uns in dieſer Juninacht eines ſchwerbedeckten Himmels auf einem düſſeldorfer Dampfſchiffe mit einer Geſellſchaft von Freunden zuſammen, die nach und nach, wie ſich das Auge an das Dunkel gewöhnte, einander erkannten und herzten. Der Schimmer des Stroms, die Blinklichter der Schiffbrücke ſpielten zauberhaft in unſere erwartungsvolle Dämmerung herein. Wir ſahen uns nach der Gnade des Himmels um, der vielleicht dieſe ſchwerziehenden Wolken verſammelt hatte, um die verwegne Nachbildung des erſten Schöpfungstages zu ſtören und zu züchtigen. Freund Andree verſprach uns aber eine deſto größere Wirkung des neuen Lichtes. Ein Zeitungsredacteur hat freilich das Dunkel, das von oben kömmt, ſchon mehr berechnet. — Ich wußte, daß Freunde in Hanau (und gewiß geſchah Aehnliches an vielen andern Orten) einen Thurm beſteigen wollten, um den mitternächtlichen Tag am Horizont herauf ſchimmern zu ſehen. Es war ja für ſie das erſte Mal, daß die Sonne im Weſten aufgehen ſollte.

Einer und der Andere ließen im Dunkel ihre Repetieruhren ſchlagen, und wir richteten immer geſpannter den Blick über die matten Schiffbrückenlichter hinaus, die

mir, vermuthlich aus Instinkt vor dem neuen Licht, immer mehr zu zittern schienen.

Jetzt, jetzt —! ha!

Ein Klumpen Helle, auf unserm Platz etwa so groß, wie ein Kindskopf, schimmerte auf mit weißem, reinem Lichte. Ich wollte die Dauer der Erscheinung messen, konnte aber den Zeiger auf meiner Uhr nicht unterscheiden. Die Ufer des Stroms blieben hartnäckig in ihr Dunkel gehüllt, und die zitternden Lichter auf der Brücke schienen mir schadenfroh aufzulodern. Wir blickten einander an, um unsere Verwunderung, unser Befremden auszudrücken; allein mit dem Mienenspiel war nichts zu machen, wir mußten zu Worten greifen. Und dieß war eigentlich der Gewinn von solchem Ausgang der Sache. Denn das Erstaunen wäre wahrscheinlich, wie gewöhnlich, stumm ausgefallen: jetzt aber plauderten wir im besten Humor und mit einer von drückender Erwartung befreiten Seele. Aengstliche Gemüther wollten zwar in diesem Ausgang des Fiat lux eine üble Vorbedeutung auf das nächste Jahrhundert der deutschen Presse finden. — Ein Philolog erklärte aber, daß er für seine Person gleich mit geringerer Erwartung gekommen sei; denn der Conjunctiv fiat lux implicire noch nicht die Nothwendigkeit eines wirklichen Lichtwerdens; jeder Conjunctiv müsse Einen etwas vorsichtig machen. Andere flüsterten sich zu, eine hohe deutsche Behörde habe das mitternächtliche Licht so beschränkt. Die Mitternacht sei doch so gut, als die hohe Pforte, und sogar noch mit viel älterem Recht, eine legitime Gewalt, und solch' ein fiat lux sei der offenbarste Eingriff in ihr

monarchiſches Princip und in das mitternächtliche Staatsrecht. —

Nein, nein! rief ein Vierter. Mit dem theuern und koſtbaren Lichte war es ganz ehrlich gemeint, und es fehlte auch nicht an der nöthigen Geſchicklichkeit. Was aber dem Lichte dennoch abgegangen iſt, fällt keineswegs dem Unternehmer zur Laſt, ſondern — die Cenſur hat es geſtrichen. —

Und was die loſen Zungen noch mehr vorbrachten!

Wir verließen das Schiff wenigſtens mit dem Troſte, ungeblendet einzuſchlafen. Es ſchlug ſchon Eins nach Mitternacht.

Zu früh, um von dem ſo vielfältig unruhigen Geſtern auszuſchlafen, erweckt uns um ſechs Uhr das Feſtgeläut von allen Thürmen. Doppelt feſtlich tönt es am frühen Morgen, und wird von Geſchütz-Salven noch geſteigert. Aber auch ein Regenguß plätſchert mit darein. Kaum aber ſchweigen die Glocken und tönt Muſik aus Blas-Inſtrumenten vom Dom herab: ſo blickt die Sonne hervor. Von ſo raſch wechſelnden Launen des Himmels mochte ich mir den günſtigſten Tag nicht verſprechen. Mein Fenſter hatte die Ausſicht nach dem Dom hinab: ich ſehe die Blaſenden auf dem hohen Kranze des Thurms, und hoch über ihnen wallen die drei mächtigen Fahnen.

Um ſieben Uhr war feierlicher Empfang der Autoritäten und der Autoren im Stadthauſe. Manche namhaften Männer, die man erwartet hatte, darunter auch Rückert und Freiligrath, waren ausgeblieben. Andre fan-

den sich hier ein, erneuerten die alte Bekanntschaft oder knüpften die neue. Ihnen, wie allen Literaten, die zum Feste hätten eintreffen mögen, waren von der Stadt Ehrenplätze beim Festzuge, bei den Festlichkeiten und öffentlichen Vorstellungen zugedacht.

Hier erwarteten wir den Festzug, der vom Hofe zum Gensfleisch ausgehend, am Stadthause vorüber kommen sollte. Der Zug eröffnete sich mit Festordnern und Musik. Es folgte die Jugend — nach den Elementar- Real- und Lateinschulen abgestuft, und auf diese das Gewerb, durch Abgeordnete vertreten, die sich nach Standarten und Fahnen gliederten. —

Eine neue Musikabtheilung kündigt nun diejenigen an, welche die Bücher hervorbringen: die Buchbinder mit ihrer Festfahne, und hierauf die Schriftgießer, Buchdrucker und Buchhändler, die eine festlich gezierte und von Pferden gezogne Presse geleiten.

Aber auch die Blüthe der Stadt fehlt nicht: geschmückte Mädchen tragen die Kränze und Gewinde, mit denen das Gutenbergdenkmal geziert werden soll, — aufblühende Jungfrauen mit abwelkenden Blumen.

Eine neue Abtheilung von Festordnern. Und hier treten aus dem Stadthause und im Geleit des Stadtvorstandes, die Ehrengäste hinzu; unter diesen die Literaten und Journalisten. An diese reihen sich die Festsänger in langem Zuge. Festordner machen den Schluß. —

Gehen wir nun in diesem unübersehbaren Prachtgeflechte des Festzuges den Fäden der Literatur nach: so fügt es sich wunderlich genug, daß die hier beobachteten Ehrenstufen der edeln Büchermacher in umgekehrter Folge

zu den Thätigkeiten stehen, durch welche die Bücher zu Stande kommen. Die Buchbinder, in deren Hände die Druckschriften zuletzt kommen, gingen im Zuge voraus, und die Autoren, in deren Kopf oder Herzen ein Werk zuerst entsteht, folgten zuletzt. In diesem Verhältniß, in dieser Bewegung des Schwanzes und Kopfes stellten die Vertreter der Literatur einen großen „Krebs" dar. — So rächte sich in bekanntem bildlichen Ausdrucke, auf stille und von Vielen vielleicht unbemerkte Weise bei diesem Säcularfeste das Mißgeschick der neuesten Literatur an den Vertretern derselben. Gewiß werden alle Schriftsteller, deren Werke sich bisher schlecht verkauft haben, der Meinung sein, unter diesem Zeichen des Krebses sei doch eigentlich die gute Literatur vertreten worden.

Der Festzug ging durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Dom. Zu beiden Seiten der Straßen drängten sich in ununterbrochnen Reihen die Zuschauer; die Fenster und Altane waren von geschmückten Menschen besetzt, viele Gebäude mit Blumengewinden aufgeputzt. Teppiche hingen aus den Fenstern, Fahnen wehten aus den Luken herab.

Im Dome hielt der Bischof im großen Ornat ein Hochamt. Bei solchen weltlichen Festen wird das Sanctissimum nicht ausgesetzt, und es entwickelt sich ein etwas verschiednes Ceremoniel. Der Bischof, von der Geistlichkeit am Kirchenthore mit dem Weihwasser empfangen, schreitet, mit infulbedecktem Haupte, den Krummstab in der Rechten, nach dem Altare, und eröffnet nach abgenommener Mütze die Messe mit dem stillen Confiteor oder Sündenbekenntniß. Dann setzt er sich, mit Inful und

Stab ausgerüstet, auf den Thronsessel links unter dem Altar nieder; der Archidiakon und die Diakone, alle in ihren schweren, goldbrocatnen Gewändern, reihen sich auf ihren ab- und aus einander gestuften Sesseln zu beiden Seiten des Infulirten an. So wird vom Sitze des Bischofs aus, unter Bedienung der niedern Geistlichen, und unter Chorgesang der hinter dem Altare verborgnen Canoniker die Messe bis zum Offertorium abgehalten; indem Alles, was der Hohepriester zu thun hat, ihm zu seinem Sitze heran gebracht wird. Zum Opfer aber erhebt er sich, und nun werden die wesentlichen Theile der Messe am Altare ausgeführt. Ist aber bei kirchlichen Festen das Allerheiligste ausgesetzt; so geht gleich von Anfang das Ceremoniel am Altare vor; der Hohepriester erlaubt sich nicht, in sichtbarer Gegenwart der Gottheit zu sitzen oder die Inful aufzusetzen, und nur einmal bedeckt er sein Haupt, wenn er sich nämlich am äußersten Ende des Altars umwendet, um das Evangelium des Tages mit anzuhören, das vom ersten Diakon dem Volke laut, wiewol lateinisch abgesungen wird. —

Als sich nach dem Hochamte der Zug wieder ordnete, und unter Geläut und Geschütz dem Gutenbergsplatze zu bewegte, schloß sich der Bischof mit seiner Geistlichkeit, nach schnell abgelegtem großen Kostüm, dem Zuge an. — Anderwärts war eine kirchliche Feier des Tages von oben untersagt worden, oder die Geistlichen hatten sie verweigert: hier ehrte der Bischof amtlich und persönlich eine Erfindung, von der seine Kirche doch Alles zu befürchten hat. Nur diese kleinen Typen, die sich im Dienste des Menschengeistes trennen und zusammenfügen, können, gleich

geschäftigen Ameisen, wenn auch in jahrhundertlanger Arbeit, den größten Bau des Mittelalters auf dem Petersfelsen abtragen.

Unter solcher Betrachtung sind wir bereits auf dem Festplatze angelangt, und nehmen als Ehrengäste die untersten Plätze einer Tribüne ein, die sich vor dem Theater, und an diesem empor, mit halbrunden Sitzreihen erhebt, und Tausende von Zuschauern aufgenommen hat. Ihr gegenüber, an der protestantischen Kirche hinauf, steht ein Hochgerüst für die Musik und für 1500 Sänger und Sängerinnen. Der übrige weite Raum ist von stehenden Zuschauern erfüllt, — oder soll ich sagen ausgestopft? Ueber ihnen erheben sich an Fenstern, auf Balkonen und Dächern bis zum hohen Dom hinauf die Zuschauer. —

Eine Festouvertüre von Ferdinand Ries eröffnet die Feier, und stimmt so viel tausend unruhige Herzen für die Festcantate von Ritter Neukomm, deren Ausführung der Tondichter selber leitet. — Nicht leicht wird eine Tondichtung statt des Beifalls, den sie verdient, eine so eigenthümliche Unterbrechung erfahren, als jetzt, freilich nur unter freiem Himmel geschehen konnte. Schon eine Weile war nämlich die Aufmerksamkeit auf die großartige Production zerstreut. Die Blicke wendeten sich mit Besorgniß nach den Dächern, über welche das schwärzeste Gewölk herein zog. Und wirklich brauste, nach einzelnen Regentropfen, der gefürchtete Guß unter einem Donnerschlage mit dem heftigsten Ungestüm nieder. Alles gerieth in Unruhe, die Regenschirme zu entfalten, oder unter nachbarlichem Schirme Schutz zu finden. Mit dem fortbrausenden Regen nahm die Unruhe zu; denn nur Wenige

saßen so günstig, daß sie ganz geschützt waren; die Meisten, wenn sie die Köpfe auch zur Noth untergebracht hatten, wurden über den Rücken oder die Kniee von der Strömung getroffen, die zwischen den Regenschirmen doppelt, ja dreifach mächtig niederstürzte. In dieser Besorgniß um sich selbst vergaß man Alles. So hatte ich eben noch zugesehen, mit welchem Eifer die Buchdrucker an zwei, zu beiden Seiten des Gutenbergdenkmals aufgestellten Pressen in Hemdärmeln arbeiteten, um die Mainzer Zeitung des Tages so wie die noch zu haltende Festrede in zahlreichen Exemplaren zu drucken, und kann mich nicht mehr erinnern, wo die schneeweißen Aermel Zuflucht gefunden haben. Eins nur drängte sich mir auf, — die Betrachtung nämlich, daß nicht bloß die Politik der freien Presse abhold ist, sondern der launenvolle Himmel heut auch die zahmste Presse im Freien verfolgte. — Einige Mal blickte ich doch unter meinem Schirm hervor über die unzähligen Zuschauer hin und besonders nach den geschmückten Frauen auf der Sängerbühne. Dunkle Regenschirme bedeckten Alles gruppenweis. Es sah aus, als ob die bunten Blüthen eines Blumenbeetes sich auf einmal wieder geschlossen, und die zurückgeschlagnen grünen Kronenblätter wieder übergezogen hätten.

Endlich hörte der Regen auf, die Schirme sanken, die Menschen sahen einander verblüfft, verwundert, endlich lächelnd an. Ein Sonnenblick zückte aus dem abgeregneten Gewölk hervor, und unerwarteter, als der brausende Regen, rauschte jetzt ein Jauchzen der vielen Tausende auf, unter lustigem Schwenken der Hüte, der Tücher und Schirme. Mit solchem Gewaltstreiche suchte sich der gute

Humor wieder herzustellen und des Festes zu bemächtigen. Die Pressen kamen wieder in Thätigkeit, und die gedruckten Exemplare wurden vertheilt. Der Bürgermeister bestieg die Rednerbühne. Mit der behaglichen Miene, die ihm eigen ist, trug er die ersten Sätze vor; erklärte dann aber, das Wetter sei nicht gemacht, um lange Reden anzuhören, sein Vortrag werde eben gedruckt, und man möge ihn lieber lesen. Diese rednerische Wendung aus dem Stegreif war geeignet, mit Beifall aufgenommen zu werden. Und so sah man nun mit Vergnügen die geschmückten Jungfrauen an das Monument heran treten, um es zu bekränzen. Wie zierlich trugen sie die Gewinde, und hoben die weißen Gewänder ein wenig, um auf den Fußspitzen durch den fließenden Sand zu tänzeln. Während sie mit Glanzhandschuhen die Festgewinde um das Fußgestell befestigten, spielte eine Symphonie zu dieser anmuthigen Huldigung. Zum Schlusse ward ein Volkslied angestimmt. —

Allein die Unruhe hatte sich einmal der durchnäßten Menschen bemeistert; wie der Sand zu ihren Füßen, flossen sie selbst auseinander, und die Feierlichkeit zerging ohne ruhigen, befriedigenden Ausklang. Die stechende Sonne schien nicht lange; neue Bedrohniß schwärzte sich über den nachbarlichen Giebeln, und kaum hatte ich durch das festliche Thor den Platz verlassen, so goß es auf's Neue herab. Ich sprang dem nächsten Hause zu, in dessen Thüre sich Untergetretne drängten. Ich drängte mich zwischen denselben durch, und erfuhr den jovialsten Empfang. Der Bewohner des Hauses, ein kleiner, und wie es schien etwas angetrunkner Mann, trat mit einem hohen

Champagnerglaſe auf mich zu, füllte es aus der friſchen Flaſche, und hieß mich willkommen. Ich wollte das Glas ablehnen, aber es half nichts; ich nippte, aber das galt nicht: ausgetrunken müſſe werden. Ich leerte alſo das Glas mit dem Blick auf zwei Engländer, die in lebhaftem Wortwechſel auf dem Ladentiſche ſitzend, einander die gequetſchten Worte ihrer Sprache zuwarfen. Ein preußiſcher Offizier eilte jetzt herein, und auch ihm ward ein Glas dargebracht. Er ſchien aber Bedenken zu haben, mit dem fidelen Bürger zu trinken, und eilte lieber wieder in den Regen hinaus. Wie ſchalkhaft lachte nicht darüber der kleine, fröhliche Wirth! Sehen Sie, wendete er ſich dann zu mir, indem er mit der Hand nach dem Schieferdache gegenüber wies, an welchem man recht deutlich die Strahlen des Regens ſehen konnte, — heut regnet es lauter Champagner; das Volk verſteht's nur nicht, ihn aufzufangen. Ich hab's aber weg! Noch ein Glas, he?

Ich dankte, und eilte weiter, da der Regen ein wenig nachließ. —

Mit ſo fröhlicher Laune verſichert ſich der Mainzer ſeiner feſtlichen Tage!

Bei einer ſolchen Feier darf ein Feſtmahl nicht fehlen. Der Jubel wirkt auch erſchöpfend, und hat den Hunger in ſeinem Gefolg. Doch der Hunger ſelbſt erſcheint heute aufgeputzt, und verlangt eine feſtliche Befriedigung. So muß es ſein! Und vergleicht man überdieß eine ſolche Feier mit einer Prachtblüthe des bürgerlichen Lebens: ſo darf zur Vollſtändigkeit des Bildes auch der Zuflug ſumſender

Bienen nicht fehlen, die im Kelche des Festes Wachs und Honig sammeln.

Dazu war nun heute der Saal im Hofe zum Gutenberg festlich geschmückt. Wir konnten uns aber nicht entschließen hinzugehen; nicht bloß, weil wir fürchteten, die feierlichen Toaste würden nur censirt und mit höherer Genehmigung ausgebracht werden, sondern es hatte uns auch diesen Tag schon etliche Mal vor dem linken Ohr geklungen wie die Schelle des Präsidenten, der bei dem Festmahle vor drei Jahren in demselben Saale den Toast auf die deutsche Preßfreiheit lebhaft klingelnd zum Schweigen gebracht hatte. —

Doch nicht uns allein war dieß unvergessen geblieben; vielmehr sollte die Erinnerung an jenen Vorfall in einer seltsamen Verwicklung von Umständen dem Manne, der die verbietende Schelle damals geschwungen hatte, noch so spät, nach beinah drei Jahren, die lächerlichste Pein zubereiten. — Wie wir nämlich erst einige Zeit nach dem Fest erfuhren, hatte das Festkomite, vielleicht aus Besorgniß, das Thema der freien deutschen Presse möchte abermal durch irgend eine unvorhergesehene Wendung einen Zugang zum Festmahle finden, den frühern Festpräsidenten P. ersucht, mit einem schicklichen Toast auf die Presse jedem Trinkspruche der Art zuvor zu kommen. Herr P. übernahm diese Aufgabe, und entledigte sich ihrer weniger auf schickliche, als auf so geschickte Weise, daß Niemand sagen konnte, ob er für oder wider die Freiheit der Presse gesprochen. Er hatte, wie sich eine Correspondentin ausdrückt, die hartanstößige Presse so mit Baumwolle umwickelt, daß kein Fürstenkind sich weh daran thun

konnte. — Nun geschah es nach Ablauf des Festes, daß Mainzer Blätter die schalkhafte Nachricht mittheilten, Herr P. habe beim Festmahle der freien Presse rühmlich das Wort geredet. Aber — welch' ein Schreck für Herrn P! Brieflich und persönlich fleht er, man möge diese nackte Nachricht doch ein wenig kleiden und schmücken, damit sie kein Aergerniß gebe. — Wohlan, versetzte man ihm, wir waren nicht bei Tische, wir wollen erklären, es sei hier ein Mißverständniß geschehen, Sie hätten nicht für die freie Presse gesprochen! — Aber das will Herr P. um Alles in der Welt auch nicht: er möchte gern nach oben in Gunst und nach unten in Popularität stehen. Am Ende bringt er es dahin, daß seine gesprochnen Zweideutigkeiten auch noch einmal gedruckt werden. —

Wir waren also zu Hause geblieben, und lasen zu unserm einfacheren Mahle aus der am Fuße des Gutenbergsmonuments gedruckten Zeitung die schöne Tagsbetrachtung, die der Redacteur Andree gegeben hatte. Der Freund erinnert an diesem „Feste des mündig gewordnen Gedankens" an die Bedeutung des germanischen Stammes in der Weltgeschichte. Im Herzen Europas eingewurzelt, treibt er seine nationalen Tugenden wie Mängel aus dem Herzen. „Mehr Sinn für das gesammte Wohl der Menschheit, und weniger Selbstsucht, mehr innere Begeisterung, Wärme und Aufopferung für Ideen" wird bei keinem andern Volke gefunden, als bei dem deutschen. Darum ist es aber auch mit solchen Pulsschlägen für die Menschheit, mit diesem Triebe, das Reinmenschliche darzustellen, weniger selbstständig als Volk. Von ihm geht die Verjüngung Europas aus; erst hat der Germane die-

sen Welttheil in Besitz genommen, und dann gestaltet er ihn durch Ideen. Und die Trägerin, die Verbreiterin dieser Ideen ist die Presse, — sie die große Wohlthäterin der gesammten Menschheit, sie der Hebel des Völkerbewußtseins.

Gegen Ende der schönen Betrachtung, wo der Tag ersehnt wird, an welchem wir sagen könnten, die deutsche Presse sei völlig frei, fühlt man es ihr an, daß sie sich bei der Censur nur mit Mühe hat durchdrücken, mit Aufopferung hat durchwinden können; so daß etwas von ihr an der Feder des Censors hangen geblieben ist. Fiat lux! ruft am Ende der Freund. Aber sein Aufsatz war vor dem unglücklichen Wahrzeichen der letzten Mitternacht geschrieben. —

Der Nachmittag hatte, im Charakter des Wetters an jenem Tage, nach kurzen Regengüssen heitre Sonnenblicke, und in einem derselben gegen 5 Uhr begaben wir uns nach der neuerbauten Fruchthalle zu einem großartigen Musikfeste. —

Dies ausgedehnte Magazin für den mainzer Fruchthandel ist nicht ohne Voraussicht und Mitberücksichtigung solcher großen Feste gebaut worden. Es ist ein massives, ich möchte sagen — lebendes Denkmal der alten Wahrheit: Handel nährt die Künste. Grade der heutige Tag der Einweihung dieses neuen Baues zu seiner geistigen Mitbestimmung hatte durch Regengüsse ein großartiges Musikfest im Freien gestört, um gewissermaßen recht anschaulich zu machen, wie nöthig für solche Stadt ein geräumiges Lokal sei, sowohl zu Musikfesten, die am Rhein so beliebt sind, als zu andern großen Versammlungen, die

oft nicht bloß die Gunst der Regierungen, sondern auch des Himmels brauchen.

Das breite Dach mit stumpfer Firste schwebt, von kunstvollem Gebälke getragen, über dem weiten Raum. Zu beiden Seiten sind logenartige Hallen, sowohl gleicher Erde, als eine Treppe hoch angebracht. Doch ist das Dach kein eigentliches Gewölbe, und die künstliche Construction desselben tritt mit viel Balkenecken und Spitzen herein. Dazu waren heute noch zu beiden Seiten zahlreiche Fahnen über den Logen ausgesteckt, und für den morgigen Ball doppelte Reihen Kronleuchter in Gestalt von Blumenkränzen und Gewinden aufgehangen. An all' diesen Gegenständen brach sich einigermaßen der Widerhall der Musik. Doch — was wäre 1200 Musikern und Sängern nicht möglich? Die badische Hofkapelle war von Mannheim gekommen, andre Orchester waren zugetreten, und die Sängervereine naher und entfernter Städte und Städtchen hatten Mitwirkende zugesandt. Einem so großartigen Orchester entsprach die tausendzählige Zuhörerschaft. Und nicht weniger entsprachen einander die glückliche Ausführung der Musikstücke und die entzückte Befriedigung der Zuhörer. Vinzent Lachner dirigirte die große Symphonie von Beethoven c moll, und der Musikdirector der mainzer Liedertafel, Messer (ein vortrefflicher Tonmesser und die Hauptschlagader der mainzer Musik) leitete die Cantate „das Alexanderfest oder die Gewalt der Musik" von Händel, neu bearbeitet von Mozart. Madame Pirscher, die Herren Haitzinger und Staudigl sangen die Soli. Wir alle fühlten tief diese Gewalt der Musik, die auch an der schmählichen Poesie des Textes keine Nebenbuh-

lerin hatte. Das Entzücken der Zuhörer brach mit wiederholten Stürmen des Beifalls aus; denn ein Sturm war es zu nennen, was von so viel tausend Händen und Lippen rauschte. Und doch, wie Viele waren darunter, die ihre Freude und ihre Rührung nie mit den Händen, sondern mit leuchtenden Blicken und Wangen auszusprechen gewohnt sind. —

Was die Musik in den Herzen hervor gerufen, — eine heimliche Gluth, ein flammendes Entzücken, sollte nach Einbruch der Nacht an der Stadt selbst einen sichtbaren Ausdruck finden. Der Platz Gutenberg und die einmündenden Straßen waren illuminirt. Die großen, an beiden festlichen Thoren des Platzes, so wie in der Tiefe desselben angebrachten Bilder, — Darstellungen aus dem Leben Gutenbergs oder Sinnbilder seiner glücklichen Erfindung, waren transparent, und erhielten jetzt erst ihr rechtes Licht, nämlich ein inwendiges. Was ihnen der Tag geschadet, gewannen sie bei Nacht wieder. Auch an vielen Privathäusern waren Transparente angebracht, und das Gedräng der Menschen trieb sich nach diesen auseinander liegenden Stationen. Wer beschriebe dieß Gedräng! Der ausgedehnte Platz war in der That mit Menschen ausgestopft, die sich in einander verwickelten, einander hemmten und schoben. An die beleuchteten Bilder in der Tiefe des Platzes, nämlich an der Wand unter der protestantischen Kirche hin, war ohne Kampf und Ringen nicht hinan zu kommen. Künstliche aus Blumengewinden geflochtne Kronleuchter schwebten über den Straßen; da und dort in dunkeln Ecken entzündete sich bengalisches Feuer, das ein grünliches oder purpurnes Licht über die

Paläste und über die wogende Menge selbst ausgoß, bis es mit erstickenden Dämpfen erlosch, die grau zum schwarzen Himmel aufwirbelten.

So war denn um diese Mitternacht in vielfältiger Gestalt das Licht geworden, das in der vorigen nicht hatte werden können. Die Zeit bringt Rosen, sagt man: sie bringt auch Licht. Und so Vieles, was um diese vierte Säcularfeier Gutenbergs in unserm öffentlichen Leben alle edeln Gemüther kränkt oder entrüstet, wird bei der fünften als halbvergeß'ne Thorheit belächelt werden.

Doch weniger mit Ansichten, als mit Anschauungen rettete sich, so tief in der Nacht, das Häuflein zusammengehörender Freunde ungetheilt aus dem lauten Gewog der Menschen nach dem dunkeln und stillen Stephansberg hinauf. Bald sah ich mich allein in dem trauten Gartenstübchen, in dem ich mich ach wie oft! aus der Zerstreuung so manches lieben Tages still vergnügt, oder heimlich gerührt, wieder gefunden hatte. All' diese Erinnerungen der letzten guten Jahre sammelten sich noch einmal um die stille Kerze; nicht um Abschied zu nehmen, sondern um mit mir zu ziehen. Denn ich selber war eine Tagreise weiter von dem herrlichen Rhein verbannt, und die Verwandten wechselten nach Johannis die Wohnung. — Das Fenster nach dem Rhein hinab war noch geöffnet. Dort unten stand nun der Dom im Widerschein des Gutenbergplatzes in mattrothem Lichte, wie von innen durchglüht. In demselben Scheine wehten unter dunkelm Himmel die drei großen Fahnen wie segnend über der Stadt.

Doch der glührothe Dom war bald erloschen. Wie kurz sind die Nächte um Johannis! Und an so festlichen Tagen reichen Erinnerung und Erwartung einander die Hände über ein kurzes Stündchen Schlaf. Als ich erwachte, graute der Morgen. Nach Osten hin war es hell, und vor dieser Helle stand der Dom schwarz, wie eine ausgebrannte Riesenkohle. Allein heiter blieb der Tag nicht; er ward mit jeder Stunde trüber und fröstelnder.

Freunde, die den ersten Tag in Frankfurt gefeiert hatten, wollten diesen Morgen mit dem frühsten Eisenbahnzuge nach Mainz kommen. Ich eilte bei Zeiten nach dem Rheinischen Hof. Hier war ein lebhaftes Getümmel. Reisegefährten von vorgestern begegneten mir hier zum ersten Male wieder. An einem andern Tische schlugen sich fröhliche Gesellen mit ihren Frühstücken herum. Es waren die gesuchten Freunde, und unerwartete waren darunter — Literaten aus Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Bonn. Nun gab es Nachrichten über die gestrige Feier in Frankfurt. Der Zug nach dem Roßmarkte wäre ungemein prachtvoll gewesen; doch dem äußern Aufwande hatte die Seele des Volksjubels gefehlt. Man war darüber ziemlich einig, — die Frankfurter vermöchten Alles, was mit Baarschaft zu erreichen wäre: aller Poesie aber seien sie baar. Der Frankfurter ist rastlos im Erwerb und lärmend genug im Genuß: dem Mainzer muß man dagegen einen fröhlicheren Sinn, eine wärmere Hingebung und mehr sich selbst vergessende Begeisterung zugestehen. Allen Respect vor dem Gotte Mercur; aber die Mercurialmittel zerstören gern die ideale Bildungskraft der Seele.

Noch in einem Stücke hatten sich die Freunde geirrt, als sie es vorgezogen, den ersten Festtag in Frankfurt zu begehen. Die Bekränzung des Gutenbergs-Monuments, dachten sie, könne nicht so imposant ausfallen, als vor drei Jahren die erste Enthüllung desselben. Und soweit hatten sie Recht. Dann aber hatten sie erwartet, das Festmahl auf der Mainlust in Frankfurt werde mehr Fröhlichkeit und freisinnige Toaste mit sich bringen, als im Mainzer Gutenbergshof unter der Schelle eines Präsidenten zu erwarten seien. Allein schon vor dem Feste war es bekannt, daß die zu haltenden Tischreden acht Tage vorher der Censur unterlegen hatten. Und noch Auffallenderes war geschehen. Die Festrede, von dem Pfarrer F. in ungereimten Jamben abgefaßt, hatte die genaueste und vielleicht sogar die höchste, nur in Frankfurt mögliche, Censur bestanden. Dennoch kam man, als schon Tausende von Abdrücken gemacht waren, noch einem entsetzlichen Gedanken auf die Spur, der sich in den Jamben versteckt gehalten hatte. Die Säcularfeier war nämlich ein „Fest der Menschheit" genannt, und es als ein Frevel bezeichnet worden, sie für ein „bloßes Innungsfest" zu erklären. Darüber war nun, wie man behauptete, aus einem größern Nachbarstaate Beschwerde eingelaufen, und hatte die Behörden der „freien" Stadt noch des Nachts in Bewegung gesetzt, die verwegnen Zeilen auszumerzen. Zum Glück war dieß leicht zu bewirken: denn ungereimte Jamben können dergleichen schon vertragen.

Man kann denken, daß solche Besprechungen im rheinischen Hofe das Frühstück sehr belebten. Man erkannte nun mit desto größerer Zufriedenheit das Beneh-

men der mainzer Behörden an, die der Freimüthigkeit der Festgenossen den weitesten Spielraum gelassen hatten. —

Wir begaben uns nach dem Hofe zum Gutenberg, wohin zu einer allgemeinen Versammlung eingeladen war. Auf langen Tafeln lagen Druckwerke aus der ältesten bis auf die neuste Zeit ausgebreitet. Wie sich die gefeierte Erfindung in ihrem äußerlichen Erscheinen vervollkommnet hatte, war hier anschaulich gemacht. Hätte sich nur Jemand gefunden, der in einem einfachen Vortrag eben so die segenreichen Wirkungen der neuen Kunst auf die Bildung der Welt, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen, dargelegt hätte. An Zuhörern würde es ihm nicht gefehlt haben; denn nach und nach füllte sich der Saal mit Männern und Frauen so sehr, daß selbst die aufgelegten Sachen nicht mehr zugänglich blieben. So entstand ein ödes, befangnes Durcheinandertreiben. Es fehlte für die Versammelten ein geistiger Gesichtspunkt, der sie vereinigt oder doch verbunden hätte. Schon wollten sich auch die Freunde entfernen; als ich sie aufmerksam darauf machte, daß nach dem Festprogramm ausdrücklich Raum für Besprechung und kurze Reden gegeben sei. Es befinde sich Einer unter uns, der ein paar Worte zu sagen habe.

Dieß war ein Freund aus der Nachbarschaft, Dr. L. aus Wiesbaden, der sich ausgedacht hatte, der freien deutschen Presse ein Lebehoch auszubringen. Wir fanden ihn aus dem Gedräng heraus, und vermochten ihn durch Zureden dahin, seine Absicht auszuführen, wenn auch die Versammelten mehr wie Zerstreute aussähen. Mit einem einzigen Zischen brachten wir schnell die größte Stille her-

vor: der Freund drängte sich nach einem erhöhten Standpunkt, während ich mich in den äußersten Winkel zurückzog, um desto besser die Wirkung der Rede zu beobachten.

Der Redner machte in klaren und schönen Worten auf die Vortheile aufmerksam, die wir vor den Alten durch den Buchdruck gewonnen haben; er rühmte die Macht der Presse in Umgestaltung der Welt, und deutete das Interesse an, das die liberale Regierung des Landes selbst bei gesetzmäßiger Freiheit der Presse habe. Zuletzt hielt er an der Hoffnung fest, daß ein so kostbares Gut endlich doch auf gesetzlichem Wege errungen werde. Er ermahnte zu vereintem, unverdroßnem Streben nach diesem Ziele, und forderte die Anwesenden, die sich eine solche Aufgabe freiwillig zur Pflicht machen wollten, auf, deß zum Zeichen in das Lebehoch einzustimmen, das er jetzt der freien Presse Deutschlands ausbringen werde.

Schon während der Rede selbst war der Freund wiederholt mit Bravozuruf unterbrochen worden; man kann also denken, daß sein ausgebotnes Lebehoch den freudigsten Beifall fand. —

Unerwartet erhob sich darauf aus der Mitte der Anwesenden eine kräftige Stimme, und erzählte in schlichter und anschaulicher Volksrednerweise eine Anekdote aus Kurhessen. Kurz nämlich nach der gegebenen Verfassung wäre eine Deputation der Bauernschaft von der Schwalm nach Kassel gekommen, um dem Kurfürsten für die Verfassung zu danken, und ihm zugleich die Bitte um Preßfreiheit vorzutragen. — Aber was wollt ihr Landleute mit Preßfreiheit? habe der Fürst gefragt; worauf die Bauern erwiedert hätten: Es ist auch eben nicht um unsertwillen,

gnädigſter Herr, ſondern um Ihretwegen; damit Ew. Königliche Hoheit die Wahrheit deſto ſicherer vernehmen. —

Der heiterſte Beifall folgte dem Redner. Er ſelbſt wie er uns nun genannt wurde, war kein Kurheſſe; ſonſt hätte er vielleicht noch ausgeführt, wie ſehr auch in Kurheſſen die Wahrheit geſchätzt wird, und wie gut ſie aufgenommen iſt. Oder er hat vorausgeſetzt, daß dieß eine bekannte Sache ſei. —

Gern hätte ich nun den Freunden zum Weggehen gewinkt; es war aber ſo ſtill, ich möchte ſagen — erwartungsſtill im Saale geworden, daß ich mich nicht regen mochte. Da ward laut und wiederholt mein Name gerufen, einmal wie zum Sprechen auffordernd, dann wie eine Rede ankündigend. Ich hatte nicht daran gedacht, etwas vorzutragen; ich wußte nicht einmal, worüber an dieſem Orte noch zu ſprechen wäre, und wollte mich heimlich davon machen. Aber an der Thüre erblickten mich die Freunde, und zogen mich nach dem erhöhten Sitze, von welchem der Erſte geſprochen hatte. Wem ſollte ich nur ein Lebehoch bringen? Da fiel mir der neue König von Preußen ein. Wäre mir dieſer Gedanke nur zehn Minuten früher gekommen, um ihn einigermaßen zur Befriedigung einer ſo anſehnlichen Zuhörerſchaft zu erſchöpfen. Ein Improviſator hätte noch immer viel thun können: ich aber mußte mich beſchränken, auf das bedeutſame Zuſammentreffen der Thronbeſteigung eines geiſtvollen deutſchen Monarchen mit der Jahrhundertfeier der glücklichen Eroberung, die der deutſche Geiſt an der gutenbergſchen Preſſe gemacht habe, hinzuweiſen. Was ließe ſich nicht von der Einen für die Andre erwarten! Geſetzliche

Mittel, um die deutsche Presse zu ihrer verdienten Freiheit und Ehre zu bringen, worauf der frühere Redner hingedeutet, könnten bei der eigenthümlichen politischen Lage Deutschlands nur durch den Einfluß eines mächtigen Regenten wirksam werden. Ich forderte zu einem Lebehoch für den neuen König auf, von dem sich, wenn von irgend Einem, solcher Einfluß erwarten ließe.

Man nahm dieß Lebehoch mit dem feierlichen Ernste auf, zu dem sich bei einer solchen Perspective der Zusammenstellung einer hohen Person mit einer hohen Erwartung Jedweder gestimmt fühlen mochte.

Nun erhob sich noch ein vierter bärtiger und derb geformter Kopf aus dem Gedräng, berief sich in etwas schwerfälligen Worten auf die deutschen Fürsten, zu denen man alles Vertrauen fassen dürfe, und auf das deutsche Gemüth, dem ja Vertrauen und ruhiges Abwarten so natürlich sei. Dabei schien es dem Sprecher doch auch wieder auf ein Mitwirken des Volkes, auf Zusammenwirken deutscher Männer anzukommen; so daß er sich in einen eigenthümlichen Widerspruch verwickelte, dem die Zuhörer in der tiefen Stille, die auf sein ausgebotnes Lebehoch folgte, nachzuhangen schienen.

Da sprang rasch Freund R. auf, der edle Kämpfer für die Emancipation der Juden. Ein wenig blaß von innerlicher Bewegung, suchte er den Widerspruch, der eben zwischen Warten und Wirken angeregt war, dadurch zu lösen, daß er auf deutsche Männer hinwies, die mit dem Vertrauen auf das über allen öffentlichen Handlungen schwebende Recht die Entschlossenheit verbunden hätten, das Ansehen desselben nicht geduldig abzuwarten, sondern

es mit Muth und Opfern geltend zu machen, — auf die sieben göttinger Professoren.

Mit Jubel nahm man dieß Lebehoch auf.

Und nun verließen wir den geräuschvollen Saal. —

Ein Jeder mochte wohl seinen eignen Empfindungen nachhangen: alle aber durften wir jetzt einsehen, welchen Vortheil wir aus bloßer volksthümlicher Unachtsamkeit auf den lebendigen Augenblick, — aus deutschgemüthlicher Hindämmerung, unbenutzt gelassen hatten. Warum waren wir nicht bei unserm Weggehen aus dem rheinischen Hofe über eine Reihenfolge kurzer, schlagender Reden übereingekommen, die wir auf dem langen Wege bis zum Gutenbergssaale, jeder für sich, hätten überdenken können? Welche Wirkung hätten wir nicht auf eine so gemischte Zuhörerschaft hervorbringen dürfen! Ich will sagen, wie leicht hätten wir hier nicht prüfen können, für welche Interessen und Ansichten Funken in den deutschen Herzen schlummern, wenn die Zukunft einmal ihren Stahl an ihnen versuchen will. — Solche öffentliche Erfahrungen können nicht genug gemacht werden. Die Gabe der freien frischen Rede kann in Deutschland nicht genug entwickelt und erkräftigt werden. Die Sprache ist ja das Schmelzmittel, das uns zu Deutschen vereinigt, die wir sonst noch immer nur Hessen, Hannoveraner und dergleichen sind. In dem Grad, als die öffentliche Gewalt die Presse fesselt, sollten wir uns der noch größern Macht des lebendigen Wortes versichern. Wie der deutsche Gutenberg aus den Holztafeln die einzelnen Typen schnitt, um sie in freier Zusammenstellung rasch und wechselnd zu gebrauchen, so kann ein Jeder von uns mitwirken, die sprechen-

den Worte frei zu machen, die in deutschen Herzen so gern stocken. —

Auf den Nachmittag war die Volksbelustigung der Schifferspiele auf dem Rhein angesetzt. Aber mit jeder Stunde wurde die Witterung trüber und fröstelnder. Dennoch versammelte sich gegen drei Uhr eine unzählige Menschenmenge auf den Hügeln der neuen Anlage und an dem Ufer entlang. Eben so füllten sich Boote und Kähne, Fahrzeuge aller Art, welche in einem Halbkreis die Bühne für die Wasserspiele abgrenzten. — Wir waren eingeladen, auf dem düsseldorfer Dampfschiffe „Victoria" die Vorstellungen mit anzusehen. Das Schiff traf um 3 Uhr stromaufwärts ein, nahm eine zahlreiche gemischte Gesellschaft auf, und eilte dem Schauplatze zu, auf welchem schon ein zweites, der kölner Gesellschaft, eine günstige Stellung eingenommen hätte. Auch die Victoria fand noch Zeit genug, ihre Gäste schauensbequem zu postiren. —

Ich habe diese Art von Spielen früher beschrieben, wie sie im August 1837 beim Feste der Enthüllung des Gutenbergdenkmals statt fanden. Diesmal waren einzelne neue Stücke eingelegt; allein weder die alten noch die neuen ließen sich mit dem Behagen, wie damals, anschauen. Vor drei Jahren war es ein heitrer Augusttag; der blaue Himmel spiegelte sich in diesem mattgrünen Strom, die Sonne brütete auf diesen fruchtbaren Ufern und Rebenhalden: da nimmt sich eine solche Volksbelustigung auch lustig aus. Und wenn dann — worauf diese Spiele meist abgesehen sind — ein und der andre Schiffer in die Fluth stürzt, und nach seinem Kahne schwimmend gebadet wird;

ſo genießen die heißen Zuſchauer den kühlenden Spaß als eine Erquickung mit. Unter dem trüben Himmel aber, wie er heute war, bei kaltem Wind und drohendem Regen, ſchauerte es Jeden, wenn über den fallenden Spieler die kalte Fluth zuſammenſchlug. Nur mit eiskalten Fingern könnte ich die Spiele beſchreiben, die zuletzt in wirklichem Regen ausgingen. Ja, einen völligen Sturm erfuhren wir noch, als uns nach beendigten Spielen die Victoria eine große Strecke rheinaufwärts brachte, — zum Vergnügen der Geſellſchaft, wie es gemeint war.

Nun blieb uns noch der letzte Abend des Feſtes übrig. Ein Feſtball fand in der Fruchthalle ſtatt, und Manchem von uns ſchien es intereſſant genug, in einem ſo ausgedehnten, feſtlich verzierten, glänzend erhellten Saale die Tauſende geſchmückter Menſchen — nicht wie geſtern vor einem großen Orcheſter ruhig verſammelt, ſondern in fröhlicher Bewegung nach dem Takte rauſchender Muſik zu erblicken. Andre verſprachen ſich davon weiter nichts, als ein wüſtes Durcheinandertreiben meiſt unbekannter Menſchen, weniger im Elemente der Muſik, als des Staubes. Dieſe verſchiednen Neigungen vereinigte ein Mainzer Freund; indem er mit einbrechender Nacht einen Kreis von Literaten im Dampfſchiffe Victoria verſammelte. Hier in traulicher Kajüte, bei heimlichem Kerzenlicht, mitten auf dem freien Elemente des Waſſers, ergriff uns alle der fröhlichſte Humor. Wir fühlten uns in der ungewöhnlichen Umgebung wie verwandelt, und von all' den ängſtlichen und engherzigen Verhältniſſen der Gegenwart wie iſolirt. Damit aber dieſer leuchtende, rauſchende Uebermuth nicht nach allen Seiten hin wild zerplatze, ſuchte

man einen Zusammenhalt durch die Wahl eines leitenden Präsidenten zu bewirken. Es mag eine Art republikanischer Laune gewesen sein, daß die Anwesenden just denjenigen, der König hieß, zum Präsidenten ausriefen, und gleichsam bildlich herabsetzten. Der Präsident schlug als erstes und einziges Staatsgrundgesetz der flüchtigen, auf dem deutschen Strome schwebenden, gedankenfreien Republik vor, nicht anders zu trinken, als nach reiheumausgebrachten Trinksprüchen. Wie aber alles Leben aus Gegensätzen erweckt werde, die sich in einer höhern Einigung lösten: so sollte auch, jedem ausgebrachten Lebehoch voraus, ein ideenverwandter Gegenstand, oder der Person eine entgegengesetzte, bezeichnet werden, die von dem Lebehoch ausdrücklich ausgeschlossen seien.

In zusammenklingendem Anstoßen der Gläser ward das Gesetz angenommen. Der Präsident begann:

„Je näher die Jahrhundertfeier der gutenbergschen Erfindung heran rückte, und die Zurüstung zu außerordentlichen Festen öffentlich besprochen wurde, desto mehr kam ich von einem mir lieben Irrthume zurück. Damals nämlich, als im August 1837 bei Enthüllung des Gutenberg-Monumentes in einer Versammlung von Literaten und Buchdruckgenossen die Jahrhundertfeier der Erfindung des Buchdrucks auf Johannis 1840 verabredet worden war, verließ ich Mainz mit tiefster Betrübniß darüber, daß man jene Feier für jeden Druckort in Deutschland beliebt hatte. So zerschlägt und zerwirft man, woraus ein Nationalfest hätte errichtet werden sollen! eiferte ich. Wir beklagen unsere nationale Zersplitterung, wir erkennen in unserer Sprache und Literatur das einzige gemein-

same Band, den einzigen gemeinsamen Hort der deutschen Stämme an, und niemals ist noch das Bedürfniß eines politischen Bandes lebhafter empfunden, und der wirklich bestehende politische Bund im Volke geringer angeschlagen worden, als in dem ablaufenden Jahrzehent. Wenn wir nun der Verkörperung der Sprache, der körperlichen Vervielfältigung des dichtenden und denkenden Geistes — den Schriftendruck, ein Frohnleichnamfest votiren: warum erheben wir solches nicht zu einem Nationalfeste, bei welchem sich auch einmal unsere geistige Einheit verkörperte?"

„So fragte ich mich und Andere, und erhielt hunderterlei Bedenklichkeiten zur Antwort. Das politische Mißtrauen der Regierungen war nicht das geringste jener Einwände. Allein jenem Mißtrauen, das seine Schuld und Gewalt in sich vereinigt, wäre zuvorzukommen gewesen, dachte ich, hätte man das Fest nur an die Ufer des Rheins verlegt, — unter die Wälle der Bundesfestung, die ja ebenfalls als sichtbares Bild der bewaffneten Einheit Deutschlands dasteht, und wo noch, als Fußteppich politischer Feste, ein Purpurschimmer der alten Fürsten- und Völkerversammlungen bei Kaiserwahlen über das fruchtbare Thal um den mattgrünen Strom ausgebreitet liegt. Zum Ueberfluß hätte man noch von Koblenz auf Kölner Dampfbooten ein preußisches Regiment herbei bringen können, um das große Fest — zu verherrlichen."

„Ich will nicht erzählen, wieviel ich mir auf diese Phantasie zu gut that, und wie ich mir das Traumfest ausmalte. Wirklich mußte, um mich aus meinem Fieber zu reißen, so Unerwartetes kommen, als die vierte Jahrhunderffeier der großen Erfindung zu erfahren hatte, sobald

nun wirklich, wenn auch nur zersplittert in den Städten und Städtchen Deutschlands Anstalten zum Feste getroffen wurden. Da, wo ich von einem deutschen Gesammtfeste geschwärmt hatte, schien eine der deutschen Regierungen gemeinsame Abneigung sogar vor Einzelfesten zu liegen. Und nicht etwa bloß in den kleinen Residenzen, die den Aufwand eines öffentlichen Jubels schwer bestreiten; sondern auch in den größten Hauptstädten Deutschlands, unter den Hochsitzen der Wissenschaft und Kunst, ward die Säcularfeier Gutenbergs, wenn nicht gänzlich verboten, doch ganz verbittert. Sonst hatten wohl Könige den hohen Sinn, aus dem trüben und gemeinen Verhängniß ihrer Völker an guten Tagen eine Andacht, eine Poesie zu erwecken: heuer galt es für Weisheit, die freie Begeisterung eines hochsinnigen Volkes zu einer matten Handwerksfreude abzudämpfen. Die Geschichte des Jahres 1840 mag es genauer erzählen, an welchen kleinlichen Hindernissen der erste Drang unseres Volkes anstieß, — seine menschliche Lust an etwas Nationalem zu befriedigen. Mir aber träumte in jenen Tagen, mein Name hätte sich verwirklicht, ich wäre in der That ein König, und zwar ein dichterischer, wie es solche auch in früherer Zeit schon in Süddeutschland gab. Wenigstens hatte ich Verse nicht bloß geschrieben, sondern in wiederholten Auflagen drucken lassen, und ein gewisser Menzel hatte ihnen gehuldigt. Dennoch erließ ich in meinem Reiche ein Verbot öffentlicher Freude über die Erfindung des Buchdrucks; nur den Druckern gestattete ich ein Fest, nur den Handwerkern, nicht den Geistern, sollte die Presse dienen. Aber mit welcher Glut auf den Wangen erwachte ich darauf aus mei-

neun Traum!" — „Hier ſtehe ich nun an meinem Trinkſpruche! Helfen Sie mir, meine Herrn, ein Lebehoch ausbringen, — nicht dem Könige, den ich geträumt habe, ſondern jenem, der mit Schamroth erwacht iſt. Sie ſehen m. H., der Widerſpruch beider löst ſich in der höhern Einheit meiner lebendigen Perſon: omne principium ab Ego!" —

Man nahm dieß Lebehoch beifällig auf, ohne die ariſtokratiſche Tücke inne zu werden, mit welcher ich das erſte Lebenszeichen unſerer jungen Republik gleich wieder zum alten Königthum hingelenkt hatte.

Doch über dieſen zahmen Anfang unſeres Abends darf ich nicht hinaus gehen in Mittheilung deſſen, was nach dieſer Eröffnung im Schooße der „Victoria" laut wurde. Für ſolche Kühnheit der Gedanken, für ſolche Sprünge der Laune und Trunkenheit der Wünſche giebt es in Deutſchland keine Preſſe. Es waren keine Glühwürmchen, wie ſie in den Nächten um Johannis ſchwärmen: es waren Sturzbäche, wie ſie von fröhlichen deutſchen Herzen ſchäumen in der wilden Einſamkeit, zu der keine Unterſuchungsrichter den Zugang finden.

Die Mitternacht war heran gekommen, und wir fühlten alle, daß mit dieſem Tage das Feſt zu beſchließen ſei, und daß wir unſern Uebermuth nicht bis auf die Hefen leeren möchten. Alle umarmten ſich, und drückten, Jeder an der Bruſt des Andern, die aufgeſprungnen Herzen wieder zu. So ſtiegen wir die ſchmale Treppe hinauf, und wandelten Arm in Arm über das Landungsbrückchen der Victoria. Es regnete leiſe; der Strom träumte, die Ufer ſchlummerten feſt. Wir trennten uns, um mit dem

anbrechenden Tage zum Theil weit aus einander zu scheiden. Einige wandelten noch nach dem Gutenbergssaale, um auch ihre Portion Schmuz dorthin zu tragen, wo er zu Staube getanzt werden konnte. — Der Schwager und ich schritten die dunkeln Berggassen hinauf. Wir hatten heute tief in die Brust — nicht toller Jugend, sondern edelgesinnter Männer geschaut: wir ahneten, was, der kindischen Gewalt des Tages unbewußt, die heilige Propaganda deutscher Herzen fördert, und legten uns, beruhigt über die Zukunft unseres Vaterlandes, schlafen.

VII.

Deutsche Dampfschiffahrt u. Marine.

Von

J. H. von Schomberg-Gervasi.

Die Frage einer Dampfschiffahrts-Verbindung Europa's mit Amerika ist in neuer Zeit, wider Erwarten, glücklich gelöst worden. Die Britten haben hierin die Siegespalme errungen, während den Amerikanern immer der unsterbliche Ruhm der ersten Erfindung verbleibt. Amerika verdankt der schnellen Ausbreitung der Dampfschiffahrt den größten Theil seiner kolossalen Entwickelung in der neuern Zeit. Aber auch das alte Mutterland erkannte sogleich die große Wichtigkeit der Sache und war in seinem Eifer und unermüdeter Anstrengung so glücklich, die transatlantische Dampfschiffahrtsverbindung zuerst mit Erfolg bei sich einzuführen. Zu der ersten Linie von Liverpool nach New-York werden in diesem Jahre durch die kräftige Unterstützung der Regierung noch zwei für England eben so wichtige Kurse sich hinzugesellen. Der eine nach Halifax*)

*) Als dieser Aufsatz eben beendet war, lief die Nachricht ein, daß das Dampfschiff Britania in zehn Tagen, von Neu-Schottland in Nordamerika nach Irland gefahren ist, mithin vier volle Tage weniger gebraucht hat, als bisher.

in Neu-Schottland, und der andere nach dem Golf von Mexico; beide werden von Privat-Gesellschaften ausgeführt, jedoch bekommt erstere Funfzig Tausend und die andere Zweihundert und vierzig Tausend Pfund Sterling von der Regierung jährlich als Entschädigung. Diese enorme Unterstützung, welche mehr als die reinen Einkünfte der preußischen Posten beträgt, beweist auf der einen Seite, welche große Erhöhung des National-Reichthums man von einem solchen Kommunicationsmittel erwartet, und auf der andern, wie in England tief durchdachte staatsökonomische Berechnungen volksthümlich geworden sind. Wer reichlich ernten will, muß auch verstehen, zu rechter Zeit reichlich zu säen. In Deutschland aber, gestehen wir es aufrichtig, hat man in solchen Berechnungen, noch nicht die Kinderschuhe ausgezogen und ist bisher von einer nicht zu rechtfertigenden Aengstlichkeit geleitet worden. Frankreich sah gleich ein, daß es nicht ohne bedeutende Nachtheile zurückbleiben könne, und beeilt sich jetzt diesem Beispiele eiligst zu folgen. Schon ist ein Gesetzentwurf in den Kammern angenommen worden, nach welchem eine Linie von Havre nach New-York und zwei von Bordeaux und Marseille nach dem Golf von Mexiko und endlich eine vierte von Nantes oder vielmehr dessen Hafen Saint-Nizaire nach Brasilien eingerichtet wird. Nur die erste soll durch eine Privatgesellschaft, die drei letztern aber durch den Staat ausgeführt werden. Da jene ganz nach den englischen mit einer Regierungs-Unterstützung eingerichtet ist, so wollen wir nur diese näher erörtern. Zwölf Dampfböte von 450 Pferdekraft sollen den Dienst wechselweise versehen und

vier von 250 Pferdekraft die Küsten-Verbindung mit den südamerikanischen Staaten unterhalten. Diese kolossale Unternehmung wird nicht mehr als 25 Millionen Franken kosten. Alle diese Dampfböte sind aber so eingerichtet, daß sie, wenn sie nicht mit Waaren beladen sind, Kanonen tragen können. Da die bedeutendern die Größe eines Linienschiffes haben, so frohlockt das Journal des Debats schon jetzt darüber, daß durch diese Unternehmung die französische Marine jede andere an Stärke erreichen wird. Rechnet man noch die andern Dampfschiffahrts-Verbindungen, welche England und Frankreich jetzt schon im Mittelmeer besitzen, hinzu, so muß man gestehen, daß eine energische maritime Entwickelung beider Nationen in Deutschland zu den ernsthaftesten Betrachtungen Veranlassung geben muß.

Auch die belgischen Kammern haben bereits ein Gesetz über die Errichtung einer Dampfschiffahrt zwischen Antwerpen und Amerika angenommen und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieß Unternehmen, dessen Wichtigkeit man tief fühlt, mit belgischer Raschheit zu Stande kommen wird.

Wenn man die österreichischen Kriegsschiffe, welche nur für die Levante bestimmt sind, nicht rechnet; so kann man aus Ueberzeugung wohl sagen, daß die ganze deutsche Marine gleich null ist, obgleich der deutsche Seehandel in neuerer Zeit sich nicht unbedeutend gehoben hat. Gestehen muß man aber außerdem noch, daß derselbe nur durch die Großmuth der Engländer existirt, welche seit Huskissons Verwaltung den Grundsatz angenommen haben, daß ihre Wohlfahrt mit der Handelsfreiheit anderer Nationen sich

wohl vertragen könne. So lange sie im Besitz des größten Betriebs-Kapitals in ihren Fabriken sich befinden, und schon durch dies financielle Uebergewicht mit der Industrie aller Länder glücklich conkurriren können, werden sie im Auslande die Theorie der Handelsfreiheit gewiß aufrecht erhalten. Wer kann aber jetzt mit Sicherheit in die Zukunft blicken? Steht nicht vielmehr mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß es in England zwischen dem Volke und den privilegirten Kasten zu einem Kampfe auf Tod und Leben kommen wird, in welchem der größere Theil des National-Reichthums zu Grunde gehen muß? Wird aber die siegreiche Gewalt im Inlande, die man durch zeitgemäße Reformen zu rechter Zeit hätte beschwichtigen können, nicht eben so gewaltsam nach außen, wenigstens gegen die schwächern Seestaaten, verfahren? Kann nicht die französische, russische oder nordamerikanische Marine eine feindliche Stellung gegen den deutschen Handel annehmen, ohne daß wir sogleich durch eine Allianz die Mittel erhalten, den drohenden Sturm zu beschwören? Wird es unter solchen Verhältnissen, die, vielleicht früher als wir glauben, zu unserm Nachtheil sich gestalten werden, nicht eine unschätzbare Wohlthat sein, eine kleine kräftige Marine zu besitzen, welche wenigstens geeignet ist, die nächsten Küsten und gegen kleine Piraterien zu schützen. Die Geschichte hat von jeher gelehrt, daß stets diejenigen Nationen den blühendsten Handel besessen, welche die zahlreichste Marine gehabt haben*). Der kühne Kauf-

*) Der scharfsinnige italienische Staatsökonom Filangierie hat der neapolitanischen Regierung schon im vorigen Jahrhundert ernstlich aber vergebens gerathen: eine starke Marine zum Schutz ihres Handels

mann dringt freiwillig in fremde Länder, um durch neue Unternehmungen sein und seines Vaterlandes Glück zu befördern; kommt er aber von wilden und unkultivirten Ländern zurück, um ermüdet neben seinem Gewinn sich auszuruhen, so erheben und beleben ihn die schützenden Farben seines Landes zu neuen Unternehmungen. Der Deutsche darf sich nirgends in der fremden Welt dieses patriotischen Hochgefühls erfreuen!

Diesem höchst empfindlichen Mangel einer deutschen Marine könnte in neuerer Zeit, wenn man es ernstlich will, nach und nach abgeholfen werden. Die sehr achtungswerthe kaiserliche Marine, die sich immer mehr entwickelt, mag mit deutscher Biederkeit, den Handel in der Levante schützen, unsere Vorschläge sind hier nur für den ganz verwaisten deutschen Zollverein berechnet. Dieser kommerzielle Staatenbund, der schon jetzt an politischer Wichtigkeit die alte Hansa weit übertrifft, hat keine anderen Seehäfen als die der Ostsee, welche jährlich von ungefähr 12,000 Schiffen allein in Preußen besucht werden.

Unser Plan geht nun dahin: aus Stettin ein deutsches Antwerpen zu machen und diesen Binnenhafen zu Wasser mittelst Dampfschiffe mit Nordamerika und zu Lande durch Eisenbahnen mit Triest und dem südlichen Deutschland in Verbindung zu setzen. Napoleon hat bloß für den Hafen von Antwerpen vierzig Millionen Franken verwendet,

---

zu errichten. Jetzt würde sie auch in der Schwefelfrage ausgezeichnete Dienste leisten und man könnte auch wegen Sicilien ganz außer Sorge sein.

warum soll nicht auch der Zollverein für eine so wohlthätige Verbindungslinie einige Millionen Thaler hergeben? Die großen Vortheile zahlreicher Handelsverbindungen, die dadurch eingeleitet werden, lassen sich allerdings nicht sogleich mit der Hand greifen, sind aber für die Zukunft unberechenbar und unausbleiblich, wir setzen nämlich hier voraus, was auch mit der höchsten Wahrscheinlichkeit in nicht zu entfernter Zeit eintreten wird, daß zwei Eisenbahnen, die eine über Berlin nach dem Rhein und Süddeutschland, und die andere über Breslau und Wien die Hafenstadt Stettin mit ganz Deutschland in eine rasche Verbindung bringen wird.

Bevor dies noch geschehen ist und zwar sobald als möglich, um sich nicht von andern Nationen überholen zu lassen, werden fünf Dampfböte erster Größe gebaut, welche vorerst dazu bestimmt sind, monatlich einmal über Kopenhagen, Gothenburg, Ostende, Calais, Dower, Lissabon, Terceira nach New-York abzugehen und Briefe, Passagiere und leichte Waaren mitzunehmen. An allen diesen Handelsorten, die noch vermehrt werden können, würden zahlreiche Aufträge ertheilt werden, sobald die Unternehmung sich ein gegründetes Vertrauen zu erwerben verstanden hätte. Wer am sichersten und wohlfeilsten führe, würde, bei noch so starker Konkurrenz, unzweifelhaft die meisten Aufträge erhalten. Beide Bedingungen dürften deutsche Unternehmer bei unserer socialen Stellung am besten erfüllen können. Die Bedachtsamkeit der Deutschen hat von jeher einen guten Klang im Auslande gehabt und nirgends sind die Lebensmittel so wohlfeil als bei uns.

Um das Unternehmen zu realisiren, dürfte bloß eine Anleihe von drei Millionen Thaler zu $3\frac{1}{3}$ Procent Zinsen gemacht werden, welche die Zollvereincasse garantirt. Damit würden vorläufig, wie gesagt, nur fünf Dampfböte von 450 Pferdekraft angeschafft werden, wovon zwei fortwährend in Gebrauch wären und die andern drei in New-York, Lissabon und Stettin zur Reserve dienten. Mehr anzuschaffen wäre für jetzt nicht rathsam, da es höchst wahrscheinlich ist, daß die transatlantische Dampfschiffahrt, welche erst seit einigen Jahren eingeführt worden, bedeutende Fortschritte und Erfahrungen machen wird.

Dadurch wäre der erste Grund zu einer deutschen Marine für den Zollverein gelegt, welche, wenn man ihren indirekten Nutzen genau erwägt, nicht allein nichts kosten, sondern sogar bedeutend einbringen würde. Man hätte dadurch nicht allein eine monatliche regelmäßige Kommunikation mit allen bedeutenden Ländern der neuen und alten Welt gewonnen; sondern auch drei große Dampfböte als Reserve, welche mit Kanonen armirt, die Dienste dreier Linien-Schiffe leisten würden. Wenn wir nun annehmen, daß dieser kleine Anfang nach und nach mit dem steigenden Wohlstande Deutschlands sich vervierfachen wird, so dürfte es wohl dann keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß wir in Verbindung mit dem stammverwandten Skandinavien keine andere Nation auf der Ostsee zu fürchten oder irgend eine Unbilligkeit zu ertragen brauchten. Durch Errichtung der gedachten transatlantischen Dampfschiffahrt für Deutschland könnte auch die Frage über die Erwerbung deutscher Kolonien so wie über die Deportation schwerer Verbrecher gründlich

untersucht und vielleicht glücklich gelöst werden. Wir sind völlig überzeugt, daß die Republik Texas schon jetzt gern bereit wäre, entweder gegen Geld oder gegen eine Militair-Unterstützung einen großen Flächeninhalt an den deutschen Zoll- und Handelsverein abzutreten. Dahin könnte nicht allein die überflüssige deutsche Bevölkerung auswandern, sondern auch dort eine besondere Straf-Kolonie für Verbrecher mit Nutzen errichtet werden. Eine solche deutsche Niederlassung am mexikanischen Meerbusen würde schnell aufblühen und nur wohlthätig auf das Mutterland zurückwirken können. Auch würde dieselbe einen sichern Anhaltpunkt für den Fall abgeben, wenn der Handel nach China über die Landenge von Panama seinen Weg nehmen sollte. Andere eben so geeignete Länder zur Anlegung deutscher Kolonien würden sich ebenfalls ohne Schwierigkeit finden. Schon früher hat Preußen Niederlassungen auf der Westküste von Afrika besessen, als noch sein Handel und seine Industrie sehr wenig ausgebildet waren. Auf jeden Fall ist diese Angelegenheit für die künftige Wohlfahrt Deutschlands von so überwiegender Wichtigkeit, daß sie nicht oft genug in Anregung gebracht werden kann.

Was die Ausführung der transatlantischen Dampfschiffahrt betrifft, so würden wir dieselbe aus einem dreifachen Grunde der preußischen Postverwaltung anvertrauen. Denn zunächst ist nicht zu übersehen, daß hier nicht etwa eine neue kaufmännische Speculation, sondern lediglich ein neuer Verbindungsweg beabsichtigt wird, der ganz in das Bereich der Post fällt. Demnächst hat die preußische Postverwaltung einen solchen Ruf der

Thätigkeit, Umsicht und Solidität sich erworben, daß wohl Niemand Anstand in Deutschland nehmen dürfte, sein Vermögen und seine Person einer so ausgezeichneten Behörde anzuvertrauen. Wir sind sogar überzeugt, daß auch Engländer und Franzosen derselben bald den Vorzug geben würden. Endlich ist wohl jetzt so ziemlich ausgemacht, daß wir in Deutschland noch nicht jene kommercielle Reife erreicht haben, in welcher große Gesellschaften, ohne bedeutende Fehler zu begehen, sich mit Leichtigkeit konstituiren können. Nur England hat, unserer Meinung nach, diesen Vorzug und selbst die Franzosen, welche sonst in allen Sachen einen so großen praktischen Scharfblick besitzen, haben diese industrielle Höhe noch nicht erstiegen. Danken wir daher der Vorsehung, daß wir wenigstens solche Behörden besitzen, welchen wir so wichtige Unternehmungen ohne Besorgniß anvertrauen können.

Man wird uns vielleicht den Einwand machen, daß es besser sei, diese Unternehmung von Hamburg oder Bremen, weil beide südlicher und an der Nordsee liegen, ausgehen zu lassen. Allein man muß dabei bedenken, daß nicht allein eine kommercielle Verbindung, sondern auch die allmälige Erschaffung einer deutschen Marine durch diese Unternehmung bezweckt wird. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Hansestädte, nicht zum deutschen Zollverein gehören, wohl auch schwerlich demselben beitreten werden. Ihr ganzes Wesen besteht im freien Handel, und es hieße ihre ganze Natur aufgeben, wenn sie sich auch hierin, fremden Staaten unterordnen sollten. Sie mögen daher fortfahren Deutschlands Freihäfen zu bilden; kein denkender Mann wird ihnen eine solche Stellung verargen.

Ganz anders verhält es sich allerdings mit den ackerbauenden Staaten Braunschweig, Hannover und Mecklenburg, diese hätten schon längst, wenn auch nicht aus Patriotismus, wenigstens aus financiellem Interesse dem deutschen Zollverein beitreten sollen. Besonders würde Mecklenburg, das eine große Masse von Produkten nach Berlin absetzt, sich dabei sehr gut stehen, und seinen Antheil aus den Zollrevenuen zur Verminderung der Grundsteuer verwenden können.

Eben so wenig kann der neuen Unternehmung der dänische Sundzoll entgegen stehen. Stettin behauptet, wie Kamin und Kolberg, die Freiheit von demselben, die es in frühern Zeiten erworben hat. Sollte es aber auch der preußischen Regierung nicht gelingen dieselbe geltend zu machen, so ist es wohl kaum zweifelhaft, daß dieselbe für diese Unternehmung von Dänemark sehr leicht zu erlangen sein dürfte. Dänemark hat dabei selbst das größte Interesse, daß eine solche Unternehmung zu Stande komme, und auf diese Weise der kränkelnde Handelsverkehr der Ostsee neu belebt werde. Außerdem ist jetzt der Sundzoll von schwedischer Seite durch einen Kanal umgangen worden, und steht im Begriff auch von deutscher Seite durch eine Eisenbahn unschädlich gemacht zu werden. Unter solchen Umständen würde daher die dänische Regierung wenigstens für die Dampfschiffe den Sundzoll freigeben.

Der gewählten Stadt Stettin steht auch der Umstand nicht entgegen, daß es zu nördlich belegen ist; denn, wenn auch wirklich ein zu strenger Winter eintreten sollte, so könnten die deutschen Dampfböte auf ein Paar Monate

in Ostende anlegen, ein guter Hafen, der in wenigen Jahren mittelst Eisenbahnen mit ganz Deutschland in einer ununterbrochenen Verbindung stehen wird. An diesem Seeplatz können auch alle Reisende aus Süddeutschland, die deutschen Dampfböte abwarten, wenn ihnen die Zeit oder die Lust fehlt, nach Stettin zu reisen. Sollte man uns etwa die Einrede machen, daß bei einem solchen Unternehmen, der Norden und namentlich Preußen mehr als Süddeutschland gewinnen wird, so müssen wir im allgemeinen bemerken, daß das Wohl eines Staates immer wohlthätig auf die andern zurückwirkt und daß nie ein so ängstlicher Unterschied bei einem Staatenverein sich rechtfertigen läßt. Außerdem ist aber nicht zu übersehen, daß Preußen dem Vereine die größten Opfer gebracht hat, und fortwährend große Ausfälle in seinen Einnahmen erleidet. Hierin liegt auch der Grund, daß der Verein nur auf drei Jahre verlängert worden, weil Preußen, die Revenuen der Grenzsteuer nicht nach Köpfen, wie jetzt geschieht, sondern nach der wirklichen Konsumtion an Kolonie-Waaren geregelt wissen wollte. Der Konsumo ist aber faktisch im Norden, wo die Nahrung der Bevölkerung schlechter als in Süddeutschland ist, viel größer. Da es aber schwer ist, einen andern praktischen Maaßstab der Vertheilung auszufinden, so würde Preußen für seine Verluste auf diesem Wege theilweise einen Ersatz finden, den es als Urheber des Vereins in jeder Beziehung verdient. Auch wird Preußen neuern Nachrichten zufolge darin eine Entschädigung für seine Ausfälle finden, daß der Sundzoll für Rechnung des Zollvereins von Dänemark auf immer durch eine angemessene Kapitals-

Summe abgekauft werden soll. Wir zweifeln nicht, daß ein beide Theile zufrieden stellendes Uebereinkommen zu Stande kommen und auf diese Weise Preußen so zufrieden gestellt werden wird, daß die Vertheilung der Zollrevenuen nach der Volkszahl wieder aufgenommen und der Zollverein auf größere Perioden als geschehen, wird verlängert werden können.

Vorläufig soll unser Vorschlag mehr ein kommercielles Verbindungsmittel sein, und nur die Keime zu einer großartigen deutschen Marine in sich schließen. Wenn die Verbindungen und der Handel ausgedehnter und der Wohlstand größer geworden, und in der Erbauung der großen Dampfschiffe *) mehr Erfahrungen gemacht worden, dann mögen auch mehrere Marine-Schulen, wozu die Eleven aus dem ganzen Verein zu wählen sein dürften, für angehende Officiere errichtet, oder mit den schon bestehenden Schiffahrtsschulen verbunden werden: dann mag auch das Kriegs-Ministerium in die Sache thätiger eingreifen. Die Devise der ganzen Unternehmung darf aber für alle fernen Zeiten keine andere sein, als: im Frieden thätiger Erwerb und im Kriege kräftige Vertheidigung. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Anwendung der Dampfmaschinen auf die Kriegsschiffe eine vollständige Revolution in der Seetaktik hervorbringen wird, wodurch die bisherigen Segelschiffe wahrscheinlich ganz außer Ge-

*) Man ist mit der Größe der Schiffe, und der dazu zu verwendenden Maschinen noch nicht im Klaren. In England hat man mit Dampfmaschinen von Tausend Pferde-Kraft bereits Versuche eingeleitet. Auf die Resultate ist Jeder um so mehr gespannt, als man bis jetzt nicht über 450 Pferde-Kraft gegangen ist.

brauch kommen werden. Auf diese Weise würden wir uns einer neuen Kriegsart nach und nach anschließen, ohne die frühern kostbaren Erfahrungen gemacht zu haben.

Daß Preußen die deutsche Kriegsmarine nur unter der Flagge des Vereins und mit dessen Einwirkung leiten würde, versteht sich von selbst. Dieser Vorzug der unmittelbaren Leitung gebührt ihm aber aus einem doppelten Grunde; theils deshalb, weil es der größte Staat des neuen kommerciellen Bundes ist; theils deshalb, weil es der einzige Vereinsstaat ist, der ausgedehnte Seeküsten besitzt. Auch glauben wir, daß, wenn nach unserm Vorschlage die deutsche Kriegsmarine in Friedenszeiten zu einem thätigen und ununterbrochenem Erwerbe, der mit der Zeit nach allen Welttheilen ausgedehnt werden kann, benutzt wird, mit einem Zuschuß von höchstens jährlich zwei Millionen, eine imposante deutsche Seemacht in's Leben gerufen und unterhalten werden kann. Ist aber der Zollverein erst kommerciell und politisch erstarkt, so wird eine solche Summe und eine noch viel größere bloß an dem Militair-Etat mit Leichtigkeit erspart werden können.

Nach den großartigen Unternehmungen, welche in neuer Zeit ausgeführt worden, glauben wir nicht, daß es noch zaghafte Geister im Vaterlande geben wird, welche an der Ausführbarkeit einer deutschen transatlantischen Dampfschiffahrt und durch dieselbe an der Erschaffung einer vaterländischen Kriegsmarine zweifeln werden. Wenn die Donau-Dampfschiffahrt ihre Böte von Linz bis nach Trapezunt schon jetzt ohne alle Unterstützung von Seiten der Regierung sendet und sowohl

sie, wie die Gesellschaft des Lloyd in Triest ihren Aktionären selbst bei der Konkurrenz der französischen Regierungs-Dampfschiffe im Mittelmeer eine Dividende zahlt, warum soll nicht auch der Zollverein eine ähnliche Kommunikations-Linie von Stettin bis nach New-York mit Nutzen errichten können? Wenn auch der innere Verkehr von viel größerem Umfange sein mag; so ist der äußere Handel von nicht geringerer Wichtigkeit, indem hauptsächlich durch diese große Betriebskapitalien und Reichthümer, wie uns die Engländer praktisch bewiesen haben, erworben werden. Deutschland ist lange genug besonders in materieller Beziehung von fremden Völkern ausgebeutet worden, und es ist hohe Zeit, daß es auch seine materiellen Interessen für die Zukunft, ohne die Rechte Anderer zu kränken, sicher stelle und zur Erhöhung seines Wohlstandes mit Einsicht und Ueberlegung neue Verbindungen einleite. Die Völker sind nicht dazu bestimmt, sich gegeneinander abzusperren, sondern durch gegenseitigen geistigen und materiellen Verkehr zu civilisiren und zu erheben. Deshalb ließ auch in uralten Zeiten eine inhaltreiche Mythe das goldene Vließ von fernem Strande holen.

Berlin, den 1ten September 1840.

VIII.

Heine, Börne, und das sogenannte junge Deutschland.

Bruchstücke.

Von

Theodor Mundt.

1.

Den Epochen der Aufregung folgt die Epoche der Organisation, gleichwie das aufgelockerte Blüthenleben eines Jünglings in das verfestigende und abschließende Mannesalter übertritt. Was dann verloren ist, ist verloren, und was gewonnen ist, ist gewonnen. In einem solchen Moment des ernsthaften Abschlusses muß jeder die Grundlage, auf der er sich dann betrifft, als die eigentliche Basis seines Weiterlebens betrachten, und darin sein selbstbereitetes Schicksal erkennen, das ihn trägt und zwingt. So geht es im Geschichtsleben der Völker, wie im persönlichen Leben der Helden, welche für ihre Völker gefochten haben. Beide halten zu Zeiten inne, um ihre Wunden ausbluten und verbinden zu lassen, und in diesem Heilungsproceß

soviel gesundes und positives Leben, als nur irgend hat gerettet werden können, gewissermaßen als eine neue Organisation anzuschießen. Genug des Ruhms, wenn man dann als Antheil an seiner Zeit nur eine ehrenvolle Narbe aufzuweisen hat!

Das neuerschienene Buch: **Heinrich Heine über Ludwig Börne** führt uns unwillkürlich auf diesen Gedanken und regt die Betrachtung über eine als abgelaufen sich darstellende Periode der Zeit und der Literatur, im weitesten Umfange an. Dies ist die Periode einer Nationalaufregung, oder vielmehr einer Aufregung der Nationalität, welche in unserm Deutschland entweder zu stark oder zu schwach gewirkt hat, denn bei dieser Wirkung blieb das einzig Erfolgreiche aus, nämlich sich mit der historischen Lebenskraft der Nation zu begegnen. Statt des Nationallebens selbst wurde daher nur die Nationalmeinung, oder das Meinungsleben der Nation, bedeutsam aufgeregt durch jene Gewitter, welche am politischen Horizont die Hitze der zu früh abgedampften Julirevolution von Frankreich zu uns herübergeführt hatte, und die in unserer Literatur ein donnerndes Echo fanden, das eine auf literarischem Gebiet nie gekannte Bewegung hervorrief und namentlich auch der Poesie die Rolle eines Volkstribuns zuertheilte.

Die Literatur, welche aus dieser Aufregung der deutschen Nationalität, und zum Theil aus dem künstlichen Versuch, eine politische Nationalität in Deutschland nach französischem Muster zu schaffen, hervorging, zeigte zwei Namen auf, welche, einem Doppelstern ähnlich, die gemeinschaftliche Bewegung in demselben Raum und nach dem-

selben Gesetz zu theilen schienen. Börne und Heine wurden wenigstens lange so zusammengenannt, wie etwa Schiller und Goethe, und schienen für die neue literarische Bewegung, als deren Väter man sie gewissermaßen betrachten konnte, in diesem Zusammenklang ihrer Namen dasselbe zu bedeuten, was etwa jenes Heroenpaar für die Entwickelung der Literatur ihrer Zeit bedeutete. Aber wenn man sich nur einen Augenblick lang diesem in sich unwahren Vergleich überläßt, so wird man sich zugleich bewußt, was Heine und Börne fehlte, um ein solches Verhältniß darzustellen, das in der Begegnung und Ergänzung zweier großer und edler Charaktere eine mächtige Quelle für die Bildung und Entwickelung jeder Zeit werden muß. Das Doppelgestirn: Heinrich Heine und Ludwig Börne, eine Constellation des Hasses, hat jetzt auch im Haß sein Ende gefunden, und Heine hat in seinem neuesten Buch die Selbstbekenntnisse dieses Hasses auf eine Art niedergelegt, die zugleich beweist, wie viel subjectiv schlechte, eitle und nichtsnutzige Stoffe jener Literaturperiode der Aufregung in diesen ihren beiden Vertretern zu Grunde gelegen. So zeigt sich denn auch nach dieser Seite hin die französische Julirevolution, die als augenblickliche That des Nationalbewußtseins für Frankreich so glorreich gewesen, in ihrer weiteren Auseinanderlegung nur als ein großer Schiffbruch, aus dem alle damit zusammenhängende Ereignisse und Persönlichkeiten fast wie mit einem Fluch des Daseins hervorgingen. Der Untergang Polens ist und bleibt immer eine Hauptverschuldung der Julirevolution, die, statt thatkräftig aus sich selbst herauszutreten, in die journalistische und parlamentarische

Debatte versumpfte, um in diesem Sumpf dem Friedens-napoleonismus eines Louis-Philipp das bequeme Lager zu bereiten. Für die neueste deutsche Literatur ist der Untergang zweier Geister, wie Heine und Börne, fast ein ähnliches Ereigniß, wie ein Untergang Polens, und, wenn man das Gleichniß fortsetzen will, auch aus denselben Gründen der allgemeinen Verhältnisse, wie aus denselben Ursachen des innern Zerwürfnisses und der anarchischen Subjectivität, herzuleiten.

Das Wahre, das wir aus diesen Bewegungen gerettet haben und noch retten werden, kommt weder Börne noch Heine zu Gute. Denn Börne, der am Elend seines eigenen Herzens, welches das Herz Deutschlands war, gestorben ist, schläft unter einer Steinplatte des Père Lachaise und hat den bittern Traum seines Lebens, daß man ein Volk bei den Haaren dazuziehen könne, frei und glücklich zu sein, hoffentlich mit bessern Träumen vertauscht. Es war ein Irrthum, über den erhaben zu sein Niemandem Ehre macht, und deshalb können wir nur mit Erröthen daran denken, daß wir jetzt um so Vieles weiser sind, als der arme Börne. Wenn man aber an dem einfachen Grabstein Börne's auf jenem Kirchhof steht, dann erblickt man unter sich zu seinen Füßen eine dicke Dampfwolke, die fast unbeweglich sich hingelagert hat. Dies bezeichnet die Atmosphäre der Stadt Paris, welche du dort in ihrer ganzen Ausdehnung vor dir hast. In dieser Atmosphäre, die den Qualm aller modernen Lebenselemente und die Fäulniß aller Zeitrichtungen in sich geschluckt hat, wohnt noch Heinrich Heine, welcher den Börne überlebt hat, vielleicht auch sich selbst. Und während Börne da oben

auf seiner Kirchhofshöhe von reinen Lüften umfächelt ist, während er gesund geworden als Todter, schreibt Heine dort unten, in den kranken Nebeln, die seine Brust beengen, ein krankes Buch, das bald bleich ist vor Mißgunst und Haß, bald fieberroth vor Eigensucht. Der Kranke kämpft hier mit einem Todten, und zwar auf Leben und Tod. Ist es ein Wunder, wenn sich der Kranke dabei den Tod holt und der Todte neu lebendig wird?

Es ist eine schöne Sache, das Leben zu haben, wieviel kann man nicht, nach allem Verfehlten und Verkehrten, immer noch aus dem Leben machen! Es heißt aber auch mit Recht: „wer sein Leben lieb hat wird es verlieren!" Wer Selbstbekenntnisse unternimmt, dem muß es um die Wahrheit zu thun sein, und sollte er sich selbst dadurch vernichten. Wenn ein Kämpfer verwundet aus der Schlacht hervorgegangen, dann mag er sich auch wohl noch in späterer Zeit seiner Narben rühmen und freuen, aber es ist ebenso kindisch als nutzlos, wenn Einer, um im Leben damit zu gelten, seine Narbe dem Volke zeigt und ausruft: seht, meine Narbe ist die einzig ächte Narbe der Schlacht, trauet ja nicht der Narbe jenes Todten, den ihr so fälschlich bewundert habt und der unwerth war, mein Kamerad zu heißen!

Das heißt, sein Leben lieb haben, und aus dieser Liebe zum Leben hat Heine jetzt über Börne geschrieben, und hat uns darin seine Narbe gezeigt, die so schön sei, daß die ganze Zeit sich darein vergaffen müsse, während die Narbe Börne's so häßlich und schmutzig, daß man noch vor dem Todten ausspeien müsse! Welche Narbe

wird das Publikum nun küssen, die Narbe Börne's oder die Narbe Heine's?

Nutzlos ist auch dieser Act der Selbstliebe zu nennen, denn wer jemals das Unglück gehabt, mit seinen Feinden zu einer solidarischen Verantwortlichkeit zusammengewürfelt zu werden, sei es nun durch eine Intrigue der Polizei oder durch eine Absurdität der öffentlichen Meinung, der wird auch die Erfahrung gemacht haben: daß dagegen kein Protestiren hilft! Ueberhaupt kann man sich in einem solchen Falle nur dadurch retten, daß man Denen, mit welchen man sich zu einer solchen Verantwortlichkeit verbunden und verhaspelt sieht, die strengste Gerechtigkeit widerfahren läßt, was allerdings das Schwerste ist.

Heine stellt in seinem mehrerwähnten Buche besonders den Umstand heraus: daß er in allen seinen Bestrebungen nur Dichter gewesen, und daß seine Gesinnung vorherrschend immer die eines Royalisten war. Wir müssen es ihm wohl glauben, wenn er es uns sagt, und was seine Dichterkrone anbetrifft, so giebt es keine so starke Demagogenhand in unserer Kritik, welche ihm diesen wahrhaft königlichen Schmuck jemals entreißen könnte. Mit Börne hat er demnach niemals etwas gemein gehabt, denn Börne war durch und durch Demokrat, und zuletzt geradezu Revolutionair. Nun aber kann Heine seinen Abscheu gegen alles Demokratische, namentlich wie es Börne getrieben, nicht stark und witzig genug malen. Für den Begriff der Volkssouverainetät hat er jetzt einen sehr humoristischen und possirlichen Ausdruck erfunden: er nennt das Volk den „souverainen Rattenkönig." An den revolutionairen Versammlungen der deutschen Handwerker

in Paris, mit denen sich Börne zuletzt zu schaffen gemacht, hat Heine keinen Antheil genommen, weil in den Sälen geraucht wurde. Heine kann den Tabaksqualm nicht vertragen, und bemerkt witzig, daß er mit der deutschen Revolution nichts zu thun haben könne, weil er gefunden, daß sie Tabak rauche. Börne selbst aber ist ihm ein Toller, ein Wahnwitziger, ja er verlästert dessen Privatleben, das rein und tugendhaft war.

Wozu hilft uns das, und wozu kann es Heine'n helfen?

Daß Börne in Heine nicht Seinesgleichen sah, hat er selbst schon in den Briefen aus Paris und in der französischen Zeitschrift le Reformateur gesagt. Eine Verwechselung konnte daher schon lange nicht mehr stattfinden, und Börne sagte das im milderen Ton und fast mit der thränenerstickten Stimme eines Lebensatten, er sagte es aus Ueberzeugung, was Heine jetzt noch über das Grab hinaus aus Haß wie aus Selbstliebe geltend macht! — —

2.

An einem sonnigen und träumerischen Sommernachmittag des Jahres 1826 las ich zuerst Heine's Reisebilder, deren erster Theil eben erschienen war. Das Buch lag in guter Gesellschaft auf meinem Studententisch und fand sich in einem tête-à-tête mit Hegel's Logik, welche als hinlänglich schwerer Stein der Weisen über das aufgeschlagene Reisebilderbuch gelegt wurde, als die fünfte Stunde schlug, die in das Collegium rief. Hegel las um diese Stunde seine Aesthetik, und zwar zum ersten Mal in einer so vollständig gegliederten Auseinanderlegung als

bestimmten Theil des ganzen Systems. Eine große Anzahl bekannter und angesehener Männer aus allen Kreisen Berlins hatte sich unter die Studenten gemischt, und viele der nachmals hervorgetretenen Jünger- und Knappenschaft saß hier zu den Füßen des Meisters und ließ physiognomisch überschlagen, was einmal aus dieser Gemeinde des absoluten Begriffs werden könnte. Hegel begann diese Vorlesungen mit der für uns junge Leute erhebenden Perspective, daß er uns aus dem „Schattenreich des Gedankens," in dessen tiefstem Dickicht wir in demselben Semester in seiner Encyclopädie mit ihm herumwandelten, nun in das Gebiet des Schönen hinüberführen wolle. Als die Gewohnheit bald das Schwäbische der Aussprache und die Zerstückelung der Sätze — welche vielleicht eben das Kleinkriegen der Idee war — überhörte, stellte sich sogar ein gewisser Reiz in der Unbeholfenheit der Hegel'schen Persönlichkeit dar, der die Ehrlichkeit des in sich selbst arbeitenden Gedankens in jedem Zug aufgedrückt schien. Sein Hohenpriesterthum ließ sich auch selbst von den Abgeneigten und Nichtverstehenden nicht abläugnen, und nur wenn er in dieser Aesthetik von der „Trivialität Jean Pauls" oder von der „Gedankenlosigkeit der Musik" sprach, empörte sich inwendig die poetische Jugend, die vor ihm saß. Sah man doch aber dafür den Mann, sobald die Universitätsglocke sechs geschlagen und er eben seinen Satz beendigt hatte: „daß die Musik die Kunst des leeren Träumens," nun hastig in das geradüberliegende Opernhaus hinüberschweifen, wo eine Oper von Gluck gegeben wurde und er die Sängerin Milder enthusiastisch beklatschte. Oder er nahm sich wohl eine Droschke und fuhr nach dem

königſtädtiſchen Theater hinaus, um die Sontag zu hören. Einmal ſahen wir ihn ſogar in einer Droſchke zuſammen mit Saphir, welcher damals in Berlin die Schnellpoſt herausgab, und neben deſſen auffallend geſchmückter und beweglicher Figur ſich der einfache Philoſoph in ſeinem blauen Frack und den gelben Nankinhoſen ſonderbar genug ausnahm. Die Hauptelemente des damaligen Berliner Lebens, welche öffentlich zündeten, waren offenbar die drei: Hegel's Philoſophie, die Sontag, und Saphir. Dazu geſellte ſich das jedoch mehr äſthetiſch als politiſch wirkende Intereſſe für den Freiheitskampf der Neugriechen, zu deren Unterſtützung Stieglitz und Große ihre Griechenlieder geſungen hatten. Dies war die in Geiſt und Form, in Inneres und Aeußeres geſchiedene und auseinandergefallene Lebensſtimmung der Reſtaurationsepoche, die in Berlin wie anderswo, Alles beherrſchte. Auf der einen Seite entfaltete ſich die Wiſſenſchaft der Idee, eine unſichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeſchiedenheit von allen hiſtoriſchen und nationalen Bedürfniſſen das Evangelium des abſoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entſchädigen wollte, ſondern dieſes ſelbſt in höchſter Potenz zu ſein behauptete, da nach der aufgeſtellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch ſchon ein ſeiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müſſen. Dieſer idealen Richtung der Zeit gegenüber machte ſich aber auf der andern Seite das Unhiſtoriſche und Geſchichtsloſe unſerer Zuſtände nur um ſo mehr geltend, und rächte ſich bitter durch ein Verſinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzen-

dienerei von tausend Armseligkeiten der Gesellschaft, denen man unfreiwillig anheimfiel, weil das entleerte öffentliche Dasein gar keinen Haltungspunct darbot. Es war daher ein Zeichen dieser Zeit, daß selbst die Diplomatie mit der Sängerin Sontag in Collisionen gerieth!

Es fehlte viel, daß uns Studenten dies so klar gewesen wäre! Vielmehr lebten wir in dem Getümmel innerer und äußerer Anregungen unbehaglich und ohne rechten Genuß fort, und suchten bald den Forderungen, welche der absolute Begriff an uns stellte, als dem noch immer Inhaltvollsten der Zeit zu entsprechen, bald begann die poetische Natur in uns eine Opposition dagegen, welche zugleich die Opposition unsres historischen Menschen war. Dies wurde uns zuerst und am meisten in den ästhetischen Vorlesungen Hegels bewußt; gegen diese Fesselung des Schönen und der Kunst an das Begriffs- und Gedankenmäßige stand die Jugendkraft zu Gunsten der poetischen Individualität auf und fühlte mit der Schilderhebung für das freie Individuelle zugleich die Mahnungen des Nationellen und Völkerthümlichen in sich wachsen. Nach dem Hegel'schen Collegium der Aesthetik wanderte ich mit Kühne, dem alten und treuen Jugendgenossen, der schon damals voll feinen Gemüths- und Geisteslebens war, gewöhnlich zum brandenburger Thor in den berliner Thiergarten hinaus. Dort wurde auf langen Spaziergängen die neue Kunstphilosophie verdaut, zum Theil ausgelaufen. Die Freiheit der poetischen Production zu retten, erschien uns damals das Wichtigste. Hatten wir doch selbst schon alle Taschen voll von Production; ich hatte, wie dies so manchem Studenten begegnet, bereits

drei Tragödien geschrieben, dazu lyrische Gedichte in Menge, und auch schon Novellen, die durch Tieck gewissermaßen als ein neues Genre angeregt waren, fanden sich in meinem Schnappsack hinlänglich. Kühne aber schrieb Romane und Novellen, und dichtete lyrisch und elegisch. Es lag in allem diesen Thun ein Zwiespalt des poetischen und des wissenschaftlichen Triebes, der später im aufgehenden Geschichtssinn seinen harmonischen Ausweg fand. —

Den einen Tag waren es Heine's Reisebilder, in denen wir plötzlich eine eigenthümliche Individualität der Zeit schon fertig gestaltet vor uns sahen! Dies Buch wirkte bei seinem Erscheinen so außerordentlich, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete seiner eigenen Stimmung, bald in humoristischer Selbstgeißelung, bald in sentimentaler Verherrlichung des Schmerzes, immer aber in poetischer Spiegelung darin wiederfand. Und über allem diesen lag der Zauber der kecken Jugend, des ungenirt darein tappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der andern angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflectirung der Zeit, und in dieser Mischung der Contraste so ergötzlich und bedeutsam. Kam es in einer thatenlosen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunct des Geistes über dieser Zeit zu gewinnen, so hatte hier der Humorist auf seine Weise dasselbe gethan, was der Philosoph in der Abschließung seines absoluten Systems. Der letztere wollte bloß das als Wirklichkeit gelten lassen, was zugleich ein Gedachtes und dann ausschließlich sein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zusammenhang seines Systems Begriffenes war. Der erstere negirte ebenfalls die vorhandene schlechte Wirklich-

keit, als humoristisches Individuum, das sein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, sondern aus sich selbst entnimmt, ein Selbst, in dem die Kraft des Humors gleich der vagirenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieser Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervorragenden Höhen des Daseins und schaut lustig auf das Verderben herab, dem er selbst verfallen ist, über dem ihn aber seine Vogelnatur emporhält. —

Es war ein raffinirter Nachtigallengesang, den Heine anstimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengesang in jener Zeit, und unser Berliner Thiergarten, der immer so früh grau wurde, und den eine Zeitlang so viel angehende junge Philosophen mit ihren Systemgesprächen so laut durchschwatzten, daß die wenigen Nachtigallen der Gebüsche scheu davonflatterten, er stimmte uns oft so melancholisch, daß wir eine Art von Trost an einem Sänger wie Heine sahen, der eine so burleske Philosophie in kleinen Liederepigrammen verbreitete. Als die wahre und rechte Art des Dichtens erschien uns jedoch diese Poesie keinen Augenblick, wir glaubten aber, daß sie der Uebergang zu der rechten Poesie der Zeit sei, und hofften, Heine werde es selbst so betrachten und einmal alle diese genialen Einzelnheiten und Aussprützungen seiner Natur zu einem großen Schöpfungsact sammeln und aus seinen Unarten eine Art machen, die plastische Gestaltung in das Schaffen der Zeit brächte. Denn Plastik, Gestalt, Fleisch und Blut erschien uns wie das tägliche Brot, das für eine neu werdende deutsche Poesie zu erflehen sei. Heine war noch nicht über den Standpunct der lyrischen und humoristischen Reflexion

hinausgekommen; wir dachten aber nicht, daß er niemals darüber hinauskommen werde. Dieser Standpunct war doch gar zu unzuverlässig, und ließ aller möglichen Falschheit der Laune und des Charakters freien Spielraum. Die Atmosphäre des ersten Reisebilderbandes war und blieb aber unwiderstehlich. Diese träumerische, müßiggängerische, narkotisch stechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausprickelnde Manier lag Jedem in den Gliedern, und erschien in Heine als poetischer Frühlingsbote des nachmaligen Juliliberalismus, dessen ahnungsvolles Jucken in der deutschen Literatur die Reisebilder bezeichneten.

Die Stimmung, welche Heine damals in Gleichgesinnten weckte und vorfand, war in gewissem Betracht der Anfang jener Zerrissenheit, die später noch berüchtigter geworden ist unter dem Namen des Weltschmerzes, der besonders aus den süddeutschen Lyrikern, namentlich aus Nicolaus Lenau, in so lichter Lohe herausschlug. Dieser Weltschmerz ist ungefähr dasselbe, was in einer früheren Literaturperiode die Romantik war, und wie sich die Romantik jener Periode mit dem Katholizismus verband, so hatte der Weltschmerz den alleinseligmachenden Liberalismus zu seinem Buhlen und Gesellen. Die Flachheit der Kritik, namentlich der philosophisch sein wollenden, gebrauchte später den Namen Weltschmerz als Ekelnamen, und da die Lyriker es sind, welche den Orden des Weltschmerzes erfunden und ausgetheilt haben, so mag es ihrem bekanntlich Verse gebärenden Zorn überlassen bleiben, den Weltschmerz zu Stachelgedichten gegen die philosophische Kritik zu wappnen. Ich, der ich meine Hände

dabei in Unschuld waschen kann, bemerke bloß, daß die Zerrissenheit jener Zeit so gut ein historischer Moment und darum ächt war, wie die Wertherstimmung im achtzehnten Jahrhundert. Warum soll denn ein Schmerz, wenn er sich auch burlesk und auffallend gebärdet, darum ein falscher und gekünstelter Schmerz sein? Der gelehrte Gervinus machte es kürzlich der modernen schönen Literatur zum Vorwurf, daß soviel Affectation von Schmerz und Zerrissenheit in ihr vorherrsche! Aber giebt es denn nicht auch ächte Schmerzen, eine wahre Zerrissenheit, die den Adel ihrer Abstammung und darin ihr Recht zur Poesie an der Stirn trägt? — —

Auf Börne kam damals in einem ganz zufälligen Zusammenhang die Rede. Hegel und Gans hatten die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gestiftet, die als eine Art von Propaganda dieser Philosophie, und zum Theil mit Recht, betrachtet wurden. In der Ankündigung hatte man sich etwas pomphaft gegen alle Anonymität in der Kritik, als gegen ein System der Wegelagerung, erklärt, und dagegen eine Beurtheilung der laufenden Wissenschaft nicht anders als unter offenem Namensvisier verheißen. Da erschien gegen den in dieser Ankündigung ausgesprochenen Grundsatz eine kleine glänzend geschriebene Brochüre, welche den Namen Börne auf dem Titel führte. Er erblickte in der Constituirung eines solchen öffentlichen Gerichts, in dem die Autorität des Namens eine Bedeutung gewinnen sollte, eine Gefahr für die Freiheit der Literatur und Wissenschaft. Später ergab sich auch innerhalb jenes Instituts selbst, daß der an die Spitze gestellte Grundsatz nicht ganz haltbar sei, wie er denn überhaupt

etwas Beleidigendes für die Schriftsteller selbst an sich trug. Denn eigentlich heißt es, schlechte und zweideutige Kerle in der Literatur voraussetzen, wenn angenommen wird, man könne anonym gewissenloser sein in seinem Urtheil, als wenn man mit seiner Haut dafür einstehen muß.

Börne aber kämpfte für die Freiheit, wenn auch vor der Hand nur für die Freiheit der Literatur und Wissenschaft in Deutschland. Fast gleichzeitig war eine andere kleine Schrift von ihm einzeln gedruckt erschienen: Börne's Trauerrede auf den Tod Jean Paul's. Dies war in der Sprache ein Meisterstück der Beredsamkeit, und im Gedanken das hohe Lied einer großen Seele. Als Hauptgedanken suchte er durchzuführen: daß Jean Paul der Dichter der Armen gewesen! An einen solchen Geist knüpfte sich nun eine Reihe von Vorstellungen und Ahnungen einer bessern Zukunft in Deutschland. Wenn Heine auf seine Madame Meyer ein Glas Tokayer gereimt hatte, um sich und uns in dieser Position weltgeschichtlich anzuregen, so erschien bei Börne die Anregung geradezu und ohne jene Mythologie der Heine'schen Götter und Göttinnen. Man erfuhr jetzt mehr von Börne, was er sei und was er schon gethan. Die einige Jahre später herauskommende erste Sammlung seiner Schriften, welche noch am Vorabend der Julirevolution beendigt wurde, zeigte schon, zu nicht geringem Erstaunen, den vollständig abgerundeten und fertigen Autor in ihm. Seine Schreibart hatte er nach Jean Paul gebildet, jedoch nach seinem eigenthümlichen Naturell blitzend und scharfschneidig ausgeschliffen. Das jüdische Element in Börne gab einen

piquanten Beisatz dazu. Im Grunde war der schriftstellerische Charakter Börne's schon bei seinem ersten Auftreten vollendet und abgeschlossen. Die Steigerung, welche der Ausbruch der Julirevolution in ihn brachte, war nicht die reine und ächte Entwickelung seiner Selbst, sondern es war ein fast unfreiwilliges Uebersluthetwerden von der Zeit, deren Wogen sein edles Haupt begruben. —

3.

— Die Julirevolution hatte in Deutschland eine Meinungsrevolution zu Wege gebracht. Es bildeten sich seitdem zwei Gegensätze in einer unter den Deutschen noch nicht gekannten Weise zu förmlichen Parteirichtungen aus, die auch das Privatleben heftig berührten, und in die Literatur ganz neue Zündstoffe schleuderten. Diese eine Nachgeburt der Julirevolution war der Liberalismus, der nach Außen unter der theilweise verstümmelten Form des Constitutionalismus wirkte, nach Innen einerseits staatstheoretisch beschäftigte, andrerseits die geheimen Verbindungen organisirte, welche letztere größtentheils durch die Propaganda des Auslandes geleitet und durch die Flüchtlinge der letzten verunglückten Revolutionen verstärkt, nur in den deutschen Burschenschaften etwa ein nationales Element hatten, das aber auch hier nicht rein und ächt blieb, sondern namentlich in polnischen, italienischen und französischen Berührungen eine buntscheckige Carrikatur wurde. Durch solche Hingabe an die fremden Nationalitäten unterschied sich dieser Juli-Liberalismus wesentlich von dem Deutschthums-Demagogismus, mit dem er sonst dieselbe idealistische und phantastische Stellung

zur Wirklichkeit gemein hatte, doch deuteten die langflatternden Locken der Altdeutschen und ihre weiten Turnerhosen auf mehr Behagen und eine hinlängliche Muße zur Schauspielerei, während die Liberalen von 1830, bei der Eile, zu der sie durch die Umstände gedrängt wurden, kaum Zeit hatten den französischen Bart ordentlich zu besorgen. Die andere Nachgeburt der Julirevolution war der Reactionarismus, der bei den Umtrieben der Liberalen seine Rechnung fand, und durch das, was sie schlecht machten, seiner eigenen schlechten Sache, welches die Sache des Altbestehenden und Längstverfallnen war, einen rechtlichen Anstrich gab. Es waren die Jahre 1832 und 1833, welche über das Schicksal dieser Gegensätze der Zeit entschieden und einen Sieg der Reaction in Deutschland begründeten, welcher auf lange Zeit alle Lebensrichtungen gelähmt und abgedämpft hat.

Es war damals für jede Existenz schwierig sich durchzubringen, denn es fehlte durchweg an Gegenständen der unbedingten Hingebung, des unbedingten Vertrauens. Ich hatte im Jahre 1832 Berlin verlassen, um einem unruhigen Drang nach Außenleben und nach Antheil an der Zeit zu genügen. Gegen die Hegel'sche Philosophie, mit der ich vier Jahre lang in dem ernstlichsten Verhältniß gestanden, war ich zuletzt mit Waffen des Humors und der Satire aufgetreten und glaubte mich dadurch aus den Fesseln der absoluten Construction zu einem wahrhaft historischen Thatenleben zu erlösen. So schrieb ich die Humoreske: „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien", in welcher die Professur des Fürsichseins übermüthig genug von der poetischen Individualität geneckt wurde. Schon

1829 hatte ich in einen in Berlin erschienenen Roman: Das Duett, eine Verhandlung über das Ansichsein und Fürsichsein Hegel's eingeflochten, um der productiven Unmittelbarkeit des Daseins, aus der allein Geschichte und Staatsleben sich entwickeln kann, das Wort zu reden gegen die Anmaßung der denkenden Betrachtung, sich als den Gipfel des Lebens hinzustellen.

Von allen diesen Conflicten, welche mir mehr berlinisch als deutsch, und mehr als Krankheit denn als Gesundheit der Zeit erschienen, sollte mich der Postwagen befreien. Schon die frische Luft der Landstraße wehte manche Vergrämung und Trübung der Jugend hinweg, und eine Nacht Unterwegs, in Träumen und Bildern einer lebensvollen Zukunft sich hinschaukelnd, hatte schon Wunder verrichtet. In Leipzig, diesem behaglich durcheinander grabbelnden Ameisenhaufen, hatte ich zuerst einige Monate zu verweilen. Dort gab es schon einen bei weitem gestaltvolleren und regeren Ausdruck der neuen deutschen Lebensentwickelung als in Berlin, wo man nur in Gesellschaften und gesprächsweise Politik, und zwar oft sehr freisinnige, verhandelte, aber in seinem sonstigen Thun und Verhalten nicht die geringste Aenderung zeigte. In Leipzig sah ich zum ersten Mal mit eigenen Augen, wie constitutionelle Staatsformen auf die Erhöhung und Veredelung des Volkslebens einwirken. Dazu traf ich noch an diesem Ort einige feurige Kohlen von dem letzten weltgeschichtlichen Brande Europa's an, denn so, als umherfliegende Brennstoffe, konnte man die flüchtigen Polen betrachten, deren Rückzug durch Deutschland ein höchst pathetischer und thränenvoller Triumphzug war. Mehrere davon,

und sehr bedeutende und edle Gestalten, hatten sich noch in Leipzig verspätet und verdankten der Humanität der sächsischen Behörden wenigstens ein geheimes Asyl, das freilich auch zuletzt andern Einwirkungen preisgegeben werden mußte. Das Haus der beiden Buchhändler Brockhaus, zu denen ich ein vorübergehendes Verhältniß hatte, zeichnete sich in jener Zeit vornehmlich durch seine gastliche Aufnahme der Polen aus, und dort machte ich einige Bekanntschaften, die mir den Geist der polnischen Sache in der reinsten Gestalt zeigten, obwohl ich auch zugleich in der polnischen Persönlichkeit gewissermaßen eine organische Ursache des Unglücks der ganzen Nation zu begreifen glaubte. Sonst stand man damals in Leipzig auch mit Allem, was in Deutschland sich regte und bewegte, in einer unmittelbaren Berührung. Die politischen Flugschriften, die süddeutschen und rheinbairischen Journale, die Stichwörter der constitutionellen Ständeverhandlungen und die wichtigsten Reden der Abgeordneten, alles dies und was sonst noch die Mittheilung und Kunde nach dieser Richtung hin wünschenswerth machte, ging uns in Leipzig rascher und ungehinderter zur Hand. An den öffentlichen Orten in Leipzig las man den Freisinnigen, die deutsche Tribune, die feuerspeienden Flugblätter von Wirth. Diese schnelle Kenntnißnahme aller Zeichen der Zeit, verbunden mit der Aufregung, welche der Besuch der Polen im deutschen Gemüth zurückgelassen, gab damals dem ganzen Treiben der Bevölkerung einen bedeutsamen Stempel. Das constitutionelle Leben in Sachsen, das immer einen höchst erfreulichen, kerngesunden und ächt deutschen Charakter gezeigt, entwickelte sich in ganz natür-

lichen und einfachen Zügen zu einer lebendigen Frucht. Ueberall stieß man im Leben selbst auf eine volksthümliche Theilnahme an der Staatsentwickelung. In den Sälen der Leipziger Buchdruckereien machte Einer der Setzer gewöhnlich den Vorleser der Flugschriften und Zeitungen, und während die Andern um ihn her fleißig an ihren Pulten arbeiteten, las er mit nachdrücklicher Stimme die neueste politische Broschüre vor, bei deren Hauptstellen oft allgemeine Sensation sich kundthat. Das deutsche Naturell schien sich wirklich zu einer That zu spannen. —

Aber was aus jener Zeit Thatsächliches hervorging, war leider eine Travestie alles historischen Geschehens. Das Hambacher Fest reizte zuerst meine Spottlust über diese kindische Geschichtsmacherei, die nachher in allen wirklichen Unternehmungen dieser Revolutionairs sich zeigte und in dem übereilten Frankfurter Attentat auf der letzten Spitze der historischen Ohnmacht abbrach. Die französische Julirevolution hatte Diejenigen, welche an sie geglaubt und ihre Hoffnungen darauf gegründet, zu schmählich im Stich gelassen. Casimir Perier hatte das Justemilieu-System erfunden, und war an der Cholera gestorben, die auch in Deutschland die Besorgniß der Gemüther peinlich vermehrte, unter uns aber mehr aristokratisch wüthete, indem sie besonders das arme Volk dahinraffte, obwohl auch Hegel, der Gründer des Systems des Geistes, das ein ebenfalls Alles nivellirendes Justemilieu-System des Begriffs war, von dieser Krankheit entführt worden in das geheimnißvolle Land, das noch kein Erkennen erkannte. Die Cholera als den physischen Ausdruck des allgemeinen Zeitleidens anzusehen, mochte man sich überhaupt nicht so

leicht enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte seines eigenen Lebens heraus einen Krieg mit sich selbst an. Die Ganglien, oder das System aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des lebendigen Daseins, werden aus äußerstem Drang nach Thätigkeit zu Furien und beginnen einen bacchantischen Tanz. In dieser räthselhaften Empörung spannt das Gangliensystem alle seine labyrinthischen Netzgeflechte zu ebenso vielen Todesschlingen auf. Das Leben hat sich aus Angst und Unruhe in seine eignen Eingeweide gegriffen, und büßt die Leidenschaft, sich selbst zu erkennen und sich selbst zu begreifen, zuletzt mit dem äußersten Act der Selbstreflexion, nämlich sich selbst auszuspeien. So wirkte die Cholera in jener Zeit nicht wie eine gewöhnliche Krankheit, sondern mehr dämonisch, durch Furcht und Schrecken, im wahren Sinne eines Zeitteufels, dessen Plagen man zugleich in einem unerklärlichen Bangigkeitsgefühl wie Bußen hinnimmt. —

Das historische Leben zerrann uns auch immer mehr und mehr unter den Händen, und was wir schon zu haben glaubten, wurde uns wie vor dem Munde weggeschnappt. Der vollkommene Banquerott aller Ideen der Julirevolution, der sich im Jahre 1832 auf das Entschiedenste herausstellte, wirkte auch in Deutschland eine Zusammenschrumpfung aller Lebenszustände. Ein trüber schwerer Nebel lag wie ein Leichentuch über der Zeit. In dem freien Frankreich war die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt worden, als beim Begräbniß des Generals Lamarque Republikaner und Carlisten ihren Bund schlossen, um mit den vereinten Waffen den Justemilieu-Thron zu stürzen. Fast gleichzeitig erschienen in Deutschland die

berühmten Beschlüsse des deutschen Bundes vom 28. Juni 1832, durch welche, allen constitutionellen Rechten und Befugnissen der Stände gegenüber, die Vereinigung der gesammten Staatsgewalt im Souverain ausgesprochen, eine sogenannte Bundestags-Commission zur Aufsicht über die Verhandlungen der deutschen Landstände ernannt, und überhaupt die Oeffentlichkeit und Aeußerungsfreiheit der constitutionellen Körper auf bestimmte Schranken, welche man die bundesgemäßen nannte, zurückgeführt wurde. Das badische Preßfreiheitsgesetz, dieser Hahnenschrei um Mitternacht, ward als ungesetzlich und gesetzesunkräftig zur Ruhe verwiesen. — —

In einer von allen diesen Vorgängen bedingten und gemischten Stimmung schrieb ich 1832 in Leipzig die kleine Schrift: „Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung" (Leipzig, Brockhaus). Diese Frage über die Wiederherstellung einer Einheit des deutschen Reiches war damals der Brennpunct, in welchem alle übrigen Fragen der Zeit zusammentrafen, und zu dem sich mehr oder weniger auch die thatsächlichen Vorarbeiten zu einer deutschen Revolution vereinigten. Die Bezweckung dieser Einheit erschien mir unter den obwaltenden Geschichtszuständen wie eine leere Abstraction, die mich theils mit dem Liberalismus noch mehr entzweite, theils meinen Ueberdruß an einer Epoche, in welcher die künstelnde und fabrizirende Reflexion sich nach allen Richtungen hin zum Werkmeister der Geschichte aufwarf, zu einer bewußten Ueberzeugung gestaltete. Daraus wurde mir klar, warum bei allen diesen Unternehmungen kein Segen herauskam. Ueber das Hambacher Fest schrieb ich in jener Schrift Folgendes nieder:

„— Die Hambacher waren es im Mai 1832, die das Maifest einer neu erblühen sollenden Nationaleinheit der Deutschen dort feiern wollten oder gefeiert haben, und für dieses Abstractum erhoben sich da die kühnsten und verwegensten Reden und Aussichten, welche, obwohl an sich meist verwerflich und alles Hintergrundes ermangelnd, doch ein höchst merkwürdiges Symptom der Zeitaufregung abgeben. Die Hambacher Schloßruine nahe dem rheinbaierschen Städtchen Neustadt an der Haardt ist dadurch in der Geschichte der neuesten Demagogie gewissermaßen eine classische Stätte geworden, und wenn jene Gegend des linken Rheinufers schon deshalb gut zum vereinigenden Mittelpunkt dieser neuen deutschen Nationalbegeisterung werden konnte, weil hier bereits durch die ursprünglichen Verhältnisse und die nachbarlichen örtlichen Einwirkungen die aufgeregte Stimmung allgemein ist, so bleibt es doch immer eine ganz wunderbare Erscheinung, wie diese Aufregung ringsumher in den deutschen Gauen einen so lauten und kecken Anklang fand. Die überschwängliche Ankündigung des Festes, theils in der speierschen Zeitung, theils in einzeln vertheilten Einladungen, die der pomphafte Siebenpfeiffer verfasste, hatte den Eingang einer großen Anzahl von zustimmenden Addressen an die Festgeber voll der liberalsten Erklärungen zur Folge, in welchen zur deutschen Nationaleinheit ermunternden Zuschriften natürlich auch die Franzosen, so wie das Polencomité in Paris nicht zurückblieben, und sogar vom Niederrhein, aus Rheinpreußen liefen freisinnige Herzensergießungen ein, wenn man auch freilich von dort aus beklagte, der Verhältnisse wegen der Einladung zur Theil-

nahme an dem Feste selbst nicht folgen zu können. Das von der baierschen Regierung erhobene Verbot gegen die wirkliche Ausführung der angekündigten Feier dieser deutschen Maitage welches jedoch auf den zunächst von den neustädter Bürgern und sodann von dem Landrath dieses Kreises eingelegten Protest wieder außer Kraft gesetzt wurde, trug eben dadurch nur um so mehr bei, das Interesse für die Angelegenheit des Festes zu spannen und zu reizen, und so strömten, wenigstens nach Wirth's Angabe*), gegen 30,000 Theilnehmer, um Reden zu halten, und Reden zu hören für die deutsche Nationaleinheit, an dem Ort der Bestimmung zusammen. Aus allen Stämmen und Ständen sah man hier Menschen, die eine an sich große Angelegenheit, die ein großes Gefühl versammelt hatte, und in den festlich geordneten, mit flatternden Fahnen geschmückten Zug, der sich in feierlichen Reihen nach der Hambacher Ruine hinbewegte, hatten sich auch deutsche Frauen, ebenfalls mit deutschen Fahnen in den Händen, eingemischt. Es liegt etwas Herzerhebendes darin, eine Idee, welche es auch sei, in Vielen lebendig und beweglich zu erblicken und daraus eine öffentlich werdende Gemeinschaft der Einzelnen in etwas Ganzem entstehen zu sehen, und Jeder wünscht, der von solcher, in Deutschland so seltenen Gemeinschaft hört, daß sie in den Ausführungen ihrer Zwecke sich stets so erhaben und rein erhalten mögen, als der erste Eindruck ist, den ihr Anblick hervorbringt. Und hier

*) S. die Schrift: das Nationalfest der Deutschen zu Hambach. Unter Mitwirkung eines Redactionsausschusses beschrieben von J. G. A. Wirth. Zwei Hefte. Neustadt a. H. 1832.

in Hambach erhöhte den zu Grunde liegenden Sinn der Feier noch die Lage des mit den schönsten Naturreizen geschmückten Ortes, wo man von den Bergen herab die Thürme bedeutender, deutscher Städte, wie Speier, erschauen konnte, welche an frühere Zeiten der Nationalität Deutschlands wohl ernst und beziehungsvoll erinnern mochten. Aber diese blühende Aussenseite des seltsamen Festes schrumpft sogleich zu einer bis zum Erschrecken häßlichen Fratze zusammen, wenn man es bis zu dem Punkte verfolgt, wo es für die vermeintliche Wiederherstellung der deutschen Nationalität die Rednerbühne aufzuschlagen anfängt, und das triviale Wört: O si tacuisses! wird man nirgend so anwendbar finden, als auf das Hambacher Fest, wenn man die dort von jenen Patrioten gehaltenen Reden, wie sie in der angeführten Festbeschreibung Wirths der Folge nach wieder gegeben, durchliest. War die patriotische Poesie schlecht, die hier zum Besten gegeben wurde, und worunter Siebenpfeiffers: „Für 300 Handwerksburschen zum Singen" gedichtetes Lied, und ein ebenso unverständlicher, als enthusiastischer Chorgesang, den Bentzel-Sternau eingeschickt hatte, besonders hervorragten, so war die patriotische Prosa, mit der zum Heil des Vaterlandes renommirt wurde, doch noch widerwärtiger. Mit Ausnahme der Rede von Wirth selbst haben alle Andern, die auf der Hambacher Schlossruine gesprochen, auch nicht im entferntesten irgend eine bestimmte Ansicht über die schwärmerisch von ihnen angerufene Nationaleinheit Deutschlands, selbst der wenigstens obenhin begeisterte Siebenpfeiffer nicht, ausgedrückt, sondern in demagogischem Pathos, und eitlem Wortprunk, der bei vielen

jugendlichen Rednern noch stark nach der vielleicht kürzlich erst verlassenen Schulstube roch, stolzieren sie nur auf ganz allgemeinen und unbegrenzten Ansichten von Volkssouverainität und den aus der Luft gegriffenen lächerlichen Redensarten von dem einen und ungetheilten Deutschland herum. Der Fürsten wird hier nicht anders gedacht, als unter der Firma der „Hochverräther" und so trat Alles zusammen, um einmal in effigie ein vollständiges Bild zu geben von dem gedankenlosen Liberalismus in Deutschland, von dem schmutzigen Liberalismus, dem Liberalismus der Lumpe, der sich grade an dieser Idee von einer Einheit Deutschlands in seiner ganzen Blüthe entfaltet, und erschöpft zu haben scheint. Aber Wirth selbst, ohne Zweifel ein heller und geistreicher Kopf, und ein Mann von Charakter und Kenntnissen, steht in der That höher, und über dem Hambacher Liberalismus, und er war der Einzige, der in seiner dortigen Rede *) eine sehr bestimmte und energische Ansicht von der Entwickelung der deutschen Nationaleinheit ausgesprochen hat, an der man wenigstens die Bestimmtheit und Entschiedenheit anerkennen muß, wenn man auch weder den ebenfalls von liberalen Schwindeln und Krämpfen nicht freien Ton ihrer Darlegung, noch sie selbst an sich billigen mag. Er sprach für die unter der Form einer Conföderativrepublik herzustellende Einheit Deutschlands, von deren Verwirklichung er die politische Reform des Vaterlandes lediglich abhängig macht; er will eine Conföderation von Freistaa-

*) S. „das Nationalfest der Deutschen zu Hambach," Heft I. S. 41—48.

ten Deutschlands, in welche sich die jetzigen souverainen und getrennten Staaten auflösen und wieder vereinigen sollen, und er hat diese an sich halsbrechende Idee, die er aber mit geistreicher Verwegenheit zu entwickeln weiß, auch in seiner, während seines letzten Gefängnisses verfaßten Schrift: „die politische Reform Deutschlands. Noch ein dringendes Wort an die deutschen Volksfreunde" (Straßburg 1832) wieder aufgenommen, wie denn die genannte Schrift überhaupt nichts als eine weitere Ausführung seiner Hambacher Rede ist. Der Eindruck jener Rede muß aber heftig und erschütternd gewesen sein, da selbst Börne — wenn es wahr ist, daß er dem Hambacher Feste ebenfalls beigewohnt — darnach geäußert haben soll, daß „Wirth ein schrecklicher Mensch sei." Stellt man die Idee von einer deutschen Republik an sich einzeln und schroff heraus, so klingt das freilich ungefähr so, wie Karl Moor in Schillers Räubern sagt: „Ach! daß der Geist Herrmanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen" — Wir wollen aber jene Idee später im Zusammenhange mit den andern Staatsformen genauer betrachten, und alsdann auch auf die Ansicht Wirths über die politische Reformfrage Deutschlands wieder zurückkommen. Seine überkecke Rede hatte indeß auf dem Hambacher Feste noch mehr als in Einer Hinsicht Anstoß erregt, indem er darin zugleich seine heftige Abneigung ausdrückte, von französischer Seite her dem deutschen Vaterlande Rettung gebracht zu sehen, eine Gesinnung, die wahrhaft ehrenwerth an ihm ist. In der gewiß richtigen

Meinung, daß die Franzosen bei einem Einschreiten in Deutschland, würde es auch aus den liberalsten Absichten unternommen, dennoch nicht unterlassen würden, sogleich auch ihr materielles Interesse am Besitz des linken Rheinufers wieder wahrzunehmen, spricht Wirth in dieser Beziehung den Grundsatz aus, daß ein Nation eher der Freiheit, als der Ehre entsagen müsse, und es deshalb heilsamer für Deutschland sei, selbst in den alten Verhältnissen auszuharren, als von den Franzosen die Hülfe zu nehmen; und hierin zerfiel er nicht nur mit dem französirenden Siebenpfeiffer, sondern auch mit den dem Feste selbst beiwohnenden Franzosen, die sich dadurch gekränkt fanden, und in Gegenreden ihren ganz uneigennützigen Freiheitseifer kund zu geben suchten. Das war das Fest der schönen Einheit der Deutschen, die schon bei der Vorfeier ihrer Einheit in Zwiespalt geriethen; und wenn man den Zeitungsnachrichten glauben darf, welche erzählten, daß zum Schlusse dieses Festes ein Theil der Hambacher Schloßruine eingestürzt sei, und Viele der Nationaleinheitsfreunde beschädigt habe, und daß alsdann auf das plötzlich verbreitete Gerücht, der ganze Berg sei heimlich unterminirt, und werde in die Luft gesprengt werden, die Hambacher Patrioten alle flugs davon rannten, so nahm dieses „Maienfest der Deutschen" allerdings einen kläglichen Ausgang obwohl wir keine so anzügliche Bemerkung darüber machen möchten, wie Krug*), welcher darauf anspielt, was wohl von solchen davonlaufenden Helden zu erwarten

*) S. „der falsche Liberalismus unserer Zeit" (Leipzig 1832. S. 17 fg.

sein dürfte, wenn es einst wirklich zu dem von ihnen so ersehnten Freiheitskampfe kommen sollte.

Sollen wir unsere Ansicht über diese bei Allem stets merkwürdig bleibende deutsche Nationalfeier zusammenfassen, so müssen wir sagen, daß sie zu sehr den Character des Gemachten an sich trägt, um für ein bedeutsames Zeichen eines sich in ihr wirklich aussprechenden Volksbedürfnisses angesehen werden zu können.

Das Hambacher Fest erscheint nur wie eine neue, und künstlich aufgestutzte Reminiscenz aus dem Turnerdemagogismus um die Zeit der deutschen Befreiungskriege, und selbst die auf demselben gehaltenen Reden sehen in Stil und Ton jener exaltirten deutschen Turnerberedsamkeit von 1815—19 so täuschend ähnlich, daß man sich, wenn man sie in den Wirth'schen Heften durchliest, unwillkührlich in jene Periode der patriotischen Aufregung der deutschen Jugend zurückversetzt fühlt, nur etwa den Unterschied wahrnehmend, daß sich die Namen verändert haben, und daß, was damals Demagogismus war, heutzutage als Liberalismus sich herausstellt. Das Hambacher Fest hat im Vergleich mit jener vergangenen Periode durchaus nichts Eigenthümliches in seiner Idee an sich, denn jene Periode war es eben, welcher das sich regende Nationalgefühl einer Einheit Deutschlands, durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, damals ausschließlich und eigenthümlich angehörte."

— Das Bedürfniß nach gemüthlichem Umgang trieb mich wieder nach Berlin zurück, und obwohl es bizarr erscheinen kann, daß die frostigste unter allen deutschen

Städten dies gewähren sollte, so war doch in Berlin von jeher Alles durcheinander zu haben gewesen, in einzelnen Kreisen sogar blutwarmes Leben und ein herzkräftiges Gemüth. Berlin, das immer die verschiedenartigsten Menschen vereinigte, und mehr Antiberliner als Berliner unter seinen Bewohner zählt, ist auch darin eine dialektische Stadt, daß es das nicht ist, was es ist, und doch wieder das ist, was es nicht ist, und so machte dort gewissermaßen die ganze Stadt eine Zeitlang die Hegel'schen Begriffsexperimente an sich selber mit. Wenn Hegel Berlin zu construiren gehabt hätte, so würde er es ohne Zweifel nur das Anderssein des Begriffs haben nennen können, und unser Humor belustigte sich gern daran, dies mit aller Grandezza des Schulausdrucks auf die Berliner Verhältnisse anzuwenden. So kam ich wieder in die kalte Stadt Berlin zurück, in der die Menschen wie Schatten aneinander vorüberzuschleichen scheinen, was mich jedoch wenig verdroß. Denn ich kannte einmal den Berliner Volkscharakter nach allen seinen Seiten hin und wußte ihm das Beste und Kernigste abzulauschen, und dann hatte ich für meine Person so manche tiefinnere Beziehung, die über allen Berlinismus forthalf und vertröstete. Nach Außen hin ergab sich mir ein Verhältniß zur Preußischen Staatszeitung, das mir eine in vieler Hinsicht lehrreiche Beschäftigung gewährte. Ich hatte aus den deutschen landständischen Verhandlungen gedrängte Auszüge für die Staatszeitung abzufassen, denn diese halbamtliche Zeitung hatte sich damals vorgesetzt, übersichtliche Berichte von allen constitutionellen Kammersitzungen in Deutschland zu liefern, und ich übernahm diese mit um so größerem

Interesse, als es mir bedeutend erschien, daß dies von Berlin aus geschah, und zwar für ein Publikum, bei dem die tägliche Vorführung solcher Interessen gewissermaßen eine Vorschule abgeben konnte, sei es auch nur eine Vorschule der Gewöhnung. Durch einen der Redactoren der Staatszeitung, Herrn J. Lehmann, dessen umsichtigem Geist wir das Magazin für die Literatur des Auslandes verdanken, machte ich die Bekanntschaft des Herrn Geheimen Legationsrath Philippsborn, unter dessen Oberleitung die Staatszeitung damals gestellt war. Dieser preußische Staatsmann, in dem ich zum ersten Mal den preußischen Beamtentypus in einer ideellen Erhöhung erblickte, hegte für die Staatszeitung die großsinnigsten Absichten, die besonders auf die Entwickelung der öffentlichen Meinung und des Volkslebens in Deutschland eine Wirkung erstrebten. Durch ihn war die Zeitung zu einem größeren Format erhoben worden, und die Gegner der Oeffentlichkeit in Preußen, die sich über jedes Stück Papier ärgern, ärgerten sich auch sattsam über das Papier, das die Staatszeitung jetzt durch einen größeren Reichthum von Mittheilungen zu bedrucken hatte. Soviel Papier mehr, das die Aeußerungslust wie von selbst herausforderte, schien ihnen schon so viel mehr Preßfreiheit. Auch dachte Herr Philippsborn daran, die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik als Beiblatt mit der Staatszeitung zu vereinigen. — —

Ich selbst saß nun täglich unter einem Haufen von constitutionellen Landtagsverhandlungen und mußte dieselben zu zierlichen und vorsichtigen Berichten ausziehen und zustutzen. Ich hielt es gerade so lange aus als die

Sache selbst ausgehalten wurde, denn bald mußten diese regelmäßigen Berichte über die deutschen Kammern aufhören oder sollten wenigstens durch eine kürzere und mehr gelegentliche Behandlung ersetzt werden. Mir aber war diese Arbeit gut und nützlich gewesen. Bei allen Beschränkungen, unter denen ich das deutsche constitutionelle Leben sich so mühselig bewegen sah, erschien es mir immer mehr, wenn nicht als die einzig nothwendige Form der Zeit, doch gewiß als die Form, welche die beste bisjetzt hatte aufgefunden werden können, um die modernen Völker zu einem freien und öffentlichen Staatsleben zu erziehen. Diese Ueberzeugung bestärkte sich in mir durch den Zusammenhang, in dem ich das Treiben und Wirken aller deutschen Kammern studirte, und wurde später, wo ich in England, Frankreich, Belgien, der Schweiz und Dänemark öffentliches Staatsleben mitansah, immer fester meine Ansicht bis auf die heutige Stunde. —

4.

— Diese Bruchstücke, die nichts Vollständiges über die durchlebte Zeit geben wollen, müssen für jetzt oft das Wichtigste links und rechts zur Seite liegen lassen, dagegen sich zuweilen für die kleineren persönlichen Verknüpfungen Aufmerksamkeit erbitten, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, eine abgelaufene Literatur- und Zeit-Periode durch ein individuelles Selbstgeständniß zu beleuchten und dem Beichtenden selbst zur Rechtfertigung seines Antheils daran zu dienen. —

Im Sommer 1834 verlebte ich einige Monate in Wien, wohin ich lediglich um mich zu vergnügen gegan-

gen war, nachdem ich im Auftrage des Staatsminiſters von Altenſtein den Nachlaß und Briefwechſel ſeines Freundes Knebel in Jena geordnet und zur Herausgabe an mich genommen hatte. In Jena fand ich auf kleinem Raum das intereſſanteſte und bedeutſamſte Zuſammenleben aneinandergedrängt und faßte eine Vorliebe für dieſe Stadt, in der es ſich nicht nur ſehr behaglich lebte, ſondern wo auch die Literatur noch organiſch mit dem ganzen Daſein verwachſen ſich zeigte. In ſehr liebenswürdigen und feingebildeten Kreiſen wurde dort alles Literariſche gemeinſam durchgelebt und gewann ſo gewiſſermaßen ein öffentliches Intereſſe. Man bekam dort Luſt, wieder für die Deutſchen zu dichten und zu ſchaffen, denn was ein Buch ſei und welche tiefe Spuren es durch ein Menſchenleben ziehen könne, ſtellte ſich mir in Jena in einer Art, wie ich es ſonſt noch nicht geſehen hatte, vor Augen. Das Buch „Rahel," das ſeit Kurzem erſchienen war, bewirkte dort namentlich ſolche Lebenserſchütterungen und war in Jena ein Intereſſe der ganzen Stadt. In den Kreiſen des Präſidenten von Ziegeſar, des Profeſſor von Schroeter (nachher Ober-Appellationsgerichtsrath in Parchim) und bei mehrern andern traf man ein Verſtändniß der Rahel und eine Verknüpfung dieſes Verſtändniſſes mit dem Leben an, wie es der Herausgeber, Varnhagen von Enſe, vielleicht kaum für dies ſibylliniſche Vermächtniß ſeiner Gattin gehofft hatte. Die Frauen in Jena nahmen einen Hauptantheil daran und philoſophirten mit dem des Gehörs beraubten Profeſſor Scheidler ſogar vermittelſt der Fingerſprache, die ſie ſich alle ſehr graciös angeeignet hatten, über das Buch Rahel. In dies aufge-

regte Treiben trat eine deutsche Fürstentochter, Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, welche diesen Sommer in Jena verlebte, mit entschiedenem Antheil hinein. Sie betheiligte sich auf das Sinnreichste und Lieblichste an diesen Debatten über die Lebensanschauung einer Frau, die ihren Tiefblick in den mangelhaften Weltzustand besonders einem außerordentlich feinen und reizbaren Rechtsgefühl, aus dem ihre Philosophie wie ihre Empörung stammten, verdankte. In dieser lebhaften Hingebung an die Gedankenwelt Rahels verläugnete jedoch die Prinzessin keinen Augenblick ihre selbstständige und charaktervolle Haltung, die sie schon in früher Jugend mit einem wahrhaft königlichen Anstand durchführte, später auf einem der größten Throne Europa's behauptete. Solche Anregungen ließen einen frischen Anlauf nehmen, sich literarische Wirksamkeit zu erobern, und dem Leben selbst, wie es nun einmal war, soviel Gewinn und Lust als möglich abzulocken, denn mochte das Leben in dieser Zeit auch in vielem Betracht verhunzt und unnütz erscheinen, ohne Aussicht auf große allgemeine Genugthuungen der Menschheit, so war man doch einmal nicht todt, sondern noch am Leben, und mußte daher mit dem Leben anzufangen suchen, was Jeder, der ehrlich, jung und gesund ist, damit anfangen muß, nämlich leben. —

Nach einem kurzen Aufenthalt in Weimar reiste ich über Dresden, Teplitz, Prag nach Wien. In den bekannten Donnerstags-Soiréen deß Herrn von Hammer sah ich zum ersten Mal höhere diplomatische Welt sich bewegen und machte einige Bekanntschaften. Mehr zog mich das österreichische Volksleben, die Theater, Gemäldesammlun-

gen, Spaziergänge in der Stadt und Umgegend, und der Sperl mit seinen straußischen Walzern, an. Mich in der über Alles vergnügungslustigen und ungestört in Adams Schooß verbliebenen Stadt dem Vergnügen zu widmen, war mir anfangs Hauptsache gewesen, doch traten unvermuthet die ernsthaftesten und sonderbarsten Anregungen dazwischen. Merkwürdig wurden für mich unter Andern mehrere Tage, die ich, durch Vermittelung besonderer Umstände, in Gesellschaft des bekannten katholischen Philosophen Anton Günther und seiner bedeutendsten Schüler, des damals noch lebenden Dr. Pabst und des geistvollen Dr. Hock, Verfasser einer Schrift über Cartesius, zubrachte, und nicht bloß in äußerlicher Gesellschaft, sondern in dem lebendigsten und innerlichsten Austausch und unter einer von meiner Seite aufrichtig empfundenen Verehrung für diese Männer, zu denen mich mehr der Reiz des Gegensatzes, als der Uebereinstimmung gesellt hatte. Günther, ein kleiner etwas starkuntersetzter Mann, mit einem feinen und zartsinnigen Wesen, stand wie eine vollkommen abgeschiedene Insel in diesem Strudel des lustigen Wiener Lebens da, und hing nur durch seine Stellung als Censor der philosophischen Bücher einigermaßen mit der ihn umgebenden österreichischen Welt zusammen. Der Katholicismus hatte durch Günther plötzlich eine speculative Theologie erhalten, die als ein wunderbares Mittelding zwischen philosophischer Begründung in der Idee und rechtgläubiger Unterwerfung unter die Autorität des Papstes erschien. Günther, der für einen genauen Kenner der Hegelschen Philosophie gelten konnte, wollte weder die Idee dem Papste noch den Papst der Idee opfern, und war in dieser

Verlegenheit genial genug, ein Ideepapſtthum zu conſtruiren, das er mit großem Aufwand von Gelehrſamkeit und Dialektik zu einem wiſſenſchaftlichen Syſtem ausbaute, und wozu ihm Hegels Begriffstheorie mannigfachen Beiſtand leiſten konnte. Eine hochpoetiſche Phantaſie half ihm dabei, die Fugen zu verſchmieren, und der blitzende Gedankenhumor, durch den Günther ſich als einen Wahlverwandten Jean Paul's bekundete, umwirbelte dann das Gebäude mit duftigen Blüthen und Blättern aller Art, die den Weihrauch abgaben in dieſem ſpeculativen Gedanken-Syſtem der katholiſchen Kirche. Günther hatte als Weltgeiſtlicher die hinlänglich freie und bewegliche Stellung, um ſeine Aufgabe zu verfolgen, und doch ſchien ihm ſtets daran gelegen, nicht mit dem Papſt zu brechen oder auch nur nicht einen Verweis von demſelben ſich zuzuziehn, was auch in der That nie geſchah, obwohl Günther's Schriften, welche das bewegende Prinzip der Wiſſenſchaft mitten in den Katholicismus hineinpflanzten, und dadurch nicht minder reformirende Einflüſſe auf die Kirche ausüben mußten, als der von Rom verdammte Hermeſianismus, mit dem Günther freilich nichts gemein haben wollte. Er hatte ſeine Wohnung in einem Kloſtergebäude, wo er jedoch niemals einen Beſuchenden empfing. Dagegen vereinigte er ſich mit Denen, an welchen ihm gelegen war, öfters zu Spaziergängen und Ausflügen in's Freie, und verſchmähte es auch nicht, beim Sperl mit uns zu Mittag zu eſſen, wo wir einmal, in Geſellſchaft mehrerer anderer Geiſtlicher und Geiſtgenoſſen, ein in der That merkwürdiges Dinée miteinander hatten, bei dem, unter Begleitung der weltlichſten Muſik und unbeſchadet der vortrefflichen

wiener Küche, lauter weltverbessernde Gespräche in philosophischer und theolcgischer Form gepflogen wurden.

Ich hatte durch ein Buch, das unter dem Titel: „Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers" von mir erschienen war, in diesem Kreise sonderbarer Weise einen Anklang erweckt, den ich gerade hier niemals erwarten konnte, und diese Ueberraschung verstärkte sich, als ich fand, daß jene humoristisch-philosophische Dichtung überhaupt bei der österreichischen Jugend gezündet hatte. Dr. Hock hatte in der katholischen Zeitschrift für speculative Theologie, welche in Bonn herausgegeben wurde, eine mehrere Druckbogen lange Recension über die Modernen Lebenswirren geliefert, die das Buch theils widerlegen, theils erklären sollte und durch die mir erst recht bewußt ward, daß ich in dieser Dichtung, in der ich das Leben und Wesen aller Parteien der Zeit gewissermaßen hatte portraitiren wollen, dadurch zugleich ein Verhältniß zu allen diesen Partheien eingegangen war. Ich hatte in den Modernen Lebenswirren Liberalismus, Absolutismus, Legitimismus, Aristokratismus, Juste-Milieu, Hegelianismus, an einem und demselben Individuum in humoristischer Dialektik abgehandelt. Eine einzige Menschenbrust, die lebendig, ehrlich und ächt menschlich schlug, beherbergte in sich alle die verschiedenen Richtungen der Zeit und ließ sie aus der einfachsten Individualität in einem natürlichen Proceß des Umschlagens nacheinander hervorsteigen. Der Teufel der Zeit, der als Zodiacus figurirte, vermittelte die Uebergänge aus dem einen Extrem in das andere und wirkte als wahrer Satan der Gegenwart, indem er die eine Richtung durch die andere

widerlegte und die glänzendsten Persönlichkeiten jeder Partei in demselben Augenblick, wo er sie verherrlichte, auch negirte. Diese durchunddurch ironische Aufgabe des Romans bot mir während der Production eben so viel Genuß als Selbstgeißelung dar. Es war eine poetische Anatomie des Zeitbewußtseins, auf die ich halb aus zerstörungslustigem Uebermuth, halb aus Verzweiflung gerathen war. Die Verzweiflung bestand vornehmlich in dem Bewußtsein, die Zeit in lauter Richtungen zerfallen zu sehn, für die sich mit Leben und Blut zu entscheiden auf keiner Seite Ehre und Erfolg bringen konnte. Zugleich erschien mir der eigentlich wesenhafte Unterschied dieser Parteien gegen einander so sehr sophistisch, daß ich mich mit großer Schadenfreude der Ironie überließ, darzustellen, wie ein Liberaler ebenso gut ein Absoluter und ein Absoluter ebenso gut ein Liberaler sein könne. Zwar ging ich auch bei den Modernen Lebenswirren nicht minder von dem humanen Zweck aus, daß ich aufzeigen wollte, wie die entgegengesetztesten Parteirichtungen ihre gute menschliche Berechtigung in einer und derselben Natur der Persönlichkeit haben, aber die ironische Absicht erhielt unwillkürlich das Uebergewicht. Die allgemeine unglückliche Stimmung dieser Periode, in der Niemand Freude und Genüge noch seine Rechnung finden konnte, außer etwa der im Trüben fischende Wicht, war schuld daran. Man mochte es mit keiner Partei halten, und doch hatte jede Partei ihr Recht, aber ein Recht, das sie nur als Unrecht geltend machte, weshalb von keiner einzigen der Segen der That, der wahrhaften historischen und historisch erlösenden That, ausging. Diese Paralysirung aller Parteien

war die Folge des unglückseligen Jahres 1832, des Jahres der Hambachiaden und der Reactionen, das in dieser Beziehung in der Weltgeschichte immer den Klang der Leichenglocke haben wird. Und diese in sich selbst gebannte und verstrickte Bewegung der Zeit wollte ich in dem Buch von den modernen Lebenswirren zeichnen, der Alles erstarrenden Meduse einen Spiegel vorhaltend, in dem sie über sich selbst in Nichts vergehen sollte. Am Schlusse der Darstellung wand sich daher aus dem Juste-Milieu die Sehnsucht nach der historischen That als dem einzigen Heil heraus, und diesen historischen Standpunct als einzig richtige Stellung über allen Parteien einzunehmen, erwies sich als Ausgangspunct wie als Endpunct des ganzen Gemäldes. Zu dieser Aufgabe gehörte aber ein Sichhineinleben in die verschiedensten Richtungen, das mir ganz natürlich war und wozu sogar mein eigenstes Naturell mich drängte. Es war dies eine dramatische Passion, sich in das Gegentheil von dem zu versetzen, was man selber war, und seinen eignen Gegensatz in sich so anzufachen, daß er als plastisches Leben heraustrieg, sich in aller Freiheit seines Dogma's geltend machte und selbst mit leidenschaftlicher Begeisterung sich bewegen durfte. So ließ ich in den Modernen Lebenswirren am allermeisten gerade die aristokratischen und absoluten Richtungen mit einem Aufwand von Poesie und Dialektik sich aussprechen. An seinen eigenen Gegensatz sich mit Liebe festzuhängen, begegnete mir nachher persönlich im Leben öfters, und da nicht immer mit demselben Genuß und Lohn. Sich mit dem uns Ungleichen und Widerstrebenden zu verbinden, kann zu großen sittlichen Genugthuungen und zu bedeutenden

Resultaten führen; häufiger aber, bei der precären Beschaffenheit der meisten Charaktere, mit denen man zu thun hat, entsteht Unheil und Verwirrung daraus, und man thut besser, seinen Liebesdrang zu einer mit sich selbst übereinstimmenden Einheit zu zügeln. Wenn ich aber mit meinem wiener Freunde Dr. Hock, dem gedankenvollen Katholiken und Legitimisten, nachher wieder auseinanderkam, so war daran nichts Anderes schuld, als der Tod des Kaisers Franz. Dieser wurde für alle österreichischen Legitimisten das Signal, sich von Neuem zur Behauptung ihres Systems zu rüsten und ihre Tendenzen ganz unvermischt und unzweideutig ins Feld zu stellen. — — —

Während meines damaligen Aufenthalts in Wien traf ich auch Varnhagen von Ense unverhofft in der Kaiserstadt an. Seine Bekanntschaft hatte ich erst kurze Zeit vorher in Berlin gemacht, und meine Bewunderung für seine Persönlichkeit, die mir als das ausgebildetste und feingeschliffenste Kunstwerk entgegentrat, steigerte sich, als ich ihn im Begriff sah, den humansten Einfluß auf eine neuwerdende Literatur der Zeit auszuüben und mitten unter den jungen Kräften der Gegenwart eine Stellung einzunehmen, die nach allen Seiten hin Dank und Nutzen gewinnen mußte. Ein in sich selbst vollendeter und abgerundeter Geist, aber durch Welterfahrungen vom größten Umfange etwas überreif geworden, hatte er nach dem Tode seiner Rahel noch die Lebensaufgabe übrig behalten, als Wächter der goethe'schen Classicität zugleich der Hort der von einem neuen Streben erfüllten Jugend zu werden. Und dieser Aufgabe unterzog er sich mit solcher Redlichkeit der Förderung, daß ungewiß bleiben konnte, welches das

Vorherrſchende an ihm war, die Pietät gegen das Alte oder die Hingebung an das Neue und Jugendliche. Auf dieſer Gränze waltete er als ein milder Genius, und hätte, uneigennützig wie er im höchſten Grade iſt und voller Glauben an einen harmoniſch ausgeglichnen Zuſtand der Geſchichte gern Alles zum Opfer gebracht, wenn er aus den Wirren der Zeit ein Werk der Verſöhnung hätte machen können. Wäre ſein Verſöhnungsgeiſt hier und da productiver aufgetreten, indem er nämlich in ausdrücklicher Geſtalt das zur Erſcheinung gebracht, was er hier als Gegenſatz und dort als Beſtätigung geltend zu machen hatte, ſo würde er eine reichere Freude und Genugthuung geerntet haben. Aber ſein humanes Erbarmen mit der Schwäche der menſchlichen Natur hielt ihn von manchem entſchiedenen Schritt ab, doch ſah man ihn alsdann immer entſchieden, wenn es galt, in einem perſönlichen Fall zu helfen und zu rathen. Ich war in Berlin von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zur Mitarbeit an den Jahrbüchern eingeladen worden, und glaubte, daß dies auf Veranlaſſung Varnhagen's geſchehen ſei, den ich zwar noch nicht perſönlich kannte, der aber, wie ich wußte, einigen von mir in die preußiſche Staatszeitung gelieferten Aufſätzen ſeine Zuſtimmung geſchenkt hatte. Ich fühlte dadurch die Verpflichtung, mich ihm zu nähern, und begrüßte ihn, wie dies beim literariſchen Handwerk üblich iſt, durch Zuſendung einer Sammlung von kritiſchen Aufſätzen, die ich unter dem Titel: „Kritiſche Wälder" in den Druck gegeben und worin ich gegen das Lutherthum von Steffens, gegen die hegel'ſche Kunſtphiloſophie, über das Verhältniß der Philoſophie zur Muſik, über Hippel, und

manche andere Dinge, geschrieben hatte. Die Briefe der Rahel, von der ich zuerst eine ausführliche Charakteristik und eine kritische Einordnung ihrer Ideen in den Zusammenhang der Gegenwart, in den berliner Jahrbüchern gab, brachte bald ein inniges persönliches Verhältniß zu Wege. Alexander von Humboldt, der gefeierte Held europäischen Geisteslebens, sagte ein günstiges Wort über diese Charakteristik, und dies war für mich ein Lichtpunkt der Ermuthigung, um fortan die Erlangung einer literarischen Wirksamkeit in Deutschland, die der öffentlichen Nationalbewegung bei andern Völkern gleichkäme, zu glauben. Ein Frühling von ganz neuen Plänen und Unternehmungen für die Literatur schoß empor. An Varnhagen von Ense, der durch seine eigenen Leistungen und Mittheilungen auf die freiere öffentliche Entfaltung des deutschen Geistes hinwirkte, bestärkte und bestätigte sich dieser Jugendglaube in so mancher Beziehung.

In Wien war ich auf eine Produktion gekommen, zu der mich sowohl das eigene Reiseleben der letzten Zeit, wie die Anschauung einiger Bilder von Raphael und Tizian auf den dresdner und wiener Galerien, getrieben hatte. Mehreres davon wurde schon in Wien niedergeschrieben. Das Buch sollte heißen: „Madonna. Unterhaltung mit einer Heiligen." Der Plan hatte so viel Absonderliches und ließ sich so wenig einer schon bekannten Kategorie einfügen, daß ich Varnhagen, als ich ihn in Wien sah, noch nichts davon zu sagen wagte. Gern hätte ich ihn durch einen Besuch der kaiserlichen Bildergallerie auf meine dort entstandenen Ideenverbindungen gebracht, aber er sah auf seinen Reisen fast niemals Gemälde an.

Noch weniger ahnten meine katholischen Freunde und Gönner in Wien, daß ich mitten unter ihnen den Plan zu der Madonna gefaßt, was von meiner Seite durch die redlichste Verknüpfung des Gedankens geschehen war. Auf einer Reise, die wir zusammen nach Baden bei Wien machten, und auf Spaziergängen durch das so anmuthig malerische Helenenthal, wo ich zum ersten Male den Fürsten Metternich sah, wurden ganze Capitel der Madonna in mir fertig.

In Baden nahm ich von dem wahrhaft verehrungswürdigen Günther Abschied, weil er zur Herstellung seiner Gesundheit dort verblieb, ich aber den andern Tag über Linz und Salzburg eine Reise nach München antreten wollte. Er händigte mir beim Abschied zwei Exemplare seiner eben erschienenen Schrift: „der letzte Symboliker" ein, das eine für mich, das andere für Göschel bestimmt, dem ich dasselbe bei meiner Rückkehr nach Berlin, nebst einem Briefe, welchen ihm Günther dazu geschrieben, übergeben sollte. In diesem Buche, welches durch die bekannten symbolischen Streitigkeiten von J. A. Möhler und F. C. Baur entstanden war, hatte Günther seine Stimme zur Vermittelung der confessionellen Gegensätze der Zeit auf das Eigenthümlichste laut werden lassen. Daß dies von Wien aus geschah, und zwar durch einen katholischen Weltpriester welcher zugleich moderner Philosoph im wahrsten Sinne des Wortes war, machte den „letzten Symboliker" immer zu einer merkwürdigen Thatsache, und wenn das Buch weniger wirkte als es gekonnt hätte, so war wohl zumeist die in so viele bunte Wunderlichkeiten verhüllte Form und dann die isolirte Stellung des Verfassers daran schuld. Günther

erschwang in jenem Buche als speculativer Katholik eine Stellung über den Parteien, welche die Gediegenheit seines wissenschaftlichen Standpunktes in das bedeutendste Licht stellte, und die in sich freie und wahre Wissenschaft sollte es eben sein, welche die Vermittelung des Katholicismus und Protestantismus in Deutschland zu Stande brächte. Man sieht, wie viele Ideen, welche nach dieser Richtung hin in der Zeit mächtig wurden, darunter auch die einer allgemeinen christlichen Kirche, schon in Günther's begeisterungsvollen Schriften keimten. Als ich von ihm ging, sagte er mir in seiner gutmüthigen, klaren, zugleich in der Form nie den Oestreicher verläugnenden Weise: „Mein lieber Herr von Mundt, wann werden wir uns wohl einmal wiedersehn? Wir wollen Alle das Gute und Rechte, und was wird aus unsern Bestrebungen werden? Fragen wir lieber, was das Schicksal daraus machen wird? Man stellt Wort und That hin, weil und wie man muß, man kann es einmal nicht lassen. Das Schicksal bemächtigt sich unsrer Werke, und macht vielleicht etwas daraus was wir nicht gedacht haben. Sein wir alsdann zufrieden und guter Dinge!"

Nach einigen Kreuz- und Quer-Zügen, die mich immer wieder nach Berlin zurückbrachten, traf ich auch diesmals wieder, im Herbst des Jahres 1834, in der bei aller ihrer steinernen Monotonie stets von Frischem anziehenden Stadt ein, belastet mit dem Vermittelungsbuch der religiösen Parteien, die sich gerade in Berlin in der letzten Zeit nur allzusehr vermittelt hatten, und zwar durch den Pietismus, welcher den Protestantismus zu einem halben Katholicismus verhunzte. Man ahnte damals noch nicht,

wie diese falsche Vermittelung des Protestantismus und Katholicismus mit Schrecken ihr Ende nehmen werde durch den Ausbruch der preußischen Kirchenwirren, die nach dieser Seite hin so wohlthätig gewirkt haben.

Eines meiner ersten Geschäfte war, Göschel aufzusuchen, um ihm den letzten Symboliker zu überbringen. War er doch auch ein Mann der Vermittelung, der im Norden von Deutschland ungefähr Dasselbe anstrebte, was Günther im Süden. Bei beiden war es ein eigenthümlich zurechtgemachter Hegelianismus, welcher als Wissenschaft sich mitten in die Glaubensparteien hineinsetzen wollte, um sie, wenn ich mich hegelisch ausdrücken soll, im Begriff ihrer selbst zu Grunde gehen zu lassen. Dies schien eine etwas halsbrechende Speculation, denn es war dabei Günther als Katholik unvermerkt ziemlich protestantisch geworden, sowie Göschel als Protestant unvermerkt ziemlich katholisch. Bei Göschel war es vornehmlich das in ihm keimende und bald wuchernde Element des Pietismus, das ihn immer mehr zu der katholischen Ausschließlichkeit stimmte, welche den sonst so gemüthvollen und zartsinnigen Mann später sogar in die härteste Unhumanität hineintrieb. Im Anfang hatte der Pietismus Göschel's noch etwas gar Jungfräuliches und Liebliches, er trat verschämt auf, nahm noch keine schnöde Parteimiene an, und zeigte sich gedankenvoll bemüht, es mit dem wahren Kern des Lebens nicht zu verderben. Erhob er auch die Philosophie mehr zu seiner Gespielin, als zu seiner Gottheit, so spielte er doch eine Zeitlang sinnreich und verständnißvoll mit ihr. Sein erstes Auftreten mit den Aphorismen über Wissen und Nichtwissen, die Hegel sehr empfahl, hatte mir das höchste

Intereſſe für Göſchel eingeflößt. Bei einer Durchreiſe durch Naumburg hatte ich ihn früher voll Eifers aufgeſucht, aber verfehlt. Dort muß er, als Mittelpunkt ſeiner Dante-Kränzchen, eine ſehr liebenswürdige Stilllebens-Periode verlebt haben. Jetzt war er unter ſehr bedeutenden Ausſichten nach Berlin verſetzt worden und als geheimer Juſtizrath in das Juſtizminiſterium eingetreten. Berlin ſchien ihn ſofort nicht gerade günſtig umzuſtimmen, und dieſe ſeine innere Umſtimmung kam um ſo mehr in Betracht, als Göſchel bald bei einflußreichen Angelegenheiten betheiligt wurde, wie bei der neuen Reviſion des preußiſchen Landrechts, wo die Bearbeitung der Ehegeſetze in ſeine Hand kam. Bei dieſer wieder ins Stocken gerathenen Arbeit ſoll er, wie das Gerücht ging, katholiſche Anſichten hinſichtlich der Eheſcheidung geltend zu machen geſucht haben.

Ich traf indeß bei meinem Beſuch ganz den freundlichen und gemüthvollen Mann, den ich mir vorgeſtellt hatte, und ahnte nicht, daß er durch widerſtrebende Richtungen, die von Anfang an offen vor ihm dalagen und denen er damals die beſte Seite abgewann, ſpäter zu der größten Verbitterung und Verfolgungsſucht gereizt werden könne, ohne daß von meiner Seite jemals eine perſönliche Rückſicht gegen ihn verletzt worden wäre. Von den „modernen Lebenswirren" lieferte er eine genau eingehende und des Lobes volle Beurtheilung in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, und dieſe mit poetiſch-philoſophiſchem Geiſt geſchriebene Beurtheilung wurde von ſeinen Freunden ein Meiſterwerk der Kritik genannt. Er ſelbſt ging gern in die humoriſtiſche Maske jener Dichtung ein,

und ich beſitze eine Reihe kleiner anmuthiger Briefchen von ihm, in denen er mich nicht anders als: „Herr Salzſchreiber!“ anredete. Mich für ſeine mir ſo unvermuthet gewordene Theilnahme ſo dankbar als nur möglich zu erweiſen, lag in meiner Natur.

5.

— Der erſte Tag des Jahres 1835 war der Begräbniß-tag der Charlotte Stieglitz. Das Begräbniß war fremdartig, trübe, verſchleiert wie die That ſelbſt, durch welche ſich die in einem ſo ausgebreiteten Kreiſe geliebte und geehrte Frau den Tod gegeben hatte. Mit den widerſprechendſten Empfindungen hatte ſich eine Reihe der bekannteſten und angeſehenſten Männer der Hauptſtadt verſammelt, um der ſo ſchmerzlich Dahingeſchiedenen das Geleit zu geben. Unter dieſen waren Johannes Schulze, Böckh und Steffens gewiſſermaßen der Mittelpunkt der Verſammlung und gaben durch ihren Antheil ein erhebendes Beiſpiel, wie ein ſolches Unglück würdig und menſchlich getragen werden müſſe. Johannes Schulze, mit ſeinem feinen Sinn und beweglichem Gemüth, ſah die Begebenheit am mildeſten und richtigſten zu Gunſten der Verſtorbenen an, die er genau gekannt und ſehr verehrt hatte. Böckh drückte ſeine an der Weltanſchauung des Alterthums genährte große Geſinnung auch hier mit den ſchlagendſten Worten aus; in ſeiner zweiten Heimathſprache, dem Griechiſchen, hatte er ein Diſtichon niedergeſchrieben, das an Alceſte, die Gattin Admet's, erinnerte, welche, um ihrem erkrankten Geliebten das Leben zu erneuern, freiwillig in die Unterwelt hinabgeſtiegen war. Dies war die eigene

Ansicht der Verstorbenen vor ihrem Ende gewesen, hervorgepreßt aus einer erschütternden Verwickelung von Gemüthszuständen, gegen welche der Tod als Aushülfe ergriffen wurde, gewaltsam immer, aber keineswegs ohne christliche Gedanken an Gott und göttliche Gerechtigkeit. Die ausschließlich christliche Betrachtung, welche durch Steffens, Hitzig und Andere in diesem Kreise vertreten wurde, sprach sich auch anfangs mild und versöhnlich genug aus. Ich hatte Steffens aufgefordert, bei dem Begängniß einige Worte öffentlich zu reden, um gerade von seinem Standpunkt aus, welcher das individuelle Leben der Persönlichkeit gleichmäßig mit den Anforderungen des Christenthums gelten lassen konnte, einer allzu orthodoxen Verdammung der Frau zuvorzukommen. Er versprach, deshalb mit seinem Freunde, dem Domprediger Strauß, sich zu berathen, ob ihm derselbe seine Zustimmung dazu geben würde, doch fiel das Ergebniß dahin aus, daß Steffens den Antrag ablehnte und mit seiner damaligen Stellung als Rector der Universität für unvereinbar erklärte. Wäre er der unmittelbaren Regung seiner Natur gefolgt, so würde er, bei dem ihm zugestandenen Ansehn, in dieser Sache viel Gutes gestiftet haben. Das ist überhaupt der eigenthümliche Conflict in der letzten Lebensperiode dieses ausgezeichneten Mannes, daß er allzu weich fremdartige Eindrücke in sich aufgenommen, über die sein ursprüngliches Naturell eigentlich erhaben ist. So hat er Vieles, was bei weitem schlechter ist als er selbst, zu verdauen gesucht und dadurch sein ganzes geistiges Verdauungssystem ungesund gemacht. Es wurde eine vollkommene Erkrankung seiner Persönlichkeit daraus, die

auch literariſch in ſolchen Symptomen, wie der Roman von der „Revolution" eines war, ſich offenbarte. Wer bei ihm gerade auf die böſe Laune dieſer geſtörten geiſtigen Verdauung ſtieß, der bekam genug zu leiden, und auch ich, der ich mich ſtets fernſtehend zu ihm gehalten und den hinlänglich gebotenen Anlaß zu einer nähern Stellung wenig, vielleicht zu wenig, benutzt hatte, ſollte es wider mein Erwarten zu empfinden haben. Wider mein Erwarten, denn wenigſtens an dem Tage, von welchem ich oben geſprochen, ließ mich Steffens gerade das Gegentheil von ſeiner Geſinnung zu mir glauben, und ich erhielt auf dem Kirchhof vor mehr als funfzig Zeugen Kuß und Umarmung von ihm, nachdem ich mich gegen den Prediger, welcher der Todten die Rede gehalten, in einem ihm nothgedrungen widerſprechenden Sinne geäußert hatte. Es war eine Hingeriſſenheit des Moments, die mir nachher die geiſtlichen Kreiſe Berlins nur allzuſehr verfeindete, obwohl ich nur gethan was recht war, und auch nicht anders als in einer Art, wie es recht war. Jener Geiſtliche, ein an ſich durchaus wackerer und tüchtiger Mann, hatte es für ſeines Amtes gehalten, bei dieſer Gelegenheit die Verdammung der Kirche über die That der armen Frau auszuſprechen. Die Gelegenheit war nicht die richtige und ſchickliche geweſen und er hatte die Frau nicht gekannt. Gegen ſeine Anſicht ließ ſich gewiß viel Berichtigendes ſagen und ich ſagte es, weil ich dicht neben ihm ſtand. In meinem Benehmen war nichts Ungehöriges und Profeſſor Steffens ſchien mich zu billigen, denn er küßte mich. Wenige Monate ſpäter gehorchte er freilich ſchon wieder den entgegengeſetzten Einflüſſen als die waren, aus welchen jener ſogar

in die Zeitungen gekommene Kuß hervorgequollen war. Ich bin stolz darauf, daß es seine bessere Natur gewesen sein muß, die mich küßte, denn bei dem Späteren, was er that, war ihm selbst nie gut zu Muthe. An jenem Begräbnißtage aber drängten die verschiedensten Anlässe zu dem Entschluß, das Buch: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" zu schreiben. Der geist- und gesinnungsvolle Moritz Veit, ein mehrjähriger Freund der Verstorbenen und ihres Gatten, bekräftigte mich auf der Stelle darin und Heinrich Stieglitz selbst trieb mich dazu, eine solche äußere und innere Darstellung des ganzen Hergangs, soweit ich es vermöchte, zu übernehmen. Die abentheuerlichsten Gerüchte, welche bald nachher nicht nur die Stadt sondern auch die Zeitungen des In- und Auslandes durchflogen, erhoben es zu einer moralischen Pflicht, eine Erklärung abzugeben, und das Buch sollte erklären, was nach Menschenverstand sich irgend erklären ließ. Da es mir als eine heilige Angelegenheit erschien, die Verstorbene in ihrer ganzen Fleckenlosigkeit dastehen zu lassen, so unterzog ich mich einer Arbeit, bei der mich neben der Genugthuung, eine so herrliche Persönlichkeit noch einmal zu einem zusammenhängenden Leben aufzurichten, zugleich so manche Qual überkam. Einmal hatte ich von Natur den entschiedensten Abscheu gegen allen Selbstmord, der mir fast wie eine ekelhafte Selbstbefleckung erschien, und doch drängte es mich hier zur Apologie einer durch eigene Hand gefallenen Freundin, deren Persönlichkeit ich vor den Augen der Welt retten wollte, ohne jedoch den Selbstmord als solchen zu vertheidigen. Die herzlosen Angriffe, welche die hengstenbergisch-evangelische Kirchenzeitung

gegen das Buch schleuderte, waren daher eben so leer und nichtig, wie der Geist selbst, aus dem sie geflossen, denn ich, der ich durch jene That ein großes Gut des Lebens, eine befreundete Seele, verlor, war gewiß am allerwenigsten aufgelegt, den Selbstmord zu preisen, den zu erklären ich Ueberwindung genug besaß. Man nannte mir den Pfarrer Lange in Duisburg als Verfasser jenes evangelischen Artikels, aber ich kann und will es nicht glauben, daß ein braver und ehrlicher Mann, wie dieser, noch dazu ein öffentlicher Seelsorger, so niedriger Insinuationen fähig gewesen wäre als dort vorkamen. Eine zweite Aufgabe bei dieser Arbeit war für mich, bei jedem Wort darauf Acht zu haben, daß nicht der überlebende Freund, dem seine Ansprüche an ein fortzusetzendes Dasein aufrecht erhalten werden mußten, durch die Darstellung zu schwer verletzt würde. Er selbst, bei seiner durch und durch edeln Gesinnung, und im wahren Bewußtsein seines Werthes, an dem Charlotte bis auf den letzten Augenblick mit aller Schwärmerei der Liebe gehangen, half über diese Bedenklichkeit fort. Ohne seine Billigung hätte ich jedoch nimmer meine Darstellung zum Druck überlassen, und da ich in der Aufgeregtheit, in der ich die Blätter geschrieben und zusammengestellt, meinem nüchternen Ermessen der Wirklichkeit durchaus nicht traute, so legte ich die Sache in die Hände der am nächsten betheiligten Freunde, die in Uebereinstimmung mit Heinrich Stieglitz die Veröffentlichung besorgten. Das Rechte, Pflichtmäßige und Nothwendige gethan zu haben, war ich mir bewußt. Was die Welt damit anfangen würde, war mir unklar und machte mich bange. Meiner ursprünglichen Absicht war es entgegen,

daß meine Darstellung in den Buchhandel gebracht werden sollte. Ich wollte es auf meine eignen Kosten drucken lassen und hatte das Honorar meiner „Madonna" dazu bestimmt. Das Buch sollte dann nur im Wege der Privatmittheilung an einen bestimmten Kreis von Freunden der groß und weitverbreitet genug war, gelangen. Der Ober-Medizinal-Rath Stieglitz in Hannover, der würdige und ausgezeichnete Mann, mit dem ich über das Ereigniß Briefe gewechselt hatte, mahnte davon ab, um nicht den Schein einer Nachahmung von Rahel's Vermächtniß, das in dieser Form ausgegangen war, zu erregen, und rieth entschieden zur Veröffentlichung durch den Buchhandel, und ich, mehr ein Leidender als ein Handelnder in jener Zeit, fügte mich auch in diese Bedingung. — —

Mit dem Anfang dieses Jahres 1835 war auch eine von mir längst vorbereitete Monatsschrift, der literarische Zodiacus, in's Leben getreten. Der Titel war etwas unpopulair, obwohl den durch alle Zeichen des Jahres gehenden Lauf einer Monatsschrift bezeichnend, doch hatte ich beim Zodiacus auch an den in den Modernen Lebenswirren von mir so getauften Zeitteufel gedacht, welcher in den Tendenzgegensätzen der Gegenwart spukte, und Richtung gegen Richtung drängend, zum Guten, Einen, Einfachen, zum Thatsächlichen, wirken sollte. Bei dieser Zeitschrift hatte ich vornehmlich den Plan, die jungen gährenden Kräfte der Gegenwart mit den alten gemachten Autoritäten zu einer gemeinsamen Wirkung auf die Zeit zu verbinden und so das Werdende in wohlthätiger Nähe unmittelbar an das Bestehende anzuschließen, was über alle Erwartung gelang. In der Ankündigung des zwei-

ten Jahrganges hieß es: „Die Redaction glaubt, daß ihr in Deutſchland etwas Neues gelungen iſt, indem ſie vermocht hat in dieſem Journal hochberühmte und gefeierte Namen in Wiſſenſchaft und Kunſt in geſchloſſener Reihe mit der jungen aufſtrebenden Literatur zu einem Ziele zu verbinden, das die freieſte und lebensvollſte Entfaltung der nationellen Cultur nach allen Richtungen hin im Auge hat. So arbeiten wir für die Wiederherſtellung der Sympathieen unter den Edelſten unſeres Volkes, indem wir dem Symbol der Zukunft, die wir verwirklichen helfen wollen, die Farbe der Verſöhnung einzeichnen.“ Es durfte ſo geſprochen werden von einem Journal, das Beiträge von Böckh, Zumpt, Göſchel und andern gelehrten Notabilitäten zu Beiträgen von Gans, Varnhagen von Enſe, Roſenkranz, dem Fürſten Pückler, B. A. Marx und dieſe Namen zuſammengenommen wieder zu denen von ganz neuem Schrot und Korn geſellte. In der Einleitung des Unternehmens mußte die ganze Stellung der Literatur zu den Zeitverhältniſſen bezeichnet werden und ich verſuchte dies in dem Aufſatz: über Bewegungsparteien in der Literatur. Es kam mir beſonders darauf an, den Einfluß, mit welchem ſich die Richtungen und Manieren von Heine und Börne in der Tagesliteratur feſtgeſetzt hatten, zu vernichten, dagegen aber die kernhaften und poſitiven Elemente dieſer Zeitbewegung, für die Production zu retten und im Kunſtwerk zu organiſiren. Aus dieſem Gedanken, mit dem ich entweder zu früh oder zu ſpät kam, verfaßte ich jenes literariſche Manifeſt, durch welches ich den Zodiacus einleitete, und in welchem das Wort Bewegung ſofort die Männer des

Bestehenden stutzig machte, sodaß mir Göschel einen Aufsatz „drei Warnungstafeln" zusandte, welchen ich zur Erklärung über die Art seines Antheils an dem Journal im Zodiacus abdrucken lassen mußte. Ich wußte indeß genau was ich wollte, und glaubte auch zu wissen was der Literatur Noth that. Müde war man fast allgemein der diabolischen Prickeleien Heine's und Börne's, die ich zwar sehr von einander unterschied, die man aber beide immer zur Bezeichnung einer und derselben Zeitliteratur-Richtung in dieser Genossenschaft der Namen nannte. Man sehnte sich wieder nach einer Literatur der Andacht, des Genusses, der Schönheit. Zugleich war jedoch in so vieler Beziehung das Bewußtsein einer veränderten Lebensanschauung, eine sich bestimmt aufdrängende Zeitgesinnung, da, und diese unabläugbare Zeitgesinnung contrastirte namentlich gegen die in der Goethe'schen Poesie abgegränzte Weltanschauung entschieden genug. Wolfgang Menzel hatte in seiner bekannten Kritik Goethe's diesen Contrast auf eine unsinnige Spitze getrieben, aber sich darum nicht minder das Verdienst erworben, die auf das Nationelle und Patriotische hinstrebende Gesinnung einer jungen Generation frisch und muthig ausgeprägt zu haben. Börne und Heine hatten ebenfalls jeder auf seine Weise daran gearbeitet, Goethe mit der deutschen Nation zu verfeinden, ersterer aus politischen Beweggründen, letzterer eingeständlich aus subjectivem dummen Zeug. Den Gegensatz der Zeitgesinnung gegen die Goethe'sche Weltanschauung insofern bestehen lassend, als ich Alles, was Gesinnung in der Goethe'schen Poesie war, einem in sich gerechtfertigten aber vollkommen abgeschlossenen Kreise des

deutſchen Lebens zurechnete, glaubte ich doch, daß durch die Production der jungen Literatur, ſobald ſie die Höhe des Kunſtwerks erſtiegen, ſich die Kluft zwiſchen einer alten und jungen Literatur ausfüllen und als folgerechte Entwickelung des Nationallebens ſelbſt harmoniſch vermitteln werde. Deshalb trieb ich zu der, Form und Inhalt, Fleiſch und Geiſt, Bild und Begriff gleichmäßig vertretenden Einheit des Kunſtwerks, in dem die Geſinnung der Zeit ſich zur Schönheit erheben und verklären, in dem die ideellen Beſitzthümer der Nation ſich zur Geſtaltung für das Leben populariſiren ſollten. Meine „Madonna", von der ich ſpäter reden werde, war eigentlich nur ein Programm derſelben neuen Weltanſchauung, welche eine geſunde Harmonie des Begrifflichen und Bildlichen, oder mit einem Wort, des Leibes und Geiſtes, erſtrebte, und nur darin fehlging, daß ſie für die Schwachen einen Namen nannte — den der Wiedereinſetzung des Fleiſches — welchen man in dem ihm von mir gegebenen Sinne einer wahrhaft geiſtigen Vermittelung zu verſtehen weder ehrlich noch vorurtheilsfrei genug war. Im Zodiacus aber übte ich ſofort die Kritik dieſer vermittelnden Richtung aus, und nachdem ich Wolfgang Menzel achtend und gerecht charakteriſirt hatte, beurtheilte ich Heine und Börne allerdings mit großer Herbigkeit, aber nur ſo, wie es mir der vernünftige und wahre Fortſchritt der Zeit zu verlangen ſchien. Einige Stellen aus jener Beurtheilung will ich des Zuſammenhanges wegen und zum Vergleich mit den Urtheilen, welche heut und in dieſem Augenblick über Heine und Börne gefällt werden, hier einſchalten.

H. Heine.

(Literarischer Zodiacus von 1835. S. 10. flgd.)

— Stand in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker der Bewegung auf, so machte sich H. Heine, nachdem er seine erste Liebe mit dem epigrammatischen Feuer Lord Byronscher Lyrik ausgesungen, zu einem Bewegungsdichter der Zeit, aber ohne, wie Menzel, so klar zu wissen, was er wollte, noch so rein männlich zu wollen, was er wußte. Mit Heine begann zuerst das frivole Blut in den Pulsschlag der modernen Bewegung überzuschießen, und auf dem jungen Antlitz dieser Zeit unreine Geschwüre zu treiben. Heine ist ein großer Dichter der innern Verzweiflung der Zeit, und darum ein Dichter von kulturhistorischer Wichtigkeit. — Er hat bei aller liederlichen Grazie seines Leichtsinns zuweilen einen tief melancholischen Witz, der mit dunkeln Strahlen in die Nachtseite der Seele einschlägt, und wenn er mit verworfner Schalkheit einer schönen Dirne ein Epigramm in den Schooß wirft, beschleicht ihn in demselben Moment zugleich seine süße, mährchenhafte Phantasie, die ihm seltsam funkelnde Bilderblüthen zustreut, welche des größten Poeten würdig wären. Aber ihm fehlt aller heilige Sinn zur Hervorbringung von Poesie, zum wahren Wirken in Literatur und Zeit, und doch hat ihn grade das zum Dichter gemacht, daß er nichts mehr sah, was er in unserer Zeit hätte heilig achten mögen. Bei seinem ersten Auftreten dachte er weder an Zeit, noch Politik, noch Geschichte, ihm war Alles gleichgültig, nur der Dichterruhm nicht, um den er zu buhlen schien. Er war faul und dichtete wenig, und seine originelle Laune hielt nur in fingerlangen, aber wunderbar

blitzenden Gedichtchen aus. Mit diesen kleinen Goldfischen seines Humors tändelte er lange herum, und brachte sie in hellgeschliffenen Gläsern zu Dutzenden auf den Markt, ohne an etwas Anderes zu denken. Aber seine eigene Seele langweilte ihn sichtlich und die innere Leere trieb ihn so weit, daß er einmal in einem Gedicht auf den Gedanken kam, auch Gott im Himmel habe Langeweile. Die gänzliche Trostlosigkeit unserer bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände lag ihm damals schon unbewußt in seinen Nerven, und die allgemeine Zerrissenheit versetzte ihn in eine humoristische Extase, worin er lachende und greisende Verse mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Der abgelebten Kater und todtgehetzten Flöhe aus Hoffmanns Teufelsküche war man müde, Walter Scott trug man damals schon auf Hüten und Nachtmützen, und so wurden H. Heine's Reisebilder trotz dem, daß sie mehr als sechszehn Groschen kosteten, dennoch in Deutschland stark gekauft. Diese kleinen Teufel, die wenigstens etwas mehr Fleisch hatten, als Hoffmanns magnetisirte Mädchen, machten enormes Glück, und Heine besaß Geist genug, um das einfältige Lob, das ihm bei der allgemeinen Armseligkeit unsrer deutschen Kritik in den meisten Journalen gespendet wurde, zu verachten, und selbst darüber zu spotten. Dennoch war sein Zweck schon erreicht, weil er keinen Zweck der Gesinnung hatte, und ihm nichts daran lag, in ein wirkliches Verhältniß zur Nation zu treten, wenn es eine gab. Er hatte keinen Ernst, und keine Liebe in sich, darum wollte er bloß den Effect auf der Straße. Da schlug die Stunde des französischen Juli von 1830, und da man in der ganzen lebenssatten Welt längst gewartet hatte,

daß neue Zeichen geschehen würden, glaubte man dies sei das Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüstete sich, man rechnete mit seiner Vergangenheit ab, und diese schauten in die Zukunft, während jene ihr Testament machten. Heine hing seine Liebesharfe über die Schulter, und kam mit zersprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernsthafter, schärfer, bestimmter und gab sich an die sogenannte Sache der Freiheit hin, aber er selbst wurde nicht frei in seiner Seele, und es wich von ihm die Kraft der Poesie, so daß er jetzt als deutscher Dichter bereits für verschollen und ausgelebt anzusehen ist. Er schrieb über deutsche Literatur in französischen Blättern, und suchte, durch den Umgang mit Börne etwas höher gestimmt, uns vergeblich glauben zu machen, daß es ihm seiner Natur nach um etwas Allgemeines und Ernstes, oder um etwas Patriotisches zu thun sein könne. Als Kritiker der deutschen Literatur hat er sich lächerlich gemacht, da ihm zur Ausübung eines solchen Berufs, um nur das Kleinste zu nennen, auch die gewöhnlichsten Kenntnisse mangelten, und Allem, was er da sagte, die helle Ignoranz, außerdem die größte Unfähigkeit, die Erscheinungen tiefer zu combiniren, auf die Stirn geschrieben stand. Warum auch er sich einmal theilweise der Polemik gegen Goethe angeschlossen, darüber thut er naive Geständnisse, die den ganzen Mann characterisiren. Er meint, er sei immer eifersüchtig gewesen auf Goethe's Dichterkrone, und aufrichtig gestanden! weil er selbst auf diese Anspruch gemacht, sei ihm der Groll gegen Goethe in die Feder gefahren. So hat er nie etwas um der Sache willen thun können, und daher diese klägliche Zerflatterung seiner Erscheinung, von

der nichts mehr bleibt, wenn man darnach greift. In Heine hat ſich der Egoismus der Goetheſchen Poeſie ins Geckenhafte carrikirt, mit einem Beimiſch von mährchenhaftem Koboldsgeiſt aus Tieck's Romantik.

Börne.

(Literariſcher Zodiacus von 1835. S. 13.)

Fragt Ihr nun, warum ich Heine einen Dichter der Bewegung genannt, ſo will ich gleich antworten, nachdem ich noch Einiges über Börne geſprochen habe. Hier muß ich kürzer ſein, denn dieſer Mann thut mir ſo weh, daß ich nicht viel über ihn ſagen kann. Ich habe Börne immer geliebt, und liebe ihn noch, und kann es ihm ganz nachfühlen, wie unglücklich er ſein muß. Er hat etwas Metaphyſiſches an ſich, er iſt der verzweifelte Metaphyſiker der modernen Zeitbewegung! Seine welthiſtoriſche Ironie trägt den ſchwarzen Fluch der Kaſſandra mit ſich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müſſen, und je tiefer die Anſchauung, je rettungsloſer ſtürzt ſie ihn in den Wahnſinn der Selbſtzerfleiſchung hinein. Sein Patriotismus iſt ein Bacchant geworden, der ihm das Herz in Stücke reißt, und Börne wirft die blutigen Herzſtücken lachend unter die Leute, und ſagt: da ſeht ihr das deutſche Herz! Wie der gläſerne Licentiat des Cervantes ſchleicht er auf den Gaſſen umher, bis in ſeine innerſte Seele durchſichtig und zerbrechlich, und theilt kluge und ſcharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, vor denen man betroffen ſtumm wird. Die Gaſſenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in ſeinen

tiefen, schmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und sieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der sein weißes Haar dem Gespött der Welt lächelnd preis giebt. Ich wünschte nicht, daß man auch nur daran dächte, diesen Börne mit Heine zu verwechseln, obwohl die Strömung der Zeit sie nahe aneinander getrieben hat. Börne ist keusch und rein, und Alles, was an ihm lasterhaft erscheint, ist bloß sein Unglück. Und dennoch hat er mit Heine etwas Gemeinsames in der ganzen Beziehung zu dieser Uebergangsperiode. In beiden hat der deutsche Nationalcharacter einen Act der Selbstreinigung, gewissermaßen durch Erbrechen, vorgenommen, und daher zugleich das Ekelhafte und Cynische, das diesen beiden Schriftstellern nothwendig anklebt, weil in ihnen ein Verzehrungsproceß so unfläthiger Bestandtheile vorgeht. Alle offenen und geheimen Schäden der deutschen Nationalität hat Börne, wie ein Giftpulver, tief in sich niedergeschluckt, und ihm ist übel und wehe davon geworden, er beschreibt es selbst physisch, bis zum Grausen, wie sich allmählig die deutsche Nationalität in ihm erbricht. Wir müssen es ihm wohl glauben, und wenden uns ab, und sehen auf den lustigeren Heine, der sich weniger dessen bewußt ist, was mit ihm vorgeht. Aber auch in ihn säubert sich der deutsche Geist von alten versteiften und versteinerten Lebenselementen, indem es in ihm die Carikatur dazu hervorbringt. Es wirft in ihm die deutsche Nationalität ihre schlechten Stoffe aus, und zeigt daran, daß sie noch Regenerationskraft der innern Werkzeuge besitzt. Darum meine ich, daß Heine ein Dichter der Bewegung ist."

6.

— Der Einfluß von Heine und Börne, in Wechſelwirkung mit den hiſtoriſchen Anläufen der Tagesſtimmung, hatte ſchon einige ähnliche Talente zur Welt gebracht, welche ſich ganz in jene heine-börne'ſche Lebens- und Zeitanſchauung, ja in die eigenſten Formen ihres Ausdrucks, hineingearbeitet hatten. Unter dieſen war zuerſt Heinrich Laube mit einer einigermaaßen bedeutenden Phyſiognomie hervorgetreten, und wenn er auch damals den erſten Abdruck von ſich durchaus in den Typen des heine'ſchen Stils (von welchem Stil ich ſpäter ſprechen werde) in die Welt hinausſchickte, ſo ſah man ihm doch an, daß dieſe Intereſſen zugleich organiſche Lebenstheile einer ſich ſelbſtſtändig bewegenden Perſönlichkeit waren. Er hatte im Jahre 1833 die Redaction der Zeitung für die elegante Welt übernommen und ſich darin beſonders die Kritik der neuen literariſchen Erſcheinungen im Sinne des Liberalismus angelegen ſein laſſen. Obwohl er ſich bei dieſem Geſchäft häufig überſtürzte, ſo gingen doch im Grunde ſehr wohlthätige Anregungen des neueſten Literaturlebens von ihm aus. Auch war es angenehm, in ihm einen durchweg liebenswürdigen und tüchtigen Character in unſerer Literatur zu ſehen, der, was ihm an Tiefe der Wirkung gebrach, gewiſſermaßen perſönlich durch eine ehrenhafte Vertretung der Form erſetzte. Bei Laube's erſtem Auftreten war bemerkenswerth, wie er mehr Muth als Geiſt beſaß und durch den Muth der Form zu erſetzen wußte, was ihm der Geiſt des Inhalts verſagte. In ihm war ein bedeutendes Talent des Anlaufs, Alles an Laube

war Anlauf, und dieser Anlauf wiegte sich oft täuschend in die Illusion der That ein. In gewisser Beziehung konnte er auch zuweilen dafür gelten. Indeß beging Laube den Fehler, das, was er wollte und was die Zeit wollte, zu sehr, ich möchte sagen in kritischen Recepten zusammenzufassen, tendenziöse Formeln und Typen hinzustellen, und dadurch schon frühe den Argwohn einer coterienhaft verabredeten Wirkung auf die Zeit vermittelst der Literatur, namentlich bei den noch auf demagogische Untersuchungen angewiesenen Behörden zu erwecken. Durch den von ihm zu sprungartig und burschikos gefaßten Gegensatz des Neuen zum Alten, wurde er der Erste, welcher ein sogenanntes neues Deutschland aufs Tapet brachte, aus welchem Ludolf Wienbarg in dem edelsten und reinsten Sinne ein junges Deutschland machte, welchem er im Jahre 1834 seine Aesthetischen Feldzüge widmete. Laube's Verkündigung eines neuen Deutschlands erschien mir zu sehr als gemachte Form und für die wahrhaften literarischen Zwecke hinderlich, als daß ich sie in jenem einleitenden Artikel, durch den ich die Bestrebungen des Zodiacus zu motiviren suchte, hätte bestehen lassen sollen. Ich will auch diese Stelle hier einschalten, die zwar nicht geradezu auf Laube bezogen wurde, aber doch die Manier, der er sich im ersten Jugendtaumel seines Talents überlassen hatte, bezeichnete.

Das neue Deutschland.

(Literarischer Zodiacus von 1835, S. 15.)

— „Das sind die Gefahren solcher bloßen Bewegungsperioden, wie der unsrigen, daß sich in die Bewegung so

leicht das Gemachte einſchleicht, und daß ungeſchickte und ungeweihte Hände ſelbſt das innere Wachsthum der Blume roh antaſten, und noch mit den geheimen zarten Faſern auf die Gaſſe hinaus werfen möchten, ſtatt es in dem Allerheiligſten des Werdens ſtill ſich heranleben zu laſſen. So hat bereits unter uns die geckenhafte Koketterie mit einem neuen Deutſchland ſich angefangen, das immer und immer im Munde geführt wird, und das ſchon deshalb Glanz und Schönheit der Hoffnung verliert, ja zu einem Ekelnamen zu werden beginnt, weil man mit Fäuſten darauf losſchlägt, um es Jedem recht deutlich zu zeigen. Das bloße Gerede von dem neuen Deutſchland wird keins ſchaffen, wenn man nicht eben ſchafft. Das Große und Neue in der Geſchichte tritt plötzlich und auf Einmal in die Welt, und ſtill geht es zu, wo Schätze gehoben werden. Der Lärm, um ſich ſelbſt dadurch bemerklich zu machen, iſt zu allen Dingen nichts nütze, und macht die gute Sache lächerlich. Man rede und radotire nicht mehr ſo burſchenhaft von dem Neuen, und das Neue wird ſich erzeugen, und kann dann wachſen! Man ſetze wieder die heilige Stille des ſchaffenden Genius in ſeine Rechte ein! Vor allen Dingen aber, man ſchaffe!"

Ich hatte Laube nie geſehen, und durch einige Briefe, die wir aus literariſchen Anläſſen miteinander wechſelten, tauſchten wir uns nur die Zeugniſſe einer widerſtrebenden Eigenthümlichkeit und verſchiedenartigſten Richtung, obwohl mit einer ſtets gleichgebliebenen freundlichen Geſinnung, aus. Unter den jüngſt Aufgetretenen empfand ich damals noch am meiſten für Ludolf Wienbarg lebhafte Sympathie, der ein tiefes feſtes männliches Streben, auf

nationaler und wissenschaftlicher Grundlage, an den Tag gelegt hatte. Er hatte in seinen ästhetischen Feldzügen die Aesthetik als eine geschichtliche und nationale Wissenschaft zu begründen gesucht, indem er sie in ihrer Einheit mit der Weltanschauung eines jeden Volks und als unzertrennlich von derselben auffaßte. Mit diesem Gedanken hatte ich mich gleichzeitig lange beschäftigt, und es lag viel Fruchtbares für die Bildung der Zeit darin. Es war ein Hinstreben zu dem altgriechischen Princip der Schönheit, das, mit der Weltanschauung des Volkes vermählt, den modernen Nationalzuständen die Harmonie des Kunstwerks zurückgeben sollte, welche die alte Welt besessen. Das Allgemeine, der Staat, erhielt dadurch dieselbe Aufgabe wie das Individuum, der Bürger, nämlich sich selbst zum Kunstwerk auszubilden. Dies war eine gleichberechtigte Durchdringung und Vertretung aller Organe des Lebens, die Freiheit als Schönheit. Diese Ideen legte Wienbarg an das Herz der jungen Generation, aus dem sie zur That emporblühen sollten, er widmete sie dem jungen Deutschland in einem Sinne, der nicht ahnen ließ, daß dieser Name jemals zu einer polizeilichen Kategorie benutzt werden könnte. Die Haltung dieses Schriftstellers war überhaupt so maaßvoll, edel und ehrenhaft, im Geiste des antiken Republikaners, Alles an ihm war auf künstlerische Abgränzung berechnet, daß er sich gar nicht zu eignen schien, eine ausschweifende Rolle in der Literatur zu übernehmen. Für die Literatur schien seine Wirkung überhaupt eine weniger umfassende und sich fortsetzende, als sie vielmehr das blitz- und schlagartige Erhellen eines Anschauungsgebietes war, innerhalb dessen Wienbarg eine

feste aber einsame Stellung behauptete, einsam, weil er sich die productive Beweglichkeit innerhalb seines Standpunctes versagte. Ihm fehlt überhaupt die moderne Beweglichkeit, aus sich heraus zu gehen, sich in Hingebung zu verlieren und an den Formen der Welt zu bereichern. Mit einem spröden Stolz hütet er die Einsamkeit seiner Stellung und thut in vieler Beziehung Recht daran, wie er denn auch ein Recht dazu hat. Durch seine Einsamkeit stellt er ein Princip dar, und jede solche Darstellung muß fest und unverrückt sein. Wienbarg blieb im Schwerpunct seiner Lebensansicht gefangen, sie in der Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, schien es ihm immer an Lust zur Welt und an Vertrauen zu seiner Zeit zu fehlen. Der Mangel an Hingebung ließ ihn oft karg erscheinen; wer könnte aber verlangen, daß Einer mit vollen Händen sich selbst verstreuen solle, in einer Zeit, welche keinen würdigen Boden für die Entwickelung einer freien Persönlichkeit abzugeben vermag. — —

Der literarische Zodiacus fand im deutschen Publikum eine gute Stätte, und bewies, daß letzteres für eine gediegenere Form des Journalismus, welche wieder einzubürgern der Versuch galt, keineswegs unempfänglich geworden, denn von allen Seiten Deutschlands liefen uns die Bestellungen auf diese Monatsschrift ein, und selbst das Ausland betheiligte sich daran durch eine für den Anfang nicht unbedeutende Anzahl von Exemplaren. Im Verfolg des Journals wurde auch die Polemik gegen Heine noch nachdrücklicher als im Beginn fortgesetzt. Dazu gab vornehmlich der zweite Band seines Salons Gelegenheit, in welchem Heine auf den unglücklichen Ein-

fall gerathen war, sich mit deutscher Religion und Philosophie zu beschäftigen. Im Christenthum sah er nichts als einen leeren und inhaltlosen Spiritualismus, weshalb er diese Religion auch schlechtweg eine unausführbare Idee nannte, weil es bloß Geist sei, welcher die Materie vernichten wolle. Auf der andern Seite faßte er jedoch auch die Materie, deren er sich annehmen wollte, als etwas eben so Inhaltsloses auf, und gerieth in die saint-simonistische Rehabilitation der Materie hinein, ohne über die flache und im eigensten Sinne geisttödtende Auffassung des Saint-Simonismus dabei hinauszukommen. Heine verlor sich hier in einem ganz materiellen Pantheismus, den er sich jedoch witzig und ergötzlich genug zustutzte. Vielleicht that man Heine durch eine zu ernste Abfertigung seiner Scherze Unrecht, aber dieser heine'sche Scherz, der mehr sein wollte als der Ernst, verdarb in der Behandlung solcher Dinge Alles. Seine zum Besten gegebenen Ansichten der deutschen Philosophie waren in dieser Beziehung nicht minder ein schlechter Spaß, obwohl sich nicht läugnen ließ, daß sie oft die Höhe der komischen Kraft erreichten, und dann durch einen sehr glücklichen Instinct des Witzes, der an Heine eigenthümlich ist, selbst die Tiefe der Charakteristik ersetzten. Die äußerlichsten und zufälligsten Dinge halfen solchem Witz mehr auf die Sprünge als der eigentliche Inhalt, um den es sich handelte, und so konnte zur Charakteristik der Kantischen Philosophie Kant's alter Bediente Lampe, welcher den Philosophen mit dem Regenschirm abholt, besser dienen als die Kritik der reinen Vernunft selbst. Diese Manier suchte ich allerdings zu bekämpfen, obwohl ich ihre

Wirksamkeit in manchem Betracht mir nicht abläugnen konnte. Sie machte mir jedoch das, was man schon als eine besondere Schule zu betrachten anfing, nämlich den heine'schen Stil, immer mehr zu einer sehr zweifelhaften und zweideutigen Manier, und ich bin noch durch Heines letztes Buch: über Börne in der Meinung bestärkt worden, daß vieles Verwerfliche und Verletzliche in seiner Darstellung nur dadurch entsteht, daß sich Heine eine ganz falsche Theorie seines Stils hinsichts der Wirkung durch Gegensätze und Contraste gebildet hat. Wie sehr er Meister in der musikalischen Behandlung der Perioden ist, wird ihm jeder dafür Empfängliche zugestehen. Aber dieser feine musikalische Sinn für Hebung und Senkung, für Satz und Gegensatz, verlockte ihn auch, in das Inwendige des Inhalts beständig solche musikalisch wirkende Gegensätze zu verlegen, und wo keiner da war, stellte er eine geheime Windharmonika auf, in die sein Witz ein Schelmenstück hineinblasen mußte. So führt er mit seinem Stil immer allerhand blendende Scheinmanoeuvres auf, um nur Contraste herauszubringen, die einen piquanten Klang geben. Dadurch hat er sich gewöhnt, nichts so zu sagen, wie es eigentlich ist, sondern wie es einer Tonart seiner Stimmung sich fügt, welche ihm gerade in den Ohren summt. Die Musik seines Witzes und der Witz seiner Musik haben ihm das Bedürfniß auferlegt, zu der Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz sich den Gegensatz zu suchen, und so läßt er nichts in seiner Darstellung bestehen, was er nicht auch wieder umwerfen müßte. Darum wird der Ernst sofort zum Scherz, und der Scherz, der sich am Ende über sich selbst lustig

macht, häufig zur Grimasse. Jeden Inhalt, mit dem er sich beschäftigt, verhöhnt er zuletzt schon deswegen, weil er sich mit ihm beschäftigen mußte, denn seinen Witz verdrösse es zu sehr, die Wichtigkeit irgend eines Dinges bestehen zu lassen. Nur sich selbst hat er in seinem letzten Buch, Börne gegenüber, bestehen lassen, indem er mit einer ihm sonst nicht eigenen ehrbaren Ernsthaftigkeit die Größe seiner Leistungen uns versichert. Sonst in seinen epigrammatischen Liedersträußen war es anders, da bohrte er die Dornen seiner Manier auch in das eigene Fleisch, und er hatte damals Fleisch genug dazu. Dafür haben Andere die Contrastensucht des heine'schen Stils auch diesmal wieder bitter genug empfinden müssen, aber sie würden es ihm weniger verübeln, wenn sie bedächten, daß bei Heine all dergleichen nur Stil ist, und nichts als Stil. So sind die in der That unwürdigen Angriffe auf Raumer nichts als eine burleske Komödie des Stils, die wieder in das Nichts zerplatzt, dem sie entsprungen. Hierin könnte man wohl eine gewisse Familienähnlichkeit von Heine und Börne auffinden. Auch Börne hatte sich durch den bloßen Witz seines Stils häufig genug zu polemischen Experimenten verleiten lassen, und was Heine hier an Raumer gethan, übte Börne früher fast in derselben Manier an Willibald Alexis, der sich davor nur in die Ehrenhaftigkeit eines unablässig arbeitenden Talents zurückziehen konnte. Indeß hatte doch auf Börne's Stil die Gesinnung ohne Zweifel einen mächtigeren Einfluß als der Witz, und überhaupt scheint mir der börne'sche Stil, besonders in seinen früheren Schriften, als maaßvolle und künstlerische Ausarbeitung des Gedankens der heine'schen

Schreibart vorzuziehen. Wenigstens ist Heine's Urtheil über Börne's Stil (s. S. 163—164 des Buches über Börne) durchaus ungerecht, und die Anspielung auf „reichsstädtisches Spießbürgerthum" und auf die „Aengstlichkeiten" seines frühern Polizeiamtes, wovon Börne in seinem Stil immer etwas beibehalten habe, sind ebenso willkührlich als boshaft. Es ist wahr, Heine verstand in seinem Stil die Gegensätze, die er so possirlich zusammenwürfelte, oft zu wahren Meisterstücken des Humors herauszuputzen und zu verkleiden, und da er ein Virtuose des Drolligen ist, worin er mit Voltaire verglichen werden kann, so benutzt und ersinnt er allerhand lustige Geschichten, welche er als Blumenteppich zur Einwickelung seiner Schlangen braucht, und wodurch seine Darstellung beständig etwas fein Durchhauchtes gewinnt. Börne fiel dagegen in seinen letzten Schriften oft genug mit der Thür ins Haus, und dann kränkelte ihm auch der Gram der Zeit, dem er sich geopfert, jenen bleichen und furchtbaren Ernst an, der auch seine Darstellung als ein schlotterndes Gespenst erscheinen ließ. Dem heine'schen Stil aber, dieser Manier, die in sich selbst verliebt ist und sich doch selbst aufhebt und vernichtet, von Anfang an die Anerkennung verweigert zu haben, welche ihm Andere oft so reichlich zollten, scheint mir von meiner Seite ein Thun, das sich mir in den letzten Jahren unserer Literatur nur immer bestätigt hat. Dieser Stil kann ohne Zweifel auf den ganzen Charakter der Literatur eine gefährliche Einwirkung haben, indem er dazu verführt, nichts mehr einfach um seiner selbst willen zu sagen, sondern, gleichsam aus Ueberdruß an dem Inhalt selbst, durch künstlich

aufgesetzte Lichter einen fremdartigen Reiz in denselben hineinzubringen. Zwar spiegeln sich in der Eigenthümlichkeit dieses heine'schen Stils viele Einflüsse der heutigen Zeit- und Lebensanschauung wieder, denen sich Niemand entziehen kann, und welche die ganze heutige Darstellungsweise färben. Auch kann Heine noch das besondere Verdienst in Anspruch nehmen, daß er das Plastische der Schreibart, das Schreiben für die sinnliche Anschauung, auf meisterhafte Weise gefördert hat. Aber selbst diese positiven Eigenschaften seines Stils erscheinen bei ihm so häufig nur als Gaukeleien des Gedankens, daß das, was die Hauptsache alles Stils bleiben muß, der Inhalt, fast nie vorurtheilsfrei und unvermischt darin zur Erscheinung kommt. Diesem subjectiv befangenen heine'schen Stil gegenüber erschien mir immer der Stil des reinen Inhalts, welcher seine höchsten Gesetze nur von dem darzustellenden Gedanken empfängt und mit demselben niemals willkürlich zu schalten wagt, als die richtigere Schreibart hervorzuheben, und ich führte diese Ansicht später in meinem Buche über die Kunst der deutschen Prosa umständlicher aus. — —

Im literarischen Zodiacus wurde auch die erste Polemik gegen die Vermittelungs-Richtung Göschel's eröffnet. Durch seine Goethe'schen Unterhaltungen, die ich scharf aber gerecht beurtheilte, hatte er bereits die schlimmen Folgen an den Tag gelegt, welche der Fanatismus der Vermittelung, der ihn ergriffen, auch für Literatur und Kunst haben mußte. Göschel wollte Alles vermitteln, Bibel und Babel, Hegel und Nicht-Hegel, Logik und Gesangbuch, Goethe und Herrnhuth, und war

dadurch in eine ſüßlich ſpielende Myſtik hineingerathen, die ihren Triumph darin ſuchte, auf ihrem Standpunkt die Vereinigung von Speculation und Tradition zu Stande zu bringen. Dies Balancir-Syſtem, das einen ſonſt braven und liebenswürdigen Charakter ſelbſt bis zu jeſuitiſchen Anwandelungen verführen mußte, vermochte ſich aber keineswegs in dieſer künſtlichen Schwebe zu erhalten, ſondern es zeigte ſich bald, daß Göſchel, zwiſchen Philoſophie und Orthodoxie ringend, die eigentlich philoſophiſche Sphäre verlaſſen mußte, um in der orthodoxen wenigſtens auf feſteren Füßen ſtehen zu können. Wenn ich der Erſte war, der gegen dieſe Göſchel'ſche Vermittelungs-Theorie ankämpfte, im Intereſſe der Kunſt, wie aus Gründen des hiſtoriſchen Lebens der Zeit, ſo haben daſſelbe nach mir andere, in dieſem Fall bei weitem ſpruchfähigere Männer, wie Michelet, Roſenkranz, nur mit noch ſchärferen Waffen der Wiſſenſchaft, gethan, und ich kann mir nachſagen, daß ich damals, obwohl unter dem Einfluß perſönlicher Gereiztheit ſtehend, doch kein ungerechtes und unhaltbares Wort, das ſich nicht ſpäter erwieſen hätte, geltend machte. Und zur perſönlichen Gereiztheit hatte ich nach menſchlichem Ermeſſen allen Fug. Göſchel hatte bei den Widerwärtigkeiten, welche mich in Berlin wegen der „Madonna" betroffen, ſelbſt auf eine auffällige und ſehr geſchäftige Weiſe gegen mich Parthei genommen. Zu einem Zeitpunkt, wo meine Sachen ſehr ſchlimm ſtanden, hatte er nichts Eifrigeres zu thun, als eine Recenſion des angeſchuldigten Buches zu ſchreiben, die er ſogar in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik abgedruckt wiſſen wollte. Sie wurde jedoch wegen ihres leidenſchaftlichen Tones, und weil ſie

gar zu sichtlich nach einem bürgerlichen Autodafé hinzielte, zurückgewiesen. Die hengstenbergische Kirchenzeitung war ein bei weitem geeigneterer Ort dafür, und Göschel gab daher sein Kreuzige! Kreuzige! an Herrn Professor Hengstenberg, der es gerade brauchen konnte, indem er eben schon einen andern größeren Artikel über die Madonna gebracht und nun auch noch den Göschel'schen in eine ganze Reihe von geistlich und weltlich verdammenden Recensionen einfügte. So verstärkte diese, nun keineswegs aus der Vermittelungs-Schmiede gefertigte Recension durch das Gewicht von Göschel's Namen, der damals in Berlin einen ziemlich bedeutenden Klang zu gewinnen schien, eine Anklage, welche bald mehrere Schriftsteller zu einem gemeinsamen Schicksal zusammenfassen sollte, und deren Vorspiel meine im Frühjahr 1835 erfolgte Suspendirung von der eben angetretenen Stellung als Privatdocent an der Berliner Universität gewesen war. Diese Suspendirung hatte Steffens als Rector auf seine eigne Hand vorgenommen, und zwar auf die bloße Denunciation des Buches, das freilich bald darauf ein specielles Verbot erhielt. Steffens gerieth dadurch in einen Conflict mit der höchsten ihm vorgesetzten Behörde, weil er einen solchen Act nicht ohne Hinzuziehung des Regierungsbevollmächtigten hätte vornehmen dürfen. Auch hatte er, indem er mit seiner allzu großen Nachgiebigkeit fremde Insinuation sofort zu seiner eigenen Handlung erhob, etwas gethan, das er fast in demselben Augenblick wieder bereute, und nur später retirirte er sich wieder in das nicht mehr Abzuändernde mit einer erbitterten Consequenz hinein, die ihm den Anschein eines Princips verleihen sollte. Denn gleich nachdem er

mich verhindert hatte, meine Probevorlesung zu der dazu anberaumten Stunde zu halten, war ich bei ihm in seiner Wohnung, und erhielt hier wiederum von ihm eine jener Umarmungen, denen man sich nicht ohne Gewissensskrupel hingeben konnte. Er hatte das Buch, um das es sich handelte, und auf Grund dessen er gehandelt, noch gar nicht gelesen, doch erzählte er mir, daß er sich bereits aus dem Rectorats-Fonds ein Exemplar desselben angeschafft habe, welches er auch vorwies. Da er mich mit solchen Zeichen seines Mitgefühls aufgenommen, so bat ich ihn um die Erlaubniß, ihm einige Stellen aus dem incriminirten Buch vorlesen zu dürfen, wozu ich solche wählte, bei denen ich ihm unwiderleglich darthun konnte, daß seine eigenen früheren Schriften von denselben Grundsätzen erfüllt waren. — —

Uebrigens war dieser offene Schritt, zu dem sich Steffens hatte hinreißen lassen, Niemandem unangenehmer, als dem damaligen Unterrichtsminister, dem großsinnigen und in jedem Betracht auf der erhabensten Bildungsstufe stehenden Altenstein. Nur durch die persönlichen Aufmunterungen und Zusicherungen des Ministers hatte ich jene Laufbahn gewählt, und mehr der Zufall boshafter Verwickelung, als meine Verschuldung, hatten meinen Plan vernichtet, dem sich sodann ein gar nicht beizukommendes Element in den Weg stellte. Von so vielen mächtigen und einflußreichen Gegnern auf Einmal bestürmt, von Männern, welche die Gewalt ihrer öffentlichen Aemter dazu benutzten, um einen blutjungen, vielleicht auf Irrwegen begriffenen, vielleicht auch nur sein Recht der Jugendentwickelung gebrauchenden Schriftsteller, am liebsten

mit Haut und Haaren zu vertilgen, — ich ganz allein — genoß ich doch auch manche Genugthuung von Seiten alter und neu sich erklärender Freunde. Herr von Altenstein vertheidigte in einer Gesellschaft, die aus vielen hohen Beamten bestand, ganz offen das Buch, dem er mehr Gutes nachsagte, als ich erwarten zu dürfen geglaubt. Eine andere Genugthuung, die mich in Stunden des Zweifels wieder über mich selbst zufriedener machen konnte, war mir die persönliche Bekanntschaft mit Altenstein's Freund, dem Staatsminister von Beyme, der die nur den Wissenschaften gewidmete Zurückgezogenheit seines Alters auf seinem Besitzort Steglitz unweit Berlin verbrachte und von dort aus die lebendigsten Berührungen mit seiner Zeit nach allen Richtungen hin unterhielt. Seine Thätigkeit, mit der er sich alles Neue in Literatur und Wissenschaft aneignete und eigenthümlich verarbeitete, verbunden mit dem ausgedehntesten Briefwechsel, den man nur führen kann, gränzte an das Wunderbare. Auf seinen Tischen lagen immer die neuesten Erscheinungen der Literatur, die er nicht entlieh, wie Andere, sondern kaufte. Kleine Gastmähler, die er öfter veranstaltete, waren ächte Symposien im Geist der Alten, indem die bewegteste geistige Dialektik, in welcher Beyme besonders Meister war, das Mahl würzte. Gans und Varnhagen von Ense, mit denen ich mehrmals in diesem Kreise zusammentraf, ließen ihr eigenes glänzendes Gesprächstalent mit dem scharfen Geist Beyme's auf das Interessanteste sich begegnen. Der durch persönliche Biederkeit immer gleich anziehende, friedrichgelehrte Preuß, welcher der eigentliche literarische Werkmeister Beyme's war, der Mathematiker Dirichlet, der auslandskun-

dige Lehmann, und Andere, gehörten gewöhnlich zu dieser Gesellschaft. Die kleine, bewegliche, feingezeichnete Gestalt Beyme's, sein hohes Alter gänglich vergessen lassend, machte stets den lebensvollsten Eindruck, und seine Aeußerungen verbreiteten blitzartig auf weite Strecken hin Licht und Anregung. Seine unfreiwillige Zurückgezogenheit vom activen Staatsdienst hatte ihn keineswegs gleichgültig gemacht, die Fort- und Rückentwickelung der Zustände in Preußen zu beobachten und einen unverdrossenen Lebensantheil daran zu behaupten. Vielmehr war Beyme durch und durch preußischer Staatsmann geblieben, in mancher Beziehung hatte sich sogar ein ganz orthodoxes Preußenthum in ihm verkörpert, und er stellte zuweilen die eigenthümlichste Mischung desselben mit den modernen Zeitideen dar. Sein frischer Antheil an meinen Schriften und an meiner Person war für mich ein neuer Lebens- und Literaturreiz, zu einer Zeit, wo sich Alles verschworen zu haben schien, mich die Lust zur deutschen Literatur büßen zu lassen, und wo die Evangelische Kirchenzeitung eine förmliche Aufforderung ergehen ließ: solche Leute, wie den Verfasser der „Madonna" und seine Gleichgesinnten, aus allem Familien- und Gesellschaftsleben auszustoßen! Indeß gerade das Familien- und Gesellschaftsleben bot uns Ersatz für solche barbarische Unbill, und namentlich waren es edle und ausgezeichnete Frauen auf den begünstigtsten Standpunkten der Gesellschaft, welche uns, wie heißer sich auch der gute Hengstenberg gewarnt hatte, doch mit Wohlwollen und Vertrauen zu ihrem Familienheerd einluden und uns von ihren Töchtern den Thee einschenken ließen. Wo man uns Haß gesäet hatte, da ärnteten wir Vertrauen zu un-

ſerm wahren menſchlichen Kern, Vertrauen zu den Hoffnungen unſerer Jugend, und wahrlich bei Solchen, deren Vertrauen beglücken und veredeln mußte. Daß das Buch, um deſſen willen ich ſo viel leiden mußte, auch noch andere Geſichtspunkte einer gerechten Beurtheilung zuließ, fiel dieſen Verketzerern vielleicht nur heimlich ein; wenn ſie aber aus ihrer Haut herauszubringen wären, ſo würden ſie um deswillen herausgefahren ſein, weil ein hoher preußiſcher Staatsmann ſich von der Madonna hatte begeiſtern laſſen. Da ihnen dies ſo unbegreiflich geſchienen, und ich mir ihnen, den Siegern, gegenüber auch wohl heut noch eine Genugthuung gönnen darf, ſo will ich hier mit derjenigen Verletzung der Beſcheidenheit, die man den Beſiegten zu verzeihen pflegt, einen Brief abdrucken laſſen, welchen der nunmehr dahingeſchiedene Beyme in Sachen der Madonna an mich geſchrieben, und den ich um ſo unbefangener mittheilen kann, als ich jene Production heut nur wie eine von mir ſelbſt abgelöſte Thatſache betrachte und in dem, was ein Beyme Gutes darin erkannte, nur ein Zeugniß mir aufſtellen will, daß ich durch dies Buch keineswegs gegen die Beſten und Edelſten meiner Zeit gehandelt!

An Herrn Dr. Theodor Mundt in Berlin.

Steglitz, 27. Juny 1835.

Was mögen Ew. Wohlgebohrnen über mein langes Stillſchweigen, ſeyt der mit dem lebhafteſten Dank von mir anerkannten Verehrung Ihrer unvergleichlichen Madonna gedacht haben?! Das Wahre an dieſem Verzuge iſt, daß ich von ihrer Schönheit bezaubert worden bin. Dies wollte ich Ihnen umſtändlich ſchreiben und darum

sowohl als auf's Neue in diesem herrlichen Genuße zu schwelgen, habe ich das Buch nach einigem Zwischenraum erst noch einmal gelesen, dabey aber mich so sehr in den Gedankenreichthum desselben vertieft, daß mir die Sprache darüber vergangen ist, die ich vielleicht nur dann wieder zu finden hoffen darf, wenn Sie mir durch Wiederholung Ihres Besuchs, worauf unser lieber Preuss mir die frohe Aussicht eröffnet, einen neuen Beweis Ihres unschätzbaren Wohlwollens geben. Ich bitte angelegentlichst darum, und stelle Ihnen meinen Wagen zur disposition.

Uebrigens ist mir das Schicksal, welches Ihr Buch, und, um dessen willen, Ihre Person betroffen hat, kein Räthsel. Sie Selbst haben es geahnt und, was noch mehr sagen will, pag. 134, 378 und in der Nachrede ausgesprochen. Hätten Sie dem Kinde aber nur nicht einen Nahmen gegeben, und was für einen Nahmen?! „Das Buch der Bewegung" dieser Nahme allein ist hinreichend allgemeines Schrecken zu verbreiten.

In der ausgezeichnetesten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgebohren

Ganz ergebenster
v. Beyme.

— Der Schrecken, den das Buch in der That verbreitete, stand wohl in keinem Verhältniß zu dem Buche selbst. Nur die beschränkteste und unfähigste Auffassung konnte in der Madonna ein System des crassen Materialismus und der principienmäßigen Sinnlichkeit erblicken. Vielmehr war von vorn herein ein conciliatorischer Geist in dem Buche, den auch selbst Theologen, darunter namentlich Bretschnei-

der in seiner Kirchenzeitung, als solchen anerkannten. Es war auch keine andere Tendenz darin, als die Versöhnung zwischen Geist und Materie, in einer geistdurchdrungenen Weltlichkeit und in einer weltdurchdrungenen Geistigkeit, darstellend eine freie Harmonie des Weltzustandes in allen Formen des Lebens, des Staates, der Familie, der Gesellschaft, gegenüber den ascetischen Richtungen eines feindlich auf die Wirklichkeit angewandten Christenthums. Und da ich einmal angefangen, mich gültiger Zeugnisse meiner Zeitgenossen gegen unversöhnliche Widersacher zu bedienen, so stehe auch hier noch zu meinen Gunsten ein Wort des hochverdienten Theologen, Professor Karl Hase, der zum Antritt seiner Professur in Jena eine Rede über das Verhältniß des jungen Deutschlands zum Christenthum hielt*) und darin von der Madonna sagte: „Ein anderer Genosse des jungen Deutschlands, der dessen Satzungen auch nach anderen Seiten hin mit einem hochstrebenden Geiste überschritten hat, Theodor Mundt, suchte das alte und neue Evangelium zu versöhnen, denn Christus sei der in die Welt eingeborne Gott, wie auch die kirchliche Ueberlieferung ihn nennt, ein eingefleischter Gott, das rechte Weltkind, nach dem die Welt geseufzt habe, nicht allein geboren, um die Welt mit Gott, sondern auch um uns mit der Welt zu versöhnen, indem er die Welt und ihre Freuden heiligte als Sinnbilder des Ewigen, den Liebesrausch als Andacht.“ —

Der äußerliche Sieg, welchen die Gegner durch die Gewalt ihrer Mittel davongetragen haben, erweist sich mir

*) Gedruckt unter dem Titel: „Das junge Deutschland. Ein theologisches Votum in einer academischen Rede. Von Dr. Karl Hase. Parchim und Ludwigslust, bei Hinstorff. 1837.“ Vgl. S. 13.

darin von seiner empfindlichsten Seite, daß er mich in seinen bis auf die heutige Stunde fortdauernden Nachwirkungen nöthigen mußte, mein langes Stillschweigen über mich zu brechen, obwohl es mir Niemand verargen wird, wenn ich mich in einem solchen Fall auf Zeugnisse von höherer Gültigkeit berufen habe. Es soll Keiner seine Widersacher allzu hart verklagen, denn diese Männer haben auch ihre Noth gehabt, sie glaubten sich in ihrem guten Recht, im Recht des Bestehenden, und gehorchten dem Drange einer reizbaren Persönlichkeit, die ihre subjective Willkür gestört sah. Und dann hatten sie das Unglück, einen solchen Sieg zu erfechten! Bei etwas mehr Humanität und Billigkeit, bei einer größeren Berücksichtigung ihrer eigenen Würde und der Würde des Christenthums, das wahrhaftig nicht durch fünf junge Schriftsteller gefährdet werden kann, hätten sie sich freilich diesen Sieg ersparen können. Und worin bestand dieser Sieg? Er bestand in der Creirung eines öffentlichen Verbots, das die fünf Schriftsteller Heine, Laube, Gutzkow, Wienbarg, Mundt, unter dem Namen des „jungen Deutschlands" zu einer gewissermaßen gesetzlosen Kategorie erklärte, indem nicht nur alle ihre bisher gedruckten Schriften, sondern auch Alles, was dieselben künftig jemals und irgendwie schreiben und drucken lassen würden, dermaßen für verboten angesehen sein sollte, daß sie weder verkauft noch angezeigt und ausgelegt werden dürften. Auch sollte in keiner Zeitung oder öffentlichen Druckschrift nur der Name dieser Schriftsteller mehr genannt werden dürfen. Dies Verbot, mit seinen auf die bürgerliche Existenz verderblich nachwirkenden Folgen, mit seiner diminutio capitis, die es nur im Wege eines contradictorischen Prozeßverfahrens

hätte aussprechen dürfen, — es soll hier nicht genauer erörtert werden. Mangelhaft war es schon deshalb, weil es eben nur diese fünf Schriftsteller, und nicht noch viele andere aus der älteren wie aus der neuesten Literatur proscribirte. So durfte z. B. Börne's Namen wie seine Schriften im Intelligenzblatt der preußischen Staatszeitung angezeigt werden, während in demselben Augenblick der Name Heine's in allen Beziehungen eifrig getilgt wurde. Heine, der jetzt in seinem neuesten Buch gegen Börne gar nicht gefährlich sein will, — als „Dichter" und „Royalist", — muß noch heut einen Schreck darüber bekommen, daß er damals dem Börne bei weitem an Gefährlichkeit vorgezogen wurde. Der Umstand war aber der, daß man in der Eil, mit der das Verbot gemacht worden, nicht an Börne gedacht hatte. Wenn ich mich wunderte, daß Andere in dem Verbot fehlten, so wunderte ich mich aber noch mehr, daß ich selbst dabei war. Ich mag in Berlin durch meine Verwickelungen mit Göschel und Steffens Manches dazu beigetragen haben, das Verbot zu formiren. Zu ihrem eigentlichen Ausbruch gedieh die Katastrophe durch einen andern Schriftsteller, mit dem ich schon um deswillen nichts gemein haben konnte, weil ich ihn bis dahin nur bekämpft hatte, Karl Gutzkow, den sein ehemaliger Lehrer und Meister, Wolfgang Menzel, jetzt in seinen Feind verkehrt, bei der Polizei förmlich denuncirte. —

7.

Dies war der unselige Handel, den Gutzkow's Roman „Wally" angerichtet hatte. Noch ehe Wolfgang Menzel seine bekannte, nachher als Anklageacte benutzte Beurtheilung der Wally in seinem Literaturblatt geliefert

hatte, schrieb ich im literarischen Zodiacus folgende Charakteristik derselben, der ich um deswillen hier wieder eine Stelle geben will, weil ich sie noch heut für das Gerechteste und Vorurtheilsfreieste halte, was über dies Buch und seinen Autor gesagt werden kann.

Gutzkow's Wally.

(Literarischer Zodiacus von 1835, S. 283.)

Ein Roman der Skepsis unserer Zeit, des Zweifels und der Verzweiflung, aber durchaus ohne jene zerrissene Subjectivität, welche meistentheils von solchen Tendenzromanen in Deutschland unzertrennlich ist. Gutzkow ist nicht zerrissen, dazu ist er zu kalt und besitzt eine gewisse klug darüberstehende und geharnischte Nüchternheit, die seinen Darstellungen eben so sehr zum Vortheil, wie zum Nachtheil gereicht. Auf der einen Seite macht sein wenig erregtes Gemüth, sein unterdrücktes Herz, ihn nie befangen, daß er sich an die Sympathieen seiner Gegenstände hingiebt, die er vielmehr, fast verächtlich und trotzig, wiewohl mit Geist, unter sich zu erhalten weiß; auf der andern zerstören diese ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grausamen und quälerischen Verstandes ihm allen Duft und Blume der Dichtung, und lassen manchmal an der Originalität innern, tiefen Lebens und Erlebens zweifeln, indem sich mehr eine chemisch zersetzende und zusammensetzende Natur offenbart. Dieser sein neuer Roman ist mit einer raffinirten Kälte geschrieben, die merkwürdig ist, und, wie alle seine Bücher, den Leser nur zu einem mühsam abgerungenen Antheil bringt. Vieles ist recht frisch und keck herausgegriffen aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der socialen Stimmung, aber diese Conflicte treffen

hier einen zu gefährlichen Scheidepunkt, einen zu ungeheuren Entwickelungsmoment der modernen Menschheit, als daß die Weise, wie Gutzkow in einem leicht angelegten und flüchtig motivirten Roman die dunkelste Sphinx unserer Zustände kopfüber in den Abgrund hinunterstürzt, um ihr Räthsel zu lösen, nicht mindestens für ein voreiliges und schädliches Handanlegen an die verschwiegenste und geheimnißvollste Frage gehalten werden müßte. Es ist die Frage, ob das Christenthum eine abgelebte Institution sei und für uns und unsere Zustände nicht mehr tauge? eine Frage, auf welche sich weder durch schneidende psychologische Thatsachen in einem Roman, noch durch ganze dogmatische Abhandlungen, ein kurzes und abgemachtes Ja oder Nein antworten läßt.

Gutzkow giebt sich, nach dem Vorgang Heine's im zweiten Theil des „Salon", eine sehr bestimmte Stellung zu dieser Frage, nämlich die der Verneinung, ja der frivolsten Polemik, die am allermeisten auf diesem Gebiet unstatthaft und desorientirend ist. Was Rahel in scheuer Metaphysik und halbverhüllten Prophezeihungen nur bange angetönt (denn Scheu und Bangigkeit ergreift grade die gewaltigsten Gemüther vor den großen Geburtswehen der Geschichte); was die St. Simonisten, die aus der Religionslosigkeit doch immer wieder eine neue Religion zu machen suchten, am geistigen Leben der Menschheit zur Herstellung einer glücklichen materiellen Zukunft niedergerissen; was selbst Heine noch mit Salonsanstand und gefallsamen Witzen vorgetragen, indem er seinen Feldzug gegen das Christenthum wenigstens mit christlicher Humanität zu führen bemüht ist: das nimmt hier ein blonder, verwegener Knabe, Namens Karl Gutzkow, wie einen Ba-

gatellprozeß leicht auf die Zunge, und ſpeit es, wie die Kinder kniſterndes Theaterkoloſonium, in die Welt hinaus, um ſie danach brennen zu ſehen, und ſich dann, ein kleines Nero-Ungethüm, vor Freuden die Hände darüber zu reiben. Aber ſo arg iſt es nicht. Gutzkow hat Unglück, man traut ihm keine tiefen Gährungsmomente des Gemüthes zu, und ſo hält man es bei ihm nur für eine ſpecielle Malice gegen das Chriſtenthum, was, wenn es aus wirklichen Erſchütterungen und Erfahrungen der Seele hervorgegangen, ſelbſt bei der größten Herbheit der Apoſtaſie, immer noch Aufmerkſamkeit, ja Ehrfurcht verdiente. Er ſagt ſelbſt in den, den Hauptkern ſeines Buches bildenden Geſtändniſſen über die Religion (S. 293.), der Witz ſei für eine ſo große Inſtitution, wie das Chriſtenthum, eine unangemeſſene Behandlung! Nun muß ich es freilich zugeben, wenn man mir entgegenhält, welche armſelige und gottverlaſſene Witze Gutzkow in dieſen Geſtändniſſen ſelbſt über den „armen Rabbi von Nazareth" gemacht. Dies iſt ſo unwürdig, daß ich es nicht begreife bei einem Verfaſſer, der ſonſt ſo vielen hiſtoriſchen Sinn hat und manchen kühnen durchdringenden Blick in die Geſchichte thut, denn ſchon die bloß geſchichtliche Bedeutung des Chriſtenthums lehrt anders über daſſelbe urtheilen. Ein bedauernswerther Irrthum aber wäre es, wenn Gutzkow glaubte, er habe durch dieſe vom Zaun gebrochenen Befeindungen des Chriſtenthums, zu denen er gar keine innern ſubjectiven Momente beibringt, etwas Neues geſagt oder gethan. — Was hier, mit beſonders zeitgemäßer Miene, zur Vertilgung aller Göttlichkeit der chriſtlichen Religion radotirt wird, hat der ganz gewöhnliche, flache, öde Rationalismus in der Theologie ſelbſt ſchon längſt und

vielfältig zu Tage gefördert. Dagegen hat der Verfaſſer, in der voreiligen Weltverbeſſerungsdiarrhöe, an der er nun einmal leidet, die eigentlich zeitgemäßen und neuen Regungen der Gemüther nach dieſer Seite hin ſich entgehen laſſen. Hätte er irgend von innen her die Zerwürfniſſe und Conflicte der Zeit berührt, in denen gewiſſe Elemente und Formen des Chriſtenthums ihren Tod zu finden ſcheinen (denn die chriſtliche Idee ſelbſt iſt ewig und für alle Zeiten einer neuen Entwickelung fähig!), ſo würde ſeine Darſtellung einen genetiſchen Zuſammenhang und damit die Berechtigung gewonnen haben, für den nothwendigen Abdruck eines von den Zeitbewegungen ergriffenen Gemüthes zu gelten, und geachtet zu werden. Durch Brutalität aber wirſt Du die Welt nicht verbeſſern. Mit eigenen ſtillen und tiefen Schmerzen mußt Du die neuen Ideen gebären, dann werden ſie wirken!

Der Verfaſſer kann ſagen: man hat nur einen Roman gegeben! Die individuelle Frevelhaftigkeit ſeiner Romanperſonen, die er ganz objectiv gehalten, dürfe man ihm nicht in den Schuh ſchieben! Nachdem er die Vorrede zu den Briefen über die Lucinde geſchrieben, möchte Gutzkow jedoch zu ſtolz ſein, dies Argument für ſich geltend zu machen. Die Charaktere des Romans ſind übrigens ungemein künſtlich und froſtig zuſammengeflickt, ſodaß man an ein wirkliches Leben und inneres Bewegen an ihnen ſich nicht entſchließen kann zu glauben. Cäſar, ein kaltes Schema rationaliſtiſcher Selbſtſucht, und Wally, die im Gefühl verwahrloſete, geborne Zweiflerin, ſind zwei Rechenexempel der Gutzkow'ſchen Abſichten, welche aller Blutswärme entbehren. Die Schreibart hat etwas abſichtlich Trockenes und Herbes, ohne alle geſchmackvolle Tinten,

wodurch ſchwerlich eine neue glückliche Revolution des deutſchen Stils bewirkt werden wird. Das ganze Buch macht den Eindruck wie von naßkaltem Wetter; nicht einmal ein Sonnenſtäubchen blitzt erhellend und wohlthuend durch dieſe unheimlichen und wirren Regenſchauer. —

Ueberhaupt wurde damals Gutzkow in Parallele mit Wienbarg, mit dem er ſich in Frankfurt am Main zu einem journaliſtiſchen Wirken zuſammengefunden hatte, im Zodiacus folgendermaßen von mir charakteriſirt: ein Urtheil, das ihn auch heut noch, wie er in der Literatur iſt und wirkt, vollkommen bezeichnet und ſo ſehr einer aller perſönlichen Reibung fremden Anſicht entfloß, daß wir es jetzt wieder mit gutem Gewiſſen als unſer Anfangs- und Endreſultat über den gutzkow'ſchen Charakter aufnehmen können:

Wienbarg und Gutzkow.

(Literariſcher Zodiacus von 1835, S. 281.)

— Ich habe Wienbarg's äſthetiſche Feldzüge bei ihrem Erſcheinen mit großer Anerkennung angezeigt, obwohl ich manche ſeiner Anſichten nicht theile. Mir war das Humane und Noble angenehm und liebenswerth, in deſſen Grenzen ſich ſein literariſcher Radikalismus in den Feldzügen bewegte und worin er ſich weſentlich von ſeinem jetzigen Genoſſen Karl Gutzkow unterſcheidet, der ſein naturkräftiges, aber noch ungereiftes Talent mit aller Gewalt immer mehr in die dickſte Unhumanität hineinzerrt und ſo oft nur wie ein principloſer Raiſonneur ins Blaue hinein erſcheinend, alle Sympathieen in der Literatur auf die ungeſchickteſte und unnützeſte Weiſe zu ertödten beginnt.

Wienbarg hat die Würde und Höhe unserer Zeit besser gefühlt und verräth sie selbst da, wo er die Hand zum Zerstören an ihr ausstreckt. Denn in einer Periode, wo das traditionell, obwohl bereits unberechtigt Bestehende sich in die Unhumanität hinein gerettet hat, um sich durch Verfolgungssucht und Grausamkeit noch eine Zeitlang obenauf zu erhalten, müssen grade die Schriftsteller, von denen in unserem Deutschland lediglich der Meinungen- und Zustände-Umschwung ausgehen kann und wird, ihren siegreichen Waffen den jungfräulichen Glanz der Humanität zu erhalten wissen. Weniger productiv wie der rastlos und mehr aus einem Gusse schaffende Gutzkow, hat Wienbarg dagegen eine männlichere Lebensreife, die seinen Leistungen mehr Glauben und seinen Einsichten mehr Hintergrund verschafft. Um piquant zu werden, nimmt er nie seine Zuflucht zu abgehorchten Persönlichkeiten und indiscreten Anecdotenkrämereien, wie der klatschsüchtige Gutzkow in seinem Phönixliteraturblatt, der seine besten Freunde schmachvoll zu compromittiren im Stande ist, obwohl so naiv, daß man ihm noch kaum eine böse Absicht dabei zuschreiben mag. So ist es ihm gewiß wider seinen Willen begegnet, daß er durch solchen kritischen Gevatterschnack den ächten deutschen Vetter Michel in die Literatur wieder eingeführt hat, während er, ich zweifle nicht ganz, ursprünglich von der bessern Absicht dabei ausging, durch diese Persönlichkeitskritik, durch die er freilich mehr eines Autors Rock und Hut, als sein Buch und seine Ideen bespricht, für der literarischen Zustände Befreiung und Erlösung von alten schulmeisterlich-objectiven Pedanterien zu wirken. Wienbarg geht dagegen schärfer und mit mehr Wissenschaftlichkeit auf die Sache und besitzt einen edlen Zorn, während

Gutzkow oft nur kleine Tücken des Augenblicks auszuüben ſcheint. Wienbarg ſchreitet mit Beſonnenheit und ſtillem Selbſtbewußtſein vorwärts, während Gutzkow ſichtlich glaubt, daß ſeine unüberlegten Eiſenfreſſereien ſchon hinreichen, um die Axe der Weltgeſchichte darnach knarren zu machen. Wienbarg achtet wie ein wackerer Krieger ſeine Feinde noch, die er bekämpft; Gutzkow ſpürt noch den knabenhaften Kitzel in den Fingern, Ohrfeigen auszutheilen, die ihm oft als die ultima ratio ſeiner Kritik dienen. Wienbarg hat durch ſeine äſthetiſchen Feldzüge etwas Poſitives gewirkt und manches tüchtige Gemüth für die auf die Weltanſchauung zu begründende Aeſthetik gewonnen; Gutzkow hat der Literatur bis jetzt nichts genützt, vielmehr manche wichtige ſociale Frage der Zeit durch jugendliche Uebereilung und ein forcirtes Ueberbieten verdorben, ſo daß man ſie nicht gleich wieder mit Anſtand nach ihm aufnehmen kann (man denke nur an ſeine Vorrede zu den herrlichen und welthiſtoriſchen Schleiermacher'ſchen Briefen über die Lucinde!); vor Allem hat er aber als Kritiker den Vorwurf auf ſich geladen, daß er die Iſolirung und Selbſtzerfleiſchung in der deutſchen Literatur hervorruft, der grade jetzt mehr als je vorgebeugt werden ſollte. Ich bin begierig, wie Wienbargs mehr attiſche, und Gutzkow's mehr doriſche Natur — ich rede nur von ihren literariſchen Perſönlichkeiten — zuſammen wirken werden, da ſie ſich jetzt in Frankfurt am Main, wie es ſcheint, zu gemeinſamen Beſtrebungen vereinigt haben, was mich eben hier auf eine Parallele Beider hinführte. Vielleicht verſchmelzen ſie ſich mit ihren Eigenthümlichkeiten, da ſie es urſprünglich Beide gleich redlich meinen mit dem Fortſchritt, und gleich muthig dafür ausgerüſtet ſind.

8.

Im Herbst des Jahres 1835, als ich mich wieder in Leipzig aufhielt, empfing ich dort folgenden Brief von Wolfgang Menzel, mit dem ich wohl früher schon in einem flüchtigen und gelegentlichen Briefverkehr gestanden:

An Herrn Dr. Theodor Mundt, Redacteur des Zodiacus.

Stuttgart, 25. September 1835.

Verehrtester Herr!

Da ich gegen das gottlose Treiben des Dr. Gutzkow aufgetreten bin, fühle ich wohl, daß ich entweder wirklich zu leidenschaftlich bin, oder doch dafür werde gehalten werden. Ich kann meiner Entrüstung nicht gebieten und nicht schlau sein, wenn mein Innerstes empört ist. Damit aber die gottlose Brut keinen Vortheil aus meiner Leidenschaftlichkeit ziehe, bitte ich Sie im Namen der Ehre und der guten Sache, von Ihrem unbefangenen Standpunct aus in dieser Angelegenheit ein zeitgemäßes Wort zu reden. Daß Sie in der Sache mit mir einverstanden sein werden, setze ich voraus. Ohne daß wir viel mir einander verkehrt haben, weiß ich doch, Sie kennen mich, und ich kenne Sie. In einer guten Sache werden wir immer übereinstimmen.

Es wäre doch in der That traurig, wenn die deutsche Jugend sich auch nur theilweise von einer so ruchlosen Tendenz verführen ließe. An uns, den literarischen Wächtern ist es, hier dazwischen zu treten.

Sie würden vielleicht meine Heftigkeit noch mehr gerechtfertigt finden, wenn Sie die moralische — — — Gutzkow's auch im Privatleben in solchem Umfang kennen gelernt hätten, wie ich. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Menzel.

— Ich war sehr erfreut über diesen Brief, der mir Gelegenheit darbot, vielleicht durch ein zweckdienliches und kräftiges Dazwischentreten diese so sehr zum öffentlichen Scandal gewordenen Literaturstreitigkeiten an ihrer Quelle zu verstopfen, und in diesem Sinne ließ ich sofort meine Antwort an Menzel abgehen. Jener Brief aber, den er an mich schrieb, kann ihm eigentlich nur zur Ehre gereichen, und seine Mittheilung mag deshalb dem so bitter Verklagten hier zu Gute kommen, weil sie beweisen dürfte, wie ernst und ehrenhaft es Menzel ursprünglich mit diesem Handel gemeint, und wie er auf die edelste Weise mit seinem Gewissen zu Rathe ging, ob er sich nicht zu weit habe hinreißen lassen. Wäre er immer in diesen Gränzen der Ehrenhaftigkeit geblieben, so würde es für alle Theile, und besonders auch für mich, besser ausgefallen sein. In meiner Antwort suchte ich ihm auseinanderzusetzen, wie er zuerst von dieser Art und Weise der Polemik abstehen müsse, um ein würdiges Resultat und einen würdigen Sieg davonzutragen. Ich wurde hier zum Klugredner wider Willen, und hatte insofern in der That klug reden, als ich mich ganz entfernt von aller persönlichen Betheiligung bei diesem Streite fühlte. Bei allem meinen eigenen Widerwillen gegen gutzkow'sche Richtungen, dachte ich doch besser von seiner Person als Menzel, und hielt es für die Literatur ersprießlicher, daß er erhalten werde, als daß man ihn, wie Menzel wollte, mit Stumpf und Stiel vernichte. Gutzkow' besaß ein merkwürdig regsames Talent und einen großen combinatorischen Verstand, dem nur sein Charakter immer die bösesten Streiche spielte. Wer aber diesen Charakter Gutzkow's unausgesetzt aufreizte, beging dadurch gewissermaßen die

Versündigung an ihm, daß er ihn nöthigte, sein Talent wie seinen Verstand durch seinen Charakter aufzureiben und zu vernichten. Und dies hat Gutzkow leider in so vielen seiner nachmaligen Fehden gezeigt, daß ihn bei solchen Ausbrüchen seines reizbaren Charakters Talent wie Verstand verlassen. Indeß wollte Menzel von einer superioren Berücksichtigung des gewissermaßen unfreien Naturells Gutzkow's gar nichts wissen, und es mußten zwischen beiden wohl noch mancherlei persönlich schlimme Verwickelungen zum Grunde liegen, welche diesen für die ganze junge Literatur so verderblich gewordenen Streit entflammten und unlöschbar machten. Hatte sich doch Gutzkow zuerst an Menzel gebildet, und war, nachdem er in seinem „Forum der Journalliteratur" Menzel verherrlicht hatte, zu ihm nach Stuttgart gezogen, wo er an dem damals so gefürchteten Morgen-Literaturblatt mitarbeitete! Wer weiß, welch ein dämonischer Zwiespalt da diese beiden kritischen Goldmacher mitten unter den Geheimnissen ihrer Werkstätte beschlichen haben mag! Soviel ist gewiß, daß es eine Pulver-Explosion war, an der sich beide die Nase verbrannten und durch die wir andern Umstehenden wenigstens geschwärzt oder doch mitangeschwärzt wurden! —

Wolfgang Menzel nahm meinen Brief zwar gut auf, schrieb mir aber doch bedenkliche Warnungen zurück, die mir plötzlich wie das Gekrächze eines Leichenhuhns ins Ohr klangen, und mich aus meiner noch harmlosen Betrachtung der Dinge aufschreckten. „Bald — schrieb er mir unter Andern — in wenig Wochen schon, werden sie bedauern, die Gelegenheit nicht benutzt und durch eine würdige Stellung gegen die Frankfurter Ihrem

Journal die bessern und unverlierbaren Sympathien der gebildeten Welt zugewendet zu haben!" —

Man sah, wie er sich durchaus nicht darein finden konnte, noch andre Farben als Schwarz und Weiß zu sehen, deren eine er durchaus von mir verlangte.

Indeß traf die mir gegebene Frist richtig ein. „In wenig Wochen" erschien das öffentliche Polizeiverbot des „jungen Deutschlands," dem ich meinen Namen hinzugefügt fand. — —

9.

Wozu diese Rückerinnerungen? Zu keinem andern Zweck, als um durch ein klares Bewußtsein über die Vergangenheit einen Glauben an die Zukunft zu begründen. Wo soll dieser Glaube aber in der Literatur herkommen, wenn man nicht mehr an die innere geistige Entwickelung der Schriftsteller glaubt, sondern Alles, was Entwickelung ist, sofort nur als Negation betrachtet und gewaltsam über den Haufen wirft? Das heißt die Literatur vernichten. Denn so gut wie dies fünf Schriftstellern begegnen mag, kann es auch hundert und aber hundert treffen, und keiner ist sicher. Unter solchen Zeitumständen ist es gut, ein Bewußtsein über seine geistige Entwickelung an den Tag gelegt zu haben und darin zu zeigen, daß man sich seiner eigenen Entwickelung nicht zu schämen braucht. Man müßte ja sein eigenes Leben zu Quark und Plunder machen, wenn man um einer äußerlichen Schlappe willen auch die innere Welt seiner Bestrebungen preisgeben und wie ein Kartenhaus umstürzen lassen wollte. Was fallen muß, mag fallen, aber es ist doch wohl Niemandem zu verdenken, wenn er nicht Hand an sich selbst legen will!

Ich für meinen Theil werde daher die seidene Schnur niemals annehmen, um meine Principien daran aufzuknüpfen. Ein Galgen ist und bleibt doch immer ein Galgen und — „das Leben ist doch schön!" Heine und Gutzkow haben in ihren letzten Selbstbekenntnissen die Schnur nicht gescheut, sondern vor aller Welt ihre Grundsätze darin baumeln lassen. Vielleicht geschah solchen Grundsätzen dadurch ihr Recht. Heine will nichts als „Dichter" und „Royalist" gewesen sein, nicht politische, sondern nur poetische Intentionen hat er an sich gekannt, und alles Andere an sich läßt er baumeln. Etwas Aehnliches hatte Gutzkow schon früher in seinem eigens zu diesem Zweck gegründeten „Jahrbuch der Literatur" gethan, worin er unter dem Titel „Vergangenheit und Gegenwart. 1830—1838." uns seine Selbstbekenntnisse über diese mitdurchlebte Periode der Zeit und Literatur überlieferte. Alle die eigentlich verfehmten Ideen und Richtungen des sogenannten jungen Deutschlands, die Frauenemancipation, die Rehabilitation, die freie Ehe, die Angriffe auf das Christenthum, und wie diese Dinge noch sonst heißen mögen, sind ihm gänzlich fremd, und doch erscheinen diese Begriffe gerade in seinen Schriften mit derjenigen Unvernünftigkeit und Verschrobenheit, die so Vieles verdarb. Daraus kann er auch sein Recht herleiten sie zu verläugnen und abzuthun, weil er nur das Leere und Nichtige von ihnen gekannt und besessen. Dagegen hat man mir so oft die Thorheit der Emancipationsfragen in Bausch und Bogen zugerechnet, und doch habe ich in meinen Schriften nichts gethan, als an die beständige Entwickelungsfähigkeit des Christenthums aus sich selbst, an die substantielle Ver-

Digitized by Google

edelung der Materie, und an das höhere geistige Bildungsleben der Frauen appellirt. Dies sind die wesentlichsten Grundrichtungen meiner bisherigen Schriften, im Einzelnen wohl getrübt durch manche Schlacken der Entwickelung, aber nie so von ihrer einen und einfachen Idee entartet, daß ich nöthig haben möchte, das, was ehrliches und gesundes Leben war, jetzt wie schlechte Säfte zu verläugnen. —

Allen diesen Schriftstellern that man aber darin Unrecht, daß man von vorn herein nicht an ihre Zukunft glaubte, sondern ihr Erstes sofort auch für ihr Letztes nahm, und die Bücher ihrer Jugendentwickelung, die mehr wie Programme und Vorreden denn wie wirkliche Schöpfungen aussahen, zu Verurtheilungen der ganzen Existenz benutzte. —

— Die ungünstige Epoche der Literatur, welche die so verderblich gewordene Kategorie des „jungen Deutschlands" hervorrief, ist abgelaufen und beendigt. Diese Blätter wollen die Bitte befestigen helfen: daß jetzt, nachdem die Kategorie des jungen Deutschlands verjährt und verfallen, eine Zeit des Vertrauens folgen möge. Programme und Vorreden kann man allenfalls auch ohne Vertrauen liefern. Die Schöpfungen selbst, die Werke der wahren Liebe und der ächten Hoffnung, zu denen sich noch die ganze Jugend ausbreitet, entsprießen nur dem Vertrauen! — —

Berlin, am 12. October 1840.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Digitized by Google

Steckeler
binderei
städt/Do.

Digitized by Google

Digitized by Google